



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

E. D. Hym. - G

HARVARD UNIVERSITY



LIBRARY

OF THE

Museum of Comparative Zoology

Hym
76.755

AUG 16 1932

W. M. Kelly

Preisgekrönt!

p. 134-144. *Prozess*.

p. 147. *Simson - der Sonne mahn.*

Diep. 336. - *Virgil*

p. 313-318. *Königthum.*

*Bienen des Kaisers, nach
Chiffletius, On the man
of children, f. 100
Tournay 1854.*

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte.

p. 139-140. *Apis, die*

Von

*Fries, ohne Befragung
entstanden. Seine Mutter,
die Kuch, ebenfalls jung.
Joh. Ph. Bloch. fräulich geblieben.*

(90)

Zweite Ausgabe.

Die Vorrede ist datirt:
Wolfenbüttel, bei Freiburg, Baden. Ostern 1897.
Heidelberg.

Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung

Theodor Groos.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CAMBRIDGE

Die

Symbolik der Bienen

und ihrer Produkte.

ED, Hym.

Pp. 321-411 missing.

Die

Symbolik der Bienen und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen
der Völker.

Eine kulturgeschichtliche Schilderung des Bienenvolkes
auf ästhetischer Grundlage.

von

Ach. W. M. M. M.

Zweite Ausgabe.



Heidelberg.

Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung
Theodor Gross.

E. D. Hym. - 9

13

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Von dem
unter dem allerhöchsten Protektorate
Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin
Elisabeth von Oesterreich
stehenden
Wiener Bienenzüchter-Verein
mit dem I. Preise gekrönt.

Vorwort.

Unter den Bienenzüchtern gilt mit Recht das Sprichwort: „Wer Bienen halten will, muß die Bienen lieb haben.“ Vielleicht gilt dieses Wort auch von denen, welche über die Bienen schreiben. Es sollte wenigstens also sein. Da nun beides bei dem Verfasser dieser wissenschaftlichen Untersuchung zutrifft — denn bei demselben ist die Bienenzucht von des seligen Großvaters Zeiten her ein Stück Familientradition — so wäre derselbe a priori zur Abfassung einer Bienenschrift berechtigt. Ob er dazu befähigt war, ist freilich eine andere Sache. Darüber wolle der geneigte Leser entscheiden.

Nicht wollte der Verfasser mit der Veröffentlichung dieser Studie, der Frucht langjähriger Bienenarbeit des Suchens und Sammelns, die Zahl der naturwissenschaftlichen und technischen Bienenbücher vermehren. In diesem Gebiete, welches allerdings für die Praxis der Bienenzucht das Hauptgebiet der apistischen Litteratur bleiben wird, haben die Großmeister und Kleinmeister das Ihre gethan, jeder nach dem Maß seiner Erkenntnis und Erfahrung, so daß es nachgerade für die Prosa der Bienenkunde und Bienenzucht der Lehrbücher fast mehr als genug geben dürfte.

Dagegen ist die Poesie der Bienen und ihrer Produkte — und eine solche hat es bei allen bienenzucht-treibenden Völkern aller Zeiten und Zonen gegeben — viel zu wenig beachtet worden. Und doch ist es eine ganze Fülle des Guten, Wahren und Schönen, was der in das Leben und Weben der Bienen sich versenkende Menscheng Geist entdeckt, woran Herz und Gemüt sich erwärmt, begeistert und erbaut haben. Ja, es liegen in dieser poetischen Bienelitteratur wahre Schätze und echte Kleinodien und Perlen verborgen, wie solche kein anderes Gebiet der Naturdichtung im gleichen Umfange aufzuweisen hat. Nur ergeht es diesen poetischen Schätzen in der Litteratur der Bienen wie allen Schätzen: sie sind nicht leicht zu heben. Einmal liegen diese Schätze nicht auf der Oberfläche des Tages, sondern müssen zumeist tief unten gesucht werden im Schoße der Geschichte und Litteratur der Völker, ja in dem allertiefsten Schacht des Volkslebens, über welchem das Dunkel der Sage geheimnisvoll gelagert ist; sodann werden sie nicht immer als eitel Gold und Silber am Fundort zu Tage gefördert, oft sind Schlacken und viel taubes Geröll dabei, welche dann erst säuberlich ausgeschieden werden müssen; endlich sollte man, um über die Bienen, diese „Lieblinge der Musen“, zu schreiben, selber ein Liebhaber der Werke der Musen sein. Das alles leistet dem wissenschaftlichen Forscher die Symbolik. Aus diesem Grunde haben wir unserer Schrift, welche wir auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten hätten nennen können, den Namen Symbolik gegeben, um damit von vornherein die wissenschaftlichen Prinzipien, welche maßgebend waren, zu bezeichnen.

Die außerordentliche symbolische Natur unseres Insektes ist selbstredend für den, der sich mit ihm beschäftigt, auch unbestritten anerkannt. Uns liegt ob, auf Grund dieser symbolischen Natur, wie sich solche jedem Volke nach einer besonders wichtigen Seite offenbarte, die symbolische Bedeutung der Bienen für das religiöse, künstlerische und dichterische Leben jedes Volkes nach den Quellen zu untersuchen, im Zusammenhang mit dem jeweiligen Volkscharakter zu begreifen und die Hauptmomente, die Resultate unserer symbolischen Darstellung, in vergleichender Darstellung vorzuführen. Einzelne Bemerkungen, wie sie in dieser Richtung da und dort in apistischen Büchern und Zeitschriften, in Gestalt von gelegentlichen Citaten philologischer Kommentatoren auftauchen, können der Symbolik eines klassischen Kulturtieres nicht genügen. Auch handelt es sich auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaften nicht mehr blos um Griechen und Römer, wenn das große Reich des Symbolischen betreten wird. Die großen Kulturvölker des fernen Ostens, die uns geistig näher stehen als unseren Vätern, wollen beachtet sein.*) Es ist Pflicht und Bedürfnis zu wissen, wie sich derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee in den verschiedenen Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgepiegelt hat. Die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller einschlagenden Sagen, Dichtungen, kultischen Einrich-

*) Vgl. Len z: „Zoologie der alten Griechen und Römer“ S. 562 f.
Keller: „Die Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung.“ (Gerade die Biene fehlt!)

Angelo deubernatis: „Die Tiere in der indogerman. Mythologie“ (übers. von Hartmann), Kap. IV, S. 506 f.

tungen und künstlerischen Darstellungen eröffnet zum Schluß eine interessante Perspektive auf das trotz der lokal und historisch motivierten, individuellen Besonderheit der einzelnen Völker immerhin vorhandene Gemeinsame des Anschauens und Empfindens der Menschheit als solcher. Die Bienensymbolik dürfte somit in ihrem bescheidenen Teile dazu beitragen, das interessante kulturhistorische Prinzip, welches anerkanntermaßen die Tier-Mythologie und -Symbolik beherrscht, mitaufzuhellen und bereichern zu helfen. Hier gilt in Wahrheit: „maxima in minimis.“

Wolfenweier,
bei Freiburg (Baden)
Ostern 1897.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung: Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik	1

Erster Teil.

Die symbolische Natur der Bienen.

Erstes Kapitel: Zeugen aus allerlei Volk	9
Zweites " Die Wunder der Bienenstadt	20
Drittes " Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates	33
Viertes " Der Bienen Blumenfahrt	51
Fünftes " Viel Feind' — viel Ehr'	60
Sechstes " „Das Schwärmen“ ist des Imkers Lust	69
Siebentes " Wie die Bienen Hochzeit halten	77
Achtes " Unsere Bienen in Australien	82
Neuntes " Eine steierische Bienenmutter oder wie die Bienen ein Hausfegen werden	89

Zweiter Teil.

Die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern.

Erstes Kapitel: Bei den Indern	105
Zweites " " " Egyptern	119
Drittes " " " Hebräern und Mohammedanern	145
Viertes " " " Griechen und Römern	157

	Seite
Die Bienen ein Symbol des verlorenen Paradieses, des goldenen Zeitalters	182
Die Bienen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung	184
Die Bienen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit	187
" " " " der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit	193
" " " " der Reinheit und Jungfräulichkeit	196
" " " " der Dichtkunst und Redekunst .	199
" " " " der Liebe	202
Die Bienen ein augurisches Symbol	212
Fünftes Kapitel: Bei Germanen und Slawen	217

Dritter Teil.

Klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltliteratur.

Beilage I.

Virgils Landbau-Gedicht, IV. Buch.

Vorbemerkungen	278
Urtext und metrische Übersetzung	283
Sachliche Erläuterungen	312

Beilage II.

Bernard de Mandeville's „Bienenfabel“.

Vorbemerkungen	338
Urtext und metrische Übersetzung	358

Beilage III.

Der Amsen-Immenkrieg von Ferdinand Vereslas.

Erster Gesang. Süßliebs Lob	386
Zweiter Gesang. Die Rüstung	392
Dritter Gesang. Der Götterrat	398
Vierter Gesang. Die Amsen-Immenschlacht	402
Fünfter Gesang. Des Krieges wundersame Endschaft	408

Einleitung.

Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik.

„Viel sind der Wunder fürwahr,
Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.
Der Anmut Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches.“
(Pindar.)

Die Mythologie, in deren weites Gebiet unsere symbolische Studie über die Biene und ihre Produkte einschlägt, ist mit Recht die Kindersprache des menschlichen Geschlechtes genannt worden. Die Phantasie des Kindes glaubt an die Beseelung der einzelnen Naturgegenstände. Alles Sichtbare, Gegenständliche, Objektive ist der Ausdruck und das Werk unsichtbarer Kraft und Wahrheit. Das ist die große Idee, welche auch im Glauben jedes Kindes schlummert, welche auch im Gemüte der kindlichen Menschheit, der Völker aller Zeiten und Zonen vorhanden war und noch ist.

Groß, unermesslich wie die Erscheinungen der sinnlichen Welt selbst, ist das Reich, in dem die menschliche Phantasie diese ihre Objekte sucht. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Blitz und Donner, Regen und Sonnenschein, das Größte wie das Kleinste in Tier- und Pflanzenwelt und nicht zuletzt der Mensch, der zur Herrschaft berufene König der sichtbaren Schöpfung, wird in dieses dichterische Schaffen der Phantasie hineingewoben. So unerschöpflich nun einerseits das Leben ist, das die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Bildungen und

Erscheinungen entwickelt, so groß ist andererseits die Verschiedenheit, in welcher die jedesmalige Individualität eines Menschen und Volkes einen und denselben Naturgegenstand auffaßt. Daher die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Natursymbole untereinander und jedes einzelnen wieder für sich. Wie eigentümlich lokal ist z. B. für den Inder der Elefant, dieses heiligste Tier seiner Symbolik, für den Ägypter der Scarabäus, als Symbol der Zeugung und des Weltganzen, für den Araber das Kamel, das Schiff seiner Wüste, für den Germanen die Esche oder Eiche, diese Urbäume seiner Wälder! Wie verschieden gestaltet sich ein und dieselbe Naturerscheinung, wenn z. B. der Mond in seinem ersten zunehmenden Stadium dem Orientalen als ein silbernes Hufeisen erscheint, das der Klappe der Nacht auf dem Galoppe durch die gestirnten Räume des Himmels verloren hat, dem Ägypter als ein silberner Nachen, in welchem die Göttin des Mondes auf den dunkeln Wogen der Nacht sanft und still dahingleitet, dem Hellenen als die leuchtende Sichel, die den Uranos verstümmelt und der aus dem Schaume des Meeres auftauchenden Göttin der Schönheit und Liebe das Dasein gegeben. Anders symbolisiert ein Ackerbau treibendes Volk, anders ein Nomaden- und Jägergeschlecht, anders eine vorzugsweise kriegerische Nation: dem ersteren sind z. B. die weißen Wölkchen am Himmel ebensoviele Kinder und Kühe, die mit ihrer Milch die Erde tränken, dem zweiten eine Lämmer- schar, die dahinflieht „wie wenn der Wolf die Herde scheucht“, dem dritten ein Kriegszug schneller Roffe, deren Hufschlag am Firmament das Donnergetöse hervorbringt.

Daneben giebt es aber auch eine ganze Reihe Symbole — und das sind eben vorzugsweise Tier Symbole — welche bei allen Völkern eine fast gleichlautende Deutung erfahren. So symbolisiert der Löwe durchweg den heroischen Mut, der Adler die himmelanstrebende Kraft, der Fuchs oder die Schlange die verschlagene List, der Schmetterling die sich selbst erneuernde Lebenskraft — die Biene vorzugsweise das gesellige und gefeß-

mäßige Leben der staatlichen Ordnung, den rastlosen Fleiß, die männliche Wehrhaftigkeit und Treue des Volkes u. s. f.

Für die jugendliche Menschheit war diese Symbolik von unendlichem Wert. Ein glücklich gefundenes Symbol war für sie die im Geiste aufsteigende Idee selbst eine lebendige augenscheinliche Offenbarung, eine Inspiration des von der Phantasie erleuchteten Verstandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anschauung bringt. Je genauer die jeweilige Naturerscheinung und die Vorstellung der Idee im Menschengemüt zusammentreffen, destomehr wird das Symbol naturwahr und dient mit Recht zum Pfande der Wahrheit und Gewißheit. Wir können in dieser Richtung nicht genug den wunderbaren, ich möchte sagen, instinktiven Takt des symbolisierenden Menschengeschlechtes bewundern.

Diese Symbolik war aber für die Völker in ihren Kindheitsjahren kein müßiges Spiel der Phantasie, sondern psychologische Notwendigkeit und feierlicher Ernst; sie allein konnte mit ihren dem Naturleben mit Kindesaugen abgesehenen Bildern und Gleichnissen die erwachenden religiösen Gefühle festhalten und zur Darstellung bringen. So ist die Symbolik der substantielle Kern aller Naturreligion und jeglichen Kultus; die Symbolik hat immer einen mythologischen Charakter; ihre Bilder und Zeichen haben eine hieratische Bedeutung im Kultus.

Nicht minder groß ist die ästhetische Bedeutung der Symbolik. Die mythologisierende Symbolik ist, auf ihre psychologische Entstehung angesehen, als ein unmittelbares Produkt der dichtenden Phantasie, Poesie. In der Mythologie konnte, wie Schelling (Einleitung zur Philosophie der Mythologie S. 54 f.) überzeugend nachgewiesen hat, nicht irgend eine Philosophie wirken, welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst wesentlich zugleich Poesie, ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war

auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Dies letzte bewirkt, daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht bloß zufällig, sondern mit einer Art von Notwendigkeit sein wird; das erstere, daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist. Muß man doch erkennen, daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit gefordert wird, als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen, den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter von Gottes Gnaden, die anderen werden doch eigentlich nur so genannt. Wo immer der Dichtergenius diesen Mutterboden der kindlichen, volkstümlichen Phantasie berührt, da wachsen ihm die besten Kräfte zu; wo die Sprache des Dichters über diese natürliche Symbolik verfügt, da haben seine Gedanken jedesmal zündende Gewalt. So ist die Poesie die berufene Begleiterin, der untrügliche Interpret des echten Volksgemütes; Mythos und Sage sind die heiligen Lieder des ursprünglichen Volksglaubens „im höheren Chor“.

Ja, bis in die Gegenwart herein ist der symbolisierende Trieb eine Macht im Volksleben geblieben; mag die Oberfläche des Volkslebens auch noch so prosaisch nüchtern und verstandesmäßig kalt geworden sein, in der Tiefe jedes gesunden Volkes sprudeln noch warme Quellen poetischer Schaffenskraft genug; es bedarf nur der Zauberrute wahrer Sympathie, um diese Quellen zu entdecken. Wir meinen das dem Volke und Kinde so in das Herz hineingewachsene Märchen, welches zu den Trümmern und Motiven der uralten Sagen und Legenden sich gesellt, als letztes verhallendes Echo des alten Volksglaubens. Der Reiz des Märchens beruht darin, daß es uns in die

Wunderwelt der Kindheit zurückverfehzt und zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Endlich gehört auch das Sprichwort und der oft dunkle, mit dem Namen Aberglaube, Zauber u. dgl. verpönte Volksgebrauch als letztes Glied in der langen Kette symbolisch-mythologischer Bildungen hierher. Das Sprichwort, welches eine breite Gedankenreihe in eine scharfe, prägnante Gedankenspitze zuschleift, damit das Edelmetall der Wahrheit und Weisheit desto scharfer in Ohren und Herzen der Hörer eindringe und haften bleibe, sieht im besonderen Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht. Es wird nicht gemacht, sondern tatsächlich erfunden; nur so wird es ein wahrhaftes Nationalgut. Selbst der lichtscheue Aberglaube mit seinen mancherlei groben und feinen Abstufungen, mit seinen absonderlichen Gebräuchen und Gewohnheiten erhält in diesem großen Zusammenhang eine historische und psychologische Berechtigung; er erscheint als der letzte unverstandene Niederschlag einer uralten Symbolik und Mythologie auf der taghellen Fläche des gegenwärtigen Lebens. „Nomen est mutatum, numen retentum.“

Aus dem Gesagten erhellt das Recht, kraft dessen wir die Symbolik eines einzelnen symbolischen Tieres durch alle Stadien der mythologischen, kultischen und poetischen Entwicklung bei den einzelnen Kulturvölkern verfolgen und in zusammenhängender Darstellung vorführen zu dürfen glauben.

Bgl. Schelling: „Einleitung zur Philosophie der Mythologie.“

Böttiger: „Ideen zur Kunstmythologie.“

Baur: „Symbolik und Mythologie.“

Mork: „Mythologie der Kunstfagen.“

Kreuzer: „Symbolik und Mythologie.“

Friedreich: „Symbolik und Mythologie der Natur.“

Menzel, Wolfgang: „Symbolik.“

Carrière, Moritz: „Kunst und Ideale.“

Erster Teil.

Die symbolische Natur der Bienen.

„Maxima in minimis.“

Erstes Kapitel.

Zeugen aus allerlei Volk.

„Mancher von solchem Betweise geführt und
solcherlei Beispiel
Lehrte, daß in den Bienen ein Teil des
göttlichen Geistes
Wohn' und ätherischer Hauch.“
(Virgil, Georg. IV., 219 f.)

Aber, so hören wir einwenden, hat denn das stille, unscheinbare und weltverborgene Bienenleben, haben Honig und Wachs, diese auf dem heutigen Weltmarkte so sehr entwerteten Bienenprodukte, überhaupt einen symbolischen Wert, wenigstens in dem ganzen Umfang, den wir im vorausgehenden Kapitel hierfür in Anspruch genommen haben? Was will denn dieses kleine Insekt, dieser winzige Hautflügler als Symbol bedeuten gegenüber den kolossalen Riesen der Tier- und Pflanzenwelt, vor deren majestätischer Kraft sich der Mensch gerne beugt? Gewiß die riesigen Dimensionen eines Walfisches und Elefanten oder eines fossilen Reptiles, etwa eines Ichthyosaurus oder Plesiosaurus aus der geologischen Vorzeit ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit viel mehr auf sich. Den Löwen, den König der Tiere, und den Adler, den Herrscher der Lüfte, lassen wir bis auf den heutigen Tag als Symboltiere gelten. Fürsten und Völker führen beide mit berechtigtem Stolz auf Wappenschildern, Münzen und Standarten. Beide, ausgezeichnet durch heroische Kraft und diese wieder geabelt durch edlen Stolz und königliche Würde, sind die Lieblinge unserer Symbolik geworden. Eine Löwen- oder Adler-Symbolik ließe sich jeder gefallen und beide Tiere haben auch in der That schon ihre Spezial-Symboliker

gefunden. Aber kann man denn auch eine Bienensymbolik schreiben?

Es ist wahr, für die Nichtkenner — und deren sind mehr als der Kenner und Liebhaber — haben die Bienen durchaus nichts Wunderbares und Symbolisches an sich, überhaupt nichts Anziehendes und Sympathisches. Im Gegenteil, der Unverstand thörichter Menschen wirft unsere Honigbiene, diesen ältesten und wohlverdienten Adel der ganzen Insektenwelt immer noch gerne zusammen mit dem Geschmeiß der lästigen Fliegen oder gar mit dem schändlichen Räubervolk der Hornisse und Wespen, dieser offenbaren Schädlinge für Tiere und Pflanzen. Die Unschuldigen müssen auch hier, wie so oft in der Welt, mit den Schuldigen leiden. Darum kommt es immer noch leider vor, daß man aus Unverstand, Bosheit oder übertriebener Furcht die lieben Bienen in Acht erklärt, verfolgt und gar tötet, oder in thörichter Verblendung, wie es noch jüngst in einem deutschen Staate vorgekommen sein soll, den Schutz des Gesetzes gegen sie verlangt, als ob sie die Blumen schädigen und die Früchte der Gärten fressen könnten, während unsere tüchtigsten Naturforscher einstimmig nachgewiesen haben, wie unter allen Insekten gerade die Bienen für eine erfolgreiche Befruchtung einer zahllosen Menge von Pflanzen, speziell auch Kulturpflanzen, die unentbehrlichsten Dienste leisten. Der schrecklichste der Schrecken ist eben der Mensch in seinem Wahn. Es gilt heute noch und zwar nicht nur den Theologen, sondern den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Philosophen nicht minder als den Naturforschern, was der alte Friedrich Christian Vesser, weiland Pfarrherr in Nordhausen, in der Vorrede zu seiner im vorigen Jahrhundert Epoche machenden Insekto-Theologie*) zu klagen hatte:

*) D. i. vernunft- und schriftmäßiger Versuch, wie ein Mensch durch aufmerksame Betrachtung der sonst wenig geachteten Insekten zu lebendiger Erkenntnis und Bewunderung der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des großen Gottes gelangen könne. II. Auflage. Leipzig 1740. Vesser scheint in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-

„Es ist bedauerndwert, daß auch Theologi
— Denn Viele nehm' ich aus und spreche nicht von Allen —
Sich um des Schöpfers Werl' nicht die geringste Müß'
Zu nehmen angewöhnt. Wie kann dies Gott gefallen,
Daß seine Diener so von seinen Wundern schweigen,
Wenn sie von aller Herrlichkeit,
Macht, Majestät, Vollkommenheit
Des Schöpfers in den Kreaturen
Uns fast nicht die geringsten Spuren,
Weil sie sie selbst nicht kennen,
Auch nicht zeigen!“

Das ist's eben, „weil sie sie selbst nicht kennen!“ Wer die lieben Dienen nicht kennt, nicht mit ihnen umgeht, und durch den vertrauten Umgang sie lieb gewonnen hat, der kann sie auch nicht bewundern; dem ist es unverständlich, wie sich an das wunderbare Leben dieser Insekten eine geradezu klassische Symbolik bei fast sämtlichen bekannten Kulturvölkern anschließen konnte. Darum müssen wir gewissermaßen zur empirischen Konstatierung der in dem Dienenleben implicite ruhenden symbolischen Hauptmomente die symbolische Natur der Dienen zunächst einer Würdigung unterziehen. Eine wirkliche Wunderwelt

hundert's überhaupt viele Nachfolger gefunden zu haben. Der Kuriosität halber erwähnen wir, daß Lesser selber noch eine Testuccav-Theologie (Leipzig 1744) herausgab. Ihm folgten Allwen mit einer Bronto-Theologie (1745), Rohr mit einer Pluto-Theologie (1740), Fabricius mit einer Pyro-Theologie (1732) und Hydro-Theologie (1734), Darham mit einer Physito-Theologie und Astro-Theologie (1752). Lessers Insekto-Theologie erlebte mehrere Auflagen und wurde nach 1792 ins Französische übersezt unter dem Titel: „Théologie des insectes ou demonstration des perfections de Dieu par W. Lesser“ von P. Lyonnet (Le Haye).

Die von uns benutzte II. Ausgabe der heute sehr selten gewordenen aber um ihres urwüchsigigen, gesunden Humors willen immer noch interessanten Lesserschen Insekto-Theologie befindet sich auf der Groß. Hofbibliothek in Darmstadt, deren hoher Verwaltung wir bei dieser Gelegenheit nicht versäumen unseren geziemenden Dank für die uns persönlich erwiesene Handreichung aus den seltenen Bücherschätzen gen. Bibliothek hochachtungsvoll auszusprechen.

wird sich vor unseren Augen aufthun. Wir werden staunend anerkennen, wie hier im scheinbar Kleinsten das Große und Größte, dessen wir Menschen uns rühmen, zu finden ist. Hier gilt: *Maxima in minimis*. Schon das ist ein Wunder und verdient aus der Wunderwelt der Bienen als erstes ausschlaggebendes Hauptmoment hervorgehoben zu werden, daß unsere Honigbiene (*apis mellifica*) bis auf diese Stunde der einzige Repräsentant aus dem großen Reiche der Insektenwelt ist, welcher seit den ältesten Zeiten der Menschheit domestiziert wurde und zwar nicht bei einem Volke der Menschheit allein, sondern bei allen Völkern und in allen Zonen, wo immer die Mutter Natur diesem Liebhaber der Blumen und Blüten die nektarischen Quellen freundlich erschlossen hat. Die Biene ist das einzige Insekt, welches den Kreislauf der Civilisation mitgemacht hat, so gut wie das edle Pferd, das nahrungspendende Rind, die genügsame Ziege, das geduldige Schaf und der treue Hund. Von der heißen Zone der Äquatorialländer mit ihrer paradiesischen Urwaldsflora bis an die Grenze des Polarkreises, in den noch mit Baumwuchs und Blumen geschmückten Fjorden Norwegens, oder auf unseren alpinen Hochgebirgen bis an die Grenze des ewigen Schnees und an die Ränder der Gletscher dehnt sich das Heimatland der Bienen. Wo immer Völker aus dem Urzustande der Roheit und Wildheit auch nur auf die unterste Stufe einer geordneten häuslichen, wirtschaftlichen und geselligen Lebensgestaltung sich erhoben, da gesellte sich zu den anderen bekannten Haustieren als guter Genius des Hauses die kleine Biene dazu. Sie folgte gerne dem Menschen, der auch ihr Herr und Gebieter ist, aus Bergesklüften und Waldesdunkel in den umfriedeten Garten und zum friedlichen, sicheren Hof und Heim. Sie übersteigt mit ihm die höchsten Gebirge und wandert mit ihm über die weitesten Meere. Sie hat den Auswanderer aus der alten Welt in die neuentdeckten Erdteile, nach dem amerikanischen Kontinent, der sie vorher noch nicht autochthonisch besaß, sowie nach der australischen

Insektwelt im großen Ozean begleitet, um dort, zumal in Amerika, unter der rationellen Pflege wirklicher Großzüchter in den Blumenparadiesen von Cuba, Kalifornien, Texas und Brasilien, wo früher nur das in tausend Farben schillernde Geschlecht der zierlichen aber nutzlosen Kolibris auf die Blumenweide auszog, Wunder zu thun und Hunderttausenden von Menschen einen von Jahr zu Jahr lukrativer werdenden Erwerb zu verschaffen. Der amerikanische Honig, man mag bei uns daran mädeln soviel man will, beherrscht so gut wie der amerikanische Weizen und Mais bereits thatsächlich den Weltmarkt und die amerikanischen Großbienenzüchter, die sämtlich Berufsimker sind, haben in der Schule ihres Reverend Langstroth, dieses Dzierzon Amerikas, etwas gelernt, so daß sie den besten Meistern der europäischen Bienenzucht nicht nur ebenbürtig geworden sind, sondern in der Technik des Betriebes kraft des praktischen Erfindungsgeistes, der dem Amerikaner angeboren ist, uns längst überholt haben. Die Honigbiene ist in Amerika ein Kulturtier im eminentesten Sinne des Wortes geworden*). Nicht ohne

*) Nach einer uns vorliegenden statistischen Zusammenstellung eines für den Weltmarkt zuverlässigen Stockholmer Tageblattes (Dagens Nyheter) beschäftigte die Bienenzucht in den Vereinigten Staaten im Jahre 1890 ungefähr 300 000 Personen. Die jährliche Honigproduktion beläuft sich auf 100 Millionen Pfund im Durchschnittswerte von 15 Millionen Dollars (1 Dollar = 4 Mark). Die jährliche Wachsproduktion wird in runder Zahl auf 500 000 Pfund geschätzt, was einem Geldwerte von 100 000 Dollars entspricht. In County Noalbe (Texas) hat die Bienenzucht neuerdings eine solche Ausdehnung erlangt, daß man diesen Distrikt das „Honigland“ von Texas nennt. Zwei dortige Farmer haben im letzten Jahre (1890) allein über 20 000 Pfund versandt. Ein dritter verkaufte 11 000 Pfund und ist noch im Besitze einer gleich großen Menge.

Dagegen schätzte ein Fachmann in der Luxemburger Zeitung den Honigertrag von Frankreich im Jahre 1887 nur auf 7086 Kilogramm im Werte von 9818 Frcs. (das Kilo zu Fr. 1,39) und den Wachsertrag zu 2,064 Kilogramm im Werte von 4574 Frcs. Wenn auch unsere deutsche Bienenzucht und die mit ihr auf gleicher Stufe der Ent-

Grund betrachten die Indianerstämme Nordamerikas die Bienen als Vorboten des weißen, den Büffel der Prärien als Begleiter des roten Mannes und behaupten nicht unzutreffend, daß in demselben Verhältnisse, wie die Bienen vorrücken, der Büffel und der Indianer zurückweichen müssen (Washington Irving, *tour of the prairies* c. 9).

Weiter ist die Honigbiene so gut wie unsere übrigen Haustiere durch eine jahrhundert-, ja jahrtausendelange Zucht tatsächlich veredelt worden. Es bestehen für gewisse Gegenden und Länder ganz eigenartige, durch Farbe und Behaarung, noch mehr durch Vermehrungskraft und Leistungsfähigkeit sehr variierende Bienensassen wie die Italienerbiene, die Krainerbiene und die Lüneburger Heidebiene, deren jede ihre besonderen Vorzüge besitzt. Inwieweit die von manchem unserer Bienen-großmeister empfohlene planmäßige Kreuzzucht die Qualität des Insektes vermehren wird, kann erst die Zukunft zeigen. Jedenfalls ist die Honigbiene als Kulturtier veredelungsfähig.

Auch insoferne ist die Biene im Kontakt mit der fortschreitenden Kultur der Menschheit geblieben, als ihre Zucht und Pflege Hand in Hand mit den Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Naturwissenschaften gegangen ist. Kein Zweig der Landwirtschaft, in deren Rahmen sie schon die Römer gestellt haben, hat in den letzten Jahrzehnten eine solche Umwälzung der gesamten Betriebsweise erfahren, als die Bienenzucht. Physik und Chemie wurden als Berater herbeigezogen, Männer der Wissenschaft mit Namen von erstem Rang, wie die Professoren Leuckart und Taschenberg, haben neben geborenen Bieneningenieuren, wie Dr. Dzierzon, v. Berlepsch und vielen andern, deren Namen weithin bekannt sind, die Geheimnisse des Bienenlebens entschleiert und wissenschaftlich beschrieben. Über kein

wicklung stehende in Österreich-Ungarn bedeutendere Resultate aufweisen kann als diejenige Frankreichs, so können wir mit Amerika eben doch nicht konkurrieren.

Haustier gibt es eine solche Masselitteratur wie über die Bienen. Bei uns Bienenzüchtern will nachgerade im buchstäblichen Sinne des Wortes alles „mobil“ machen. Und dennoch — trotz aller dieser offenkundigen Fortschritte der Bienenwissenschaft und trotz dieser bedeutenden Leistungen der Bienenzucht, wovon das nächste beste Bienenzucht-Lehrbuch Zeugnis giebt, ist das letzte große biologische Geheimnis der Bienen, das eigentliche Zentrum aller vom Bienenvolt vollbrachten Funktionen, die über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen tierischen Leistungen so unendlich weit hinausgehen, noch nicht enthüllt. Es giebt zur Stunde noch in Ansehung des Bienenlebens mehr als einen dunklen Punkt, über den wohl Mutmaßungen und Meinungen genug, aber noch lange keine wissenschaftlich gesicherten Beobachtungen vorhanden sind.

So ist die Biene für unser Geschlecht immer noch ein Wunder, an dem wir zu lernen haben. Gerade die Frage nach der Tierseele und den geistigen Fähigkeiten der Tiere im Vergleiche mit dem Seelenvermögen und der Geisteskraft des Menschen, die so nahe liegt und so alt ist als das menschliche Denken selbst, hat — das wolle wohl bemerkt werden — bei allen Völkern gerade durch die liebevolle Beobachtung der phänomenalen Lebensfunktionen unserer Bienen eine höchst interessante Beleuchtung erfahren, an der wir hier nicht vorübergehen können. „Den Vorzug vor allen Insekten“, schreibt schon Plinius (hist. nat. XI, 5, 4), „müssen wir den Bienen zugestehen. Wir müssen ihnen die meiste Bewunderung zollen; sie sind die einzigen bloß um der Menschen willen geschaffenen Insekten. Sie sammeln den süßen, feinen, der Gesundheit so zuträglichen Saft, welchen wir Honig nennen; sie sammeln das uns zu tausendfältigem Gebrauche so wichtige Wachs; sie arbeiten mit Ausdauer, führen Gebäude auf, bilden einen Staat, halten Ratsversammlungen ab, wählen Anführer, und haben, was das Merkwürdigste ist, bestimmte Sitten. Sie sind nur ein winziges Schattenbild der Tiere und dennoch sind sie unvergleichliche Meisterstücke der

Natur. Welche menschliche Kraft kann sich mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Kunstsinne messen? Welcher Mann thut es ihnen an Klugheit gleich? Darin wenigstens übertreffen sie uns Menschen gewiß, daß sie alles und jedes nicht für sich, sondern nur für das allgemeine Beste thun.“ Und Celsus bemerkt mit berechtigter Ironie: „Wenn die Menschen sich von den Tieren unterscheiden, weil sie Städte bewohnen, Gesetze machen und eine Obrigkeit an ihre Spitze stellen, so will das nichts bedeuten; denn Bienen (und Ameisen) thun das nämliche. Die Bienen haben ihren König, welchen sie begleiten und ihm gehorchen; sie haben ihre Kriege, Siege und Megeleien der Besiegten; sie haben Städte mit Vorstädten, regelmäßige Arbeitszeit, Strafen für die Faulen und Schlimmen.... Wenn jemand imstande wäre, vom Himmel herab auf die Erde zu blicken, welchen Unterschied könnte er entdecken zwischen den Arbeiten der Menschen und denjenigen der Bienen?“ Unser Herder (Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit) nennt im Hinblick auf solche Leistungen die Tiere „die älteren Brüder des Menschen“, „insofern im Tierreiche die Vorstufen zu den höheren geistigen und moralischen Fähigkeiten des Menschen, wie Vernunft, Sprache, Kunst, Staatenbildung und Gemeinleben zu suchen sind.“ Huxley (natural history review 1861) meint, daß kein Unparteiischer daran zweifeln könne, „daß die Wurzeln aller jener großen Fähigkeiten, welche dem Menschen sein unermessliches Übergewicht über alle anderen belebten Dinge verleihen, sich bis tief in die Tierwelt hinab verfolgen lassen.“ Der Tierseelenkunde müsse notwendig eine viel tiefere Bedeutung zuerkannt werden als früher, wo sie mehr oder weniger nur eine Spielerei von Anekdotenjägern zur müßigen Unterhaltung eines urteilsunfähigen Publikums abgegeben habe. Tito Bignoli (Über das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Tierreich S. 25) behauptet: „Das Studium der speziellen Seelenlehre des Menschen, welche die unentbehrliche Grundlage jeder allgemeinen Vernunftwissenschaft ist, entbehrt jedes Fundamentes,

wenn ihr nicht eine vergleichende Psychologie des Tierreiches zur Seite geht und dieselbe psychologische Potenz in dem Zusammenhang des intelligenten Lebens im ganzen Tierreiche betrachtet wird.“ „Das Tierreich bleibt sonst sozusagen ohne Kopf und der Mensch ohne Basis, auf die er sich stützen könnte.“ In treffender Weise macht F. M. Erbgel („causeries sur la psychologie des animaux“ 1856) darauf aufmerksam, daß die entwickelteren Repräsentanten der Tierwelt — und dazu rechnet er nächst den Ameisen unsere Bienen — ähnlich dem Menschen eine eigene Willens- und Empfindungskraft an den Tag legen. Er behauptet geradezu: „Wenn man von dem psychologischen Studium des Menschen zu dem Studium der Tierseelenkunde übergeht, so muß man staunen, bei den Tieren eine ganze Reihe von seelischen Erscheinungen wiederzufinden, die man eben erst in den geheimsten Falten des menschlichen Herzens und Geistes entdeckt hat. Bei jedem Schritte, den man auf diesem ungeheueren Gebiete macht, gelangt man von Überraschung zu Überraschung: Verstand und Dummheit, List und Einfältigkeit, guter und schlechter Geschmack, Herzengüte und Bosheit, Milde und Strenge, Ungeßüm und Phlegma, Ernst und Unbesonnenheit, Beständigkeit und Leichtfertigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Mut und Prahlerei, Unerforschdenheit und Ängstlichkeit, Treue und Untreue, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Offenheit und Hinterlist, Stolz und Bescheidenheit, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Feinheit und Rohheit, Mitleid und Grausamkeit, Verschwendungssucht und Geiz, Mäßigkeit und Gefräßigkeit, Hoffen und Verzweifeln, Eigensinn und Nachgiebigkeit, Gehorsam und Widerspruch, Traurigkeit und Frohsinn, Born und Unempfindlichkeit, Faulheit und Fleiß — kurz, die Temperamente, die Leidenschaften, die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen steigen eines nach dem andern aus dem weiten Meere des tierischen Lebens empor und überall zeigt sich dem erstaunten Beobachter das treue Abbild unseres ganzen gesellschaftlichen, industriellen, künstlerischen und politischen Lebens.“

M. Carrière (Ästhetik I, S. 276) schreibt: „In der Stufenreihe der Entwicklung streben die Tiere der Menschheit zu und können wohl als deren auseinandergelegte und zerstreute Glieder bezeichnet werden, sowie die Entwicklungsgeschichte des Menschen die Stufen des Tierlebens durchschreitet. Bienen und Ameisen geben Vorspiele menschlicher Gemeinschaft und dies ihr Zusammensein macht geradezu einen ästhetischen Eindruck.“ Anatreon hat die Cicade wie eine Nachtigall der Insektenwelt begrüßt und Wischer (in seiner Ästhetik) bemerkt sinnig, wie das unendliche Summen, das die Insekten im Wohlgefühl des Lebens an schönen Frühlings- und Sommertagen anheben, wie eine allgemeine Stimme aus unsichtbarem Munde klingt, womit die Schöpfung sich selbst den Segen der Wärme erzählt.

Wer halbwegs in die Wunderwelt gerade der Kleinsten, vorab unserer lieben Bienen, eingedrungen ist, wem sie mehr sind als eine Insekten-species, die ihn mit Honig versorgt, der wird den Lückenbüßer Instinkt längst aus seinem Bienen-Sprachgebrauch verbannt haben. Instinkt, dieses Allerwelts-Verlegenheitswort, unter dem sich jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges, ist doch nur ein leeres Wort, auf dessen Konto der Menschenverstand alles das zu schreiben gewohnt ist, das er selber nicht begreift. Nicht umsonst läßt Shakespeare seinen bacchantischen Bramarbas Falstaff, als er eben von Prinz Heinz in seiner erbärmlichen Feigheit überrascht worden ist, zur Entschuldigung die hohlen Worte vortragen:

„Instinkt ist eine große Sache!
Ich war eine Memme aus Instinkt.“

„Es giebt keinen Zufall, Zufall wäre Gotteslästerung!“ ruft unser Lessing in der Emilia Galotti aus tiefster Überzeugung, gleichsam plötzlich von der religiösen Wahrheit überwältigt. „Es giebt keinen Zufall!“ sagt Schillers Wallenstein und setzt hinzu:

„Denn was euch blindes Dhngefähr erscheint,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Es giebt auch keinen Instinkt, Instinkt wäre nicht minder eine Gotteslästerung; oder wäre es keine Sünde wider unser besseres Wissen und Gewissen, wenn wir, weil es einmal so hergebracht ist, die wunderbaren Leistungen unserer Mitgeschöpfe nur als Automatenstücklein gelten lassen wollten. Unsere Menschenwürde erleidet durch dieses Zugeständnis keinerlei Einbuße und die Ehre Gottes, für die wir Menschen schon so oft in Thorheit geeifert haben, wird dadurch wahrhaftig nicht geschädigt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Beste verkündet seiner Hände Werk.“ Auch das Würmlein im Staub darf seinen Schöpfer ehren. Wer will es uns verwehren, wenn auch wir dem klassischen Dichter zum Lobe unserer Lieblinge nachbekennen:

„Daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Wohn', und ätherischer Hauch, denn die Gottheit gehe durch alle
Länder hin und Räume des Meers und Tiefen des Himmels.
Schafe daher und Kinder, der Mensch und des Wildes Geschlechter,
Jedes bei seiner Geburt entschöpft' ihr Hauche des Lebens.
Siehe, auch dorthin lehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück und nirgend sei Tod; es schwinde sich lebend
Unter die Zahl des Gestirns und leucht' am erhabenen Himmel.“

(Virg. Georgic. IV, 220 ff.)

Doch genug der Zeugen aus allerlei Volk zum endgültigen Beweis, daß der Menscheng Geist zu allen Zeiten dem Leben und Weben unserer Bienen sinnend gelauscht hat. Wer noch mehr Zeugnis verlangt, sei auf die unermessliche Welt der Tierfabel und der Märchen hingewiesen, in die wir, soweit sie das Bienenleben berühren, in den nachfolgenden Kapiteln eintreten werden.

Zweites Kapitel.

Die Wunder der Bienenstadt.

„Wie sie die Wohnung bauen
Von gold'nem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'ring wecken,
Die Zimmer all' sind gleich,
Besondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich.“

Georg Philipp Harsbörfer,
Pegnesisches Schäfergedicht.

Aus der Vorhalle der Zeugen treten wir jetzt in das eigentliche Heiligtum des Bienenlebens selbst, wo es uns verrät, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innewohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen und zwar beginnen wir mit demjenigen Teil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muß, mit dem Haus und Heim der geselligen Tiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustoßen und zu stoßen, sich immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagewerks bis tief in die zum Tage gewordene

Nacht hinein, wer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wie in diesen fast unübersehbar scheinenden Riesenstädten mit ihren Hunderttausenden von Bewohnern durch die weise Ordnung der Magistrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geistigen auf das Möglichste Vorsorge getroffen ist, für Licht, Luft und Wasser, diese Elemente unseres physischen Lebens, für gesunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Versorgung der Alten und Armen, für Erholung der Gesunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geistes und Gemütes in glänzend ausgestatteten Tempeln der Kunst und Wissenschaft und daß diese zahllosen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichtum oder gesellschaftlichen Rang privilegierten Klasse der Bevölkerung zugute kommen, sondern auf der breitesten, humansten Grundlage allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muß dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menschheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den schuldigen Hohn der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende seines Jahrhunderts dürfen wir an der Reize des unsrigen frohlocken:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige

Stehst du an des Jahrhunderts Reize

In edler, stolzer Männlichkeit,

Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,

Holl milden Ernst's, in thatenreicher Stille,

Der reifste Sohn der Zeit,

Frei durch Vernunft, stark durch Geseze,

Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,

Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg',

Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,

Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet

Und prangend unter dir aus der Verwild'ung stieg!“

Aber, so ist's nicht immer gewesen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit, der Fesseln ledig, im Lichte dieser Gestirnung sich

bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzustand des stolzen Menschengeschlechtes war alles eher als paradiesisch zu nennen. Es fehlte fehlte fast alles am Anfang seiner Geschichte

„Was den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.“
„Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Bogen
Warfen an den Unglücksstrand.“

Und doch hat, lange bevor der Mensch das sittliche Bedürfnis fühlte, dem Menschen gesellig sich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinschaft zu genießen, lange bevor die erste Volksgemeinde sich zusammengefunden und die erste Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmütig existiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr sich erneut und vermehrt, Städte gegründet und Kolonien entsendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeschichtlichen ersten Ansiedelungen begannen. Während nach biblischer Überlieferung das stolze Menschengeschlecht nur als bescheidene Familie aus den Thoren des Paradieses auszog, hat dieses Volk, ein Geschlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltausendköpfiges Volk seine Geschichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers, „seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ sind sie ebenso gehorsam gewesen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leser errät wohl, wen wir meinen. Es ist das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und schwer geschädigt im Kampf um das Dasein, den sie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Troß erhalten bis auf diesen Tag.

Das Volk der Bienen hat längst vor dem ersten mensch-

lichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man füglich sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines aber selbsterbautes und wohlthätiges Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus“*),

was in deutscher Übersetzung etwa lauten würde:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht
Schmutzig, mein eigener Besitz, bleibt es doch immer mein Haus.“

Gleich den Menschenstädten haben auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, daß viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despektierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müßte die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welch' Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadtteil für sich; je stärker

*) Die von Ariosto selbst verfaßte Inschrift befindet sich auf dem Fries über dem Erdgeschoß. Das Dichterheim selbst, dem der Verfasser dieses bei Gelegenheit einer italienischen Reise im Jahre 1874 einen Besuch abstattete, befindet sich in der Via dell' Ariosto Nr. 67 und ist jetzt durch Vermittlung des Grafen Girolamo Cicognara Eigentum der Stadt Ferrara.

das Bienenvolk sich vermehrt desto mehr Stadtteile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Bevölkerung nicht selten eine wahre Bauwut ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadtteile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnräumen und Vorratskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadtteil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muß. Der Ortsinn unseres Insektes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zu Hause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo dasselbe auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinflegend, sich von der heimatlichen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geeignete Leser gewiß auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnräume eigentlich dienen. „Betrachtet man“, schreibt A. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form I, 160f.) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen, von gelber Farbe, genau so groß als die Wachsblättchen, welche die Bienen im Stocke fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase“ heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorratskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Teil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Teil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zu-

fluß bildet sich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüssige Masse hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachtblättchen sich verhärtet. Diese Blättchen werden zu kleinen Küglein zusammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe sitzt. Sie besteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren besetzten Riefen, die an der Mundspitze zusammenstoßen, und da sie hohl sind, einer Form gleichen, in der man Bleikugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachskügelchen fertig geformt, so übergiebt sie es einer andern, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade passende Gestalt zu geben. Alle bauen nach einem und demselben Risse, der so genau ist, weil ihn der liebe Gott selber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erst der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, so ist schon die sechsseitige Grundmauer zu sehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite so groß als die andere und stößt mit ihr jederzeit unter einem stumpfen Winkel von 120 Grad zusammen. Weil sich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, ist der Bauplatz bald mit Hunderten und Tausenden sechsseitiger Wohnungen bedeckt.*)

*) In Bezug auf diese mathematische Kunstfertigkeit der Bienen läßt sich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in seinen poetischen Betrachtungen (Teil I, S. 28) also vernehmen:

„Was sagst Du nun, verstockter Atheist,
Der Du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,
Wenn Du die Polizei der Bienen siehst?
Du sagst: Was ist es mehr, es steckt ja dieses nur
Notwendig so in der Natur.
Die Bienen wissen nichts; sie sind nur wie Maschinen.
Dies mag an seinem Orte sein.
Alleine laß Dir dienen,
Und sage mir, wer gab den ersten Bienen
Die wunderbare Baukunst ein?
Hat es ein Mensch gethan? Ich weiß, Du selbst sprichst, nein!
Wer hat es also denn gethan,

Du mußt aber nicht glauben, daß alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem andern in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so daß der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschchen zu

Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?

Wer ist sonst außer Gott, dem alles zuzuschreiben,

Du magst Dich noch so sehr dawider sträuben.“

Der alte Mathematiker Pappus (in Collect. Mathem. V) schreibt: „cum igitur tres figurae sint, quae per se ipsas locum circa idem punctum consistentem replere possunt, Triangulum scilicet, Quadratum et Hexagonum: apes illam, quae ex pluribus angulis constat, sapienter delegerunt, utpote suspicantes, eam plus nullis capere quam utramvis reliquarum“ (vgl. Metan V, 13 und Vitruv, de architectura VII, 1).

In der That ist das Sechseck gerade diejenige geometrische Form, welche am geeignetsten ist, kleinere Körper untereinander ohne Lücken oder Zwischenräume zu vereinigen. Wenn wir z. B. in einer geschlossenen Flasche fest zusammengepreßte Erbsen durch Zuthun von Wasser zum Quellen bringen, können wir die interessante Beobachtung machen, daß sich die einzelnen Erbsen stets hexagonal in den engen Raum teilen. Darwin und nach ihm Häckel weisen betreffs der allmählichen Vervollkommnung des Zellenbaues der Bienen auf die ebenfalls interessante Bauart der mexikanischen *Melipona domestica* hin, welche einen fast regelmäßigen wächsernen Zellenkuchen mit walzenförmigen Zellen für die Brut anlegt, während sie die Honigzellen von fast gleicher Tiefe kreisförmig aufbaut, deren Ränder so nahe aneinander gerückt sind, daß an den aneinander stoßenden Stellen die Kugelabschnitte fast fehlen.

fammeln, aber die Honigsammlerin kehrt ohne Höschchen heim. Ebenso lassen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachsblättchen fallen, sondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stoß aneinander hängend das Wachs ausschwitzen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif ist, zieht sich die Biene in den Stoß zurück und pflegt der Ruhe, ebenso wie die Raupen es thun, wenn sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher stark baut, sieht man Tausende von Bienen, aneinander hängen*), welche nichts thun, als Wachs ausschwitzen. Ist dies geschehen, so erwacht wieder die Thätigkeit dieser Bienen und sie fliegen wieder nach Honig und Blumenstaub aus, aber ihre Stelle wird sogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöst.

Sieht man das Wölkchen so bauen und arbeiten, so glaubt man anfangs, es wolle sich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerksamer man zuschaut, desto mehr gewahrt man den weisen Plan und die herrlichste Ordnung. Und wunderbar ist es, mit

*) Die Kraft unserer Insekten ist geradezu erstaunlich. Genauere Beobachtungen über diese alle Kraftproben der menschlichen Athleten in Schatten stellenden Leistungen derselben verdanken wir dem französischen Naturforscher Plateau, der zur wissenschaftlich genauen Bestimmung dieser Kräfte eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, daß die Insekten, obwohl die kleinsten und unscheinbarsten unter den Tieren, verhältnismäßig die stärksten sind. Besonders niedlich ist Plateaus Miniaturgeschirr für Matkäfer. Das Tier wird mittels desselben an einen als Zugstrang dienenden Faden gespannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, daß ein armseliger Matkäfer im Verhältnis 21 mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unsere Biene 30 mal mehr zieht. Das Roß schleppt durchschnittlich $\frac{6}{7}$ seines Körpergewichts, der Matkäfer das 14 fache, die Biene gar das 20 fache. Mit andern Worten: Eine Biene schleppt mit Leichtigkeit 20 Freundinnen und entwickelt somit im Verhältnis dieselbe Kraft wie eine mittlere Lokomotive.

welcher Geschicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere stört. Denn die Bienen sind außerordentlich ökonomisch und benutzen das kleinste Räumchen. Die großen Zellentafeln, unter dem Namen „Waben“ bekannt, sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng aneinander, daß die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter ist, als daß eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die so enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Teil ihrer Wabensäle bestimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin sie für den Fall der Not ihre Vorräte aufspeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken sie mittelst ihrer spitzigen Zunge auf, und ist der Honigmagen gefüllt, so kehren sie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrates entledigt, so kommt gleich die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird diese auch noch mit einem Wachsdeckel versehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig sich den Winter hindurch frisch erhält*). Außer dem flüssigen trinkbaren Honig

*) Mit seinen luftdicht verschlossenen Honigzellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter sogar noch ein Tröpflein Ameisensäure eingemischt wird, hat das Bienenvolk tatsächlich die erste Konservenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verschuß unserer mit Recht so beliebten Konserven von Früchten und Gemüsen aller Art, der meist sehr nach dem in Salzsäure getauchten LötKolben des Blechners schmeckt und seinen üblen Geschmack den Konserven selbst mitteilt, hält mit dem duftenden, ätherisch-wohlriechenden Wachsverschuß der Bienenkonservierung keinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die absolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechanischem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf diesen Tag immer noch einen Vorzug.

speichern sie auch noch Bienenbrot (Pollen) in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die Vorratskammern eingepackt, so kommt eine dritte und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fort geht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräten an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der strenge Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen ist im Sommer so viel gewesen, daß die Bienen nach ihrer langen Gefangenschaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menschen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; sie liefert dir aber auch die Wachssterzen an deinen Christbaum und den süßen Honigtuchen dazu.

In der Bienenresidenz giebt es aber nicht bloß Magazine, sondern auch lange Reihen von Kinderstuben, deren Zahl in die Tausende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen giebt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die anderen Häuser hervor, wie es sich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen sind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müssen wohl größer und stärker sein als alle andern, da sie für den ganzen Bienenstaat die Eier legen.

Die Königin ist im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderstuben zugerichtet, so geht sie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie ist so emsig in diesem wichtigen Geschäfte, daß sie in ein paar Monaten viele Tausend Eier legt, also so viel, als sämt-

liche Arbeitsbienen zusammengenommen zählen*). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräte einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kinder-mädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Leute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläßt diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daß sie nötig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zuletzt bekommt er einen säuerlichen Zucker-

*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwicklung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1.7) überragt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa $\frac{23}{100}$ Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu $\frac{40}{100}$ Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eier. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern gültige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.

geschmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche Made gefüttert wird, hat mehr Honigtheile, schmeckt viel mehr nach Zucker und ist auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzessinnen diese Nahrung im Überfluß, damit sie desto größer und stärker werden als alle andern. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen die Erzieherinnen jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made ist ausgewachsen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht sich's nun in ihrer Klosterzelle bequem und legt sich so, daß ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu seiner Zeit das Pfortlein desto sicherer aufstoßen zu können; auch ist sie nicht träge und faul, sondern, wie es rechte Bienenkinder sein müssen, rege und rührig, darum spinnt sie sich in ihrer Einzelhaft ein feines, seidenes Gewand von braunröthlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht sie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreise herum. Doch mag sie nicht zu lange im finstern Kämmerlein verborgen liegen. Sie sehnt sich mit aller Macht aus ihrem Puppenstande heraus und wieder nach einigen Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das seidene Gespinnst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Bienehen mit zwei großen und zwei kleinen Auglein — denn so viele bringen diese Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, lieblosen, betasten und lecken ihn, als wollten sie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinwesen begrüßen; er selber sieht sich zuerst die Bienenstadt von innen gründlich an, durchwandert staunend Stadtteil um Stadtteil und fängt an sich auf mancherlei Weise seinem Volke nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann ist die zarte, feine Bienenjungfer schon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur streitbaren Amazone erstarkt. Nun

mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinfiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Fällt ihm ins Herz hinein!“

und

„Draußen auf grüner Au
Blühen viel Blümchen blau!“

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatliche Stadt und Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Radenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmos des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichnis in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

. . Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelsträfte auf- und niederstiegen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde bringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!“

Drittes Kapitel.

Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates.

„Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet!“
Schiller, Lied von der Glocke.

Die Frage nach dem besten Staat beschäftigt den Menschengeist seit unvordenklichen Zeiten. Sie ist so alt als die Menschheit selber, nachdem dieselbe einmal ihre Bestimmung zum staatlichen Leben als eine kategorische Forderung ihres Schicksals erkannt hatte. Poeten haben davon gesungen, Philosophen haben darüber nachgedacht, Staatsmänner darnach Gesetze gegeben und Verfassungen aufgebaut, gottbegnadigte Herrscher mächtige Völker gelenkt, Volkstribunen sind dafür in kritischen Zeiten auf die Rednerbühne gestiegen, Märtyrer ohne Zahl haben dafür ihr Leben gelassen, Blut und Thränen ohne Maß sind um dieses Ideals willen durch die Menschheit vergossen worden, aber auch herrliche Fortschritte, wirkliche Errungenschaften, wahre Triumphe, des Schweißes und Blutes der Edelsten wert, sind als Preis dieses endlosen Ringens und Kampfens um das Ideal des besten Staates zu nennen. Noch ist der absolut beste Staat freilich nicht verwirklicht, er wird es, wie tiefer Blickende behaupten, überhaupt nie werden, am allerwenigsten würde der brutale Umsturzplan unseres modernen Sozialismus, der weder Vaterland noch Gottesfurcht kennt, weder Thron noch Altar ehrt, und die ganze schöne Welt, diesen Ertrag einer jahrtausende alten Kultur, wie einen wertlosen Scherben in Stücke zerschmettern möchte, uns diesem Ziele des besten Staates näher bringen. Und doch giebt es einen

in feiner Weise bestorganiſierten und beſtverwalteten Staat ur-älteſter Art.

Lange bevor der Genius eines Plato dem atheniſchen Volke und der Menſchheit das Idealbild eines vollkommenen Staates divinatoriſch erſtehen ließ, hat ein Staatsweſen exiſtiert, welches die drei Kardinal-Staatstugenden der Weiſheit, des Mutes und der Mäßigung harmoniſch in ſich vereinigte und in den einzelnen Ständen ihrer Träger naturgemäß zur Darſtellung brachte. Es iſt der Bienenſtaat. In ihm iſt thatſächlich alles Individuelle in echt platonischer Weiſe aufgehoben. Hier müſſen alle Einzelweſen dem Ganzen dienen und dazu mithelfen, dafür leben und ſelbſt ſterben, daß die Idee des Ganzen verwirklicht werde. Kein Bürger des Bienenſtaates lebt ſich ſelbſt; er kann es ſchon gar nicht, ſelbſt wenn er wollte. In der Ordnung des Ganzen allein iſt Geſundheit und Wachstum, Glück und Gedeihen des Einzelnen möglich. Eigentum und Erziehung des jungen Geſchlechtes ſind öffentliche und gemeinſame Angelegenheiten. Selbſt die Liebe, dieſe ſtärkſte und individuellſte Macht aller lebenden Weſen, wird im Bienenſtaate dem Staatswohl geopfert, denn die große Mehrzahl des Volkes, die fleißigen Arbeiterbienen, ſind geſchlechtlich unentwickelt und in dem normalen Volk auch durchaus indifferent. Selbſt der Verkehr der beiden Geſlechter untereinander, wie er zwiſchen der Königin und den Drohnen als den Repräſentanten des männlichen Geſchlechtes beſteht, erleidet durch das Bedürfnis des Staatszweckes eine ſonſt im ganzen Tierreich nicht mehr vorkommende Beſchränkung.

Die Kardinal-Staatstugend der Weiſheit tritt uns in der wunderbaren Verfaſſung des Bienenvolkes überrafchend entgegen. Das große republikaniſche Gemeinweſen hat eine durchaus monarchiſche Spitze, als hätten die Bienen den althomeriſchen Grundſatz als erſtes Staatsgeſetz adoptiert: *ὄνκ ἀγαθόν πολυκοίρανα, εἰς κοίρανος ἔστω*. Vielleicht hat es bei ihnen, wenn ſie ſich doch, wie Darwin meint, aus niederen zu höheren

Stufen entwickelt haben, auch einmal eine Vielherrschaft gegeben. Aber sie werden dabei dieselbe Erfahrung gemacht haben, welche die Menschenstaaten ohne geborene Herrscher machen müssen: „ὄντα ἀγαθόν“. Es lebt sich nicht gut dabei. Darum haben die klugen Bienen, so groß auch die Volksrechte sind, welche sie sich vorbehalten haben und an denen nicht gerüttelt werden darf, dennoch der Monarchie den Vorzug gegeben*). In ihrem praktischen Sinn dachten sie aber: Wozu einen König und ein ganzes Hoflager, wenn es eine Königin auch thut. So führt unter dem Bienenvolk eine Königin das Regiment und dieses Regiment ist weise. Der Zweck der Bienenkönigin ist nämlich durchaus nicht bloß der, als Landesmutter für die Fortpflanzung des Volkes unermülich zu sorgen, obwohl darin, wie wir oben erzählten, die Hauptaufgabe der Herrscherin ruht, vielmehr ist dieselbe recht eigentlich eine Regentin, aus deren königlichem Herzen der Masse des Volkes erst der rechte Geist zu den Entschlüssen und Thaten, wie sie auch im Bienenstaate vorkommen, zufließt. Die Probe darauf kann jeder Bienenzüchter selbst machen. Sobald man die Königin durch die bekannten künstlichen Absperrgitter oder -Käfige an dem freien Zusammenleben mit ihrem Volke hindert, hört nicht nur das Eierlegen selbstverständlich auf, sondern das ganze Volk wird je länger je mehr desorganisiert und demoralisiert. Zuletzt geht dem königinlosen Volke alle Schneid', d. h. alle Spannkraft, Thatenlust und Energie zur Arbeit verloren. Das Volk wird wie matt und lahm und geht anstatt vorwärts, rückwärts. Vernünftige Bienenzüchter wollen daher von dieser künstlichen Absperrerei, die im Grunde genommen eine Tierquälerei ist, längst nichts mehr

*) „Ihr Regiment ist nicht eine Demokratie, nicht eine Aristokratie, sondern eine Monarchie; sie haben nur einen König, gleichermaßen ein großes Heer, darunter sind etlich' Trommeter, welche die anderen des Morgens mit einem Getöse aufwecken; etliche stehen Schildwach.“ (Aus der berühmten *Oeconomia ruralis et domestica* des Johannes Colerus, XIII. Buch, Kap. 137 Frankfurter Ausgabe von 1692.)

wissen. Die Königin gehört in das Volk, so gut wie das Herz zum Körper. Sie ist der geheimnisvolle Mittelpunkt der wunderbaren Biologie der Bienen. Das fühlen die kleinen Bürger und Unterthanen auf ihre Weise selbst. Ein Bienenvolk, aus dem Ihre Majestät zum Hochzeitsflug eben ausgezogen ist, verhehlt sich den Ernst der Stunde nicht; auch die letzte Biene weiß und verrät durch ein seltsam aufgeregtes Gebahren, daß von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieses Ausfluges Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes abhängt. Zahlreicher als sonst sind in dieser Stunde an dem Eingangsthor der Bienenstadt die Wachen aufgestellt und alle präsentieren um die Wette zum Zeichen treuer Pflichterfüllung die Waffen, indem sie unter vibrierendem Flügelschlag aus dem emporgerecten Hinterleib den scharfen Stachel sehen lassen. Andere umschwärmen den Stock in engeren und weiteren Kreisen, wobei sie aber den Kopf stets gegen den Stock gerichtet haben. Das ist die äußerste Vorpostenkette, absichtlich so weit hinausgeschoben und so durchaus mobil, um die hoffnungsvoll heimkehrende Herrscherin schon vor dem Weichbild der festlich bewegten Bienenstadt geziemend in Empfang zu nehmen und feierlich das Geleite zu geben. Welche helle Freude aber, wenn die Königin, die Stammutter so vieler Geschlechter und die weise Herrscherin des großen Volkes, endlich heimkehrt, welcher Volksjubel seltener Art durchbraust die Hallen und Straßen der beglückten Bienenstadt!

Dagegen, welche tiefe Trauer, wenn die Heißgeliebte ausbleibt und nimmer wiederkehrt! Dann ertönen dumpfe, langgezogene Klagetöne. Alles ist in größter Unruhe und Verzweiflung. Es ist als ob sie die verloren gegangene Herrin in allen Winkeln und Gassen der Stadt suchen wollten. Selbst in der stillen Nacht, wenn die weiselrichtigen Völker längst zur Ruhe gekommen sind, laufen die Untröstlichen noch außerhalb des Flugloches umher. Aber keine Klage, kein Schmerz kann die Verlorengegangene zurückerufen; denn

„schwer und tief ist der Schlummer der Toten.“

Fern von ihrem treuen Volk ist sie eine Beute geworden eines grausamen Feindes oder von plötzlichem Gewittersturm erfaßt ist ihr edler Leib aus sonniger Höhe auf die kalte, nasse Erde geschleudert worden.

„Da liegt sie entseelt,
Hingestreckt in der Blüte der Tage,
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über der Stummen erwacht
Lauter unermesslicher Jammer!“

Das Bienenvolk ist weisellos — ein schreckliches Wort für die Immen wie für den Imker.

Dieses zarte, fast möchten wir sagen seelische Verhältnis zwischen den Bienen und ihrer Königin war auch den Alten nicht unbekannt. „Wunderbar ist“, sagt Plinius, „des Volkes Gehorsam gegen den König. Wenn er auszieht, so begleitet ihn der ganze Schwarm, drängt sich um ihn her, umschließt, beschirmt, deckt ihn. Arbeitet das Volk, so umgeht er drinnen das Werk, die einen ermunternd, die andern scheltend und strafend, er selber geschäftlos. Um ihn sind Trabanten und Schergen, beständige Hüter seines Ansehens. Im Zuge strebt jeder ihm nahe zu sein und freut sich, dem Könige dienstbar zu erscheinen. Ist er müde, so stützen sie ihn mit den Schultern; ist er entkräftet, so tragen sie ihn ganz. Verliert er sich aber, so folgen sie ihm kraft des Geruches. Wo der König sich setzt, da ist das Lager des Heeres.“ Virgil rühmt:

Nie hat den König so hoch Ägyptus, die große
Ophidia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Nie verehrt.“

Besser aber in seiner humoristischen Weise (Insekten-Theologie S. 138) meint: „Betrachtet man insonderheit die Weiber-Monarchie der Bienen, so muß man sich über derselben kluge Verfassung ihres Regiments so sehr verwundern, als man sich ehemals über das Regiment der Königin Christine in Schweden, der Königin Anna in England und der jetzigen Groß-Czarin von

Rußland gleiches Namens verwundert. Die Macht dieser Königin anlangend, ist der Groß-Sultan der Türken mit allen seinen um sich habenden Janitscharen, welche Perls auch dem allerverwegensten Kommando parieren, nicht so absolut als unsere Bienenkönigin. Sie kommandiert in höchsteigener Person alles nach ihrem Gefallen: Arbeiten, Fechten und Schwärmen dependiert gänzlich von ihr.“

Bei solchem zugleich kräftigen und weisen Regiment muß die Wohlfahrt unseres Bienenvolkes gedeihen und blühen. Der Geist der Eintracht und Einigkeit ist der Schutzgeist des richtigen Bienenvolkes. Von den Parteikniffen und Fraktionsbestrebungen unserer menschlichen Kulturstaaten ist das Bienenvolk zu seinem Vorteil verschont. Hier gilt der Spruch: Alle für eine und eine für alle. Sollte je eine Nebenbuhlerin um Thron und Würden von außen in das Volk dringen, oder sollte die überschüssige Volkskraft gefährliche Thronkandidaten erzeugen, so wissen die Bienen als kluge Tiere und treue Unterthanen Rat. Im ersteren Falle wird der Eindringling unschädlich gemacht, die Königin selbst tritt der Nebenbuhlerin fertig zum Streit kühn entgegen und versetzt ihr mit eigener Waffe den gerechten Todesstoß; im letzteren Falle aber wird nach dem Grundsatz „friedlich=schiedlich“ verfahren und eine organisierte Auswanderung des einen Volksteiles im sogenannten Schwarmakt in Scene gesetzt. Selbstverständlich läßt die alte Königin die ihr treuen Unterthanen dabei nicht im Stich. Jetzt zeigt sie als eine brave Regentin Treue um Treue und übernimmt ohne Bedenken die neuen, schweren Regentenpflichten in dem neuzugründenden Staat.

Nicht die Weisheit des Regimentes allein verdient unsere Bewunderung. Unsere Bienen entfalten nicht minder schön die zweite platonische Staats- und Bürgertugend, den tapferen Mut in der Stunde der Gefahr. Es sind dies aber nicht etwa einzelne, durch Körperkraft, Gewandtheit und Adel der Gesinnung zum Kriegerstand Berufene wie bei dem Menschengeschlecht in

früheren Zeiten es war. Auch sind es nicht feile Söldnerscharen, die um schnöden Geldes und Ruhmes willen der Fahne folgen. Solche Miliz mögen die sonst ebenfalls sehr tüchtigen und streitbaren Ameisenvölker sich halten. Der Bienenstaat verlangt bessere Streiter als Söldlinge; er hat ein wirkliches Volkshæer; jeder waffenfähige Bürger des Staates mit Ausnahme der faulenzenden Drohnen, die auch in anderer Beziehung keine richtigen Vollbürger sind, sondern nur für eine gewisse Zeit Gastrecht genießen, ist geborenes Glied dieses schlagfertigen und wohlorganisierten Heeres. Als blanke Waffe hat ihnen der Schöpfer, damit sie ihren zahllosen Feinden gegenüber, zu denen auch der Mensch gehört, nicht wehrlos seien, den scharfen, giftgetränkten Stachel gegeben. Wer ihn auch nur einmal gefühlt hat, wie er mit Blitzesschnelle dem gezückten Dolche gleich in den Leib sich bohrt und zum Zeichen, daß er wirklich sitzt, auch stecken bleibt und „schwellende Schmerzen“ bereitet, der wird ihn nicht verachten. Die räuberische Wespe, welche frech das Flugloch des Stockes umschwirrt, um ein Wienlein zu erhaschen und dann mit Blitzesschnelle gleich dem Habicht mit der Taube sich in die Lüfte davon macht, die lichtscheue Wachsmotte, welche die reinliche, wabengebaute Bienenstadt als bequemes Nest für die eigene, unheilbringende Brut besetzen möchte, der honigglüsterne Totenkopfschwärmer*) und das zudringliche Mäuschen, welche

*) Der Totenkopf (Sphinx atropos), einer unserer größten Nachtfalter, dringt bekanntlich gern in die Bienenstöcke ein, um Honig zu stehlen. In manchen Gegenden und in gewissen Jahren tritt er in den Bienenständen sehr zahlreich auf. Der berühmte Naturforscher Huber († 1831) machte dabei eine nicht unwichtige Beobachtung. Die Totenköpfe hatten mehrere Jahre lang einen bestimmten Stock zur Belagerung ausersehen. Die Bienen dieses Stockes setzten sich aber durch den Querbau einer Wachswabe vor das Flugloch erfolgreich zur Wehr. Im Jahre 1805 zerstörten die Bienen selbst diese Mauer, und siehe da, weder 1805 noch 1806 kamen irgendwelche Totenköpfe zum Vorschein. 1807 dagegen baute das Bienenvolk plötzlich wieder seinen Wachsbau neu auf und

den leckeren Honig verschmeckt haben und als ungebetene Gäste Einlaß begehren, Meister Braun, der Bär mit seinem Honig-
maul, wenn er sich einmal einen süßen Tag bereiten möchte
und last not least der Mensch, zumal wenn er recht ungeschickt
an dem von Natur so zarten und feinfühligem Böttlein herum-
hantiert, — sie alle haben schon mit dem schmerzberreitenden
Stachel des wehrfähigen Bienenvolkes Bekanntschaft gemacht
und haben auch alle Ursache, ihn zu fürchten. Im gereizten
Zustande entwickeln unsere kleinen Krieger einen geradezu er-
staunlichen Mut. Mann auf Mann rücken sie schlagfertig aus
dem Thore der Stadt dem Feinde auf den Leib; mit einer
wahren Berserfermuth fallen sie über alle verwundbaren Stellen
desselben her; jeder Schlag des Feindes zur Gegenwehr ver-
doppelt ihre Wuth; schon haben sie mit seltener Taktik das schul-
dige Opfer ihres Grimmes von allen Seiten eingeschlossen.
Jetzt wendet sich der Feind zur Flucht und verläßt mit Seufzen
und Sammergeschrei den Kampfplatz, da heften sie sich dem
Fliehenden an die Sohlen; selbst der Angstschweiß, der dem
armen Gemarterten aus allen Poren zu rinnen beginnt, ist den
ergrimmten Kriegern verhaßt und reizt sie, anstatt sie zum Mit-
leid zu stimmen, nur desto schrecklicher auf. Doch, tragisches
Schicksal dieses tapferen Mutes — jeder Dolch, der auf den
Feind gezückt wurde und das Ziel traf, kostet dem braven Krieger
selber Leib und Leben. Wahrlich, wie jene spartanische Mutter
dem ins Feld ziehenden Jüngling zum Abschied in lakonischer
Kürze zurief: „Entweder mit dem Schilde oder auf dem Schilde,
aber nicht ohne ihn!“ so könnte auch die edle Königinmutter
ihre streitbaren Amazonen in den Kampf entlassen und bedeuten:
„Entweder mit dem Stachel oder auf dem Stachel, aber nicht
ohne ihn!“ Welches wackerere Volk könnte sich braverer Söhne,
heldenhafterer Verteidiger der heimatlichen Herde, todesmutigerer

richtig tauchten auch die Räuber wieder auf. Ist solches Verhalten der
Klug vorbeugenden Tierchen nicht wunderbar?

Sieger rühmen als das unscheinbare Bienenvolk? Doch kämpfen die Bienen, vielleicht im dunklen Vorgefühl des hohen persönlichen Kampfprieses des eigenen Leibes und Lebens, nie ohne Not. Ihr Leben ist ja ein Tagewerk des reinsten Friedens und weisester Ausnützung aller Kräfte; wie sollten sie in eittem Übermut und frevelndem Sinn die Rolle des mutigen Angreifers spielen! Die Biene sticht nur, wenn sie muß; das Leben der einzelnen fleißigen Genossen ist zu kostbar, als daß es für einen tollkühnen Strauß vergeudet werden dürfte. So, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, schreiten die Bienen gleich den edlen gesitteten Völkern zur ultima ratio der irdischen Dinge, dem Kriege. Wie viel edler und sozusagen gesitteter erscheinen sie eben um dieser Art willen uns Menschen als ihre alten, gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen, die Ameisen. Die fortgesetzten Angriffskriege dieser streitbaren Myrmidonen unter den Insekten, welche förmliche Sklavenjagden veranstalten, Raubzüge organisieren, Überfälle und Plünderungen vornehmen, an Wehr- und Schuldblosen Mord und Totschlag ausüben, kennt das Bienenvolk nicht. Solches herzlose Treiben verabscheut die Biene mit Recht; das sei ihr zum Ruhme angerechnet. Wenn sie ihre Blumenfahrten antritt, thut sie keiner Blume etwas zu leid, vielmehr beschenkt sie viele Blumen mit der kostbaren Gegengabe der von ihr unwillkürlich besorgten Befruchtung, und den anderen Blumenfreunden aus dem Insektenreiche, die mit ihr auf die Nektarschätze angewiesen sind, läßt sie ohne Neid und Streit gern ihr Anteil. Nicht so die Ameise. Ihr Erscheinen bringt den lieben Blumen nicht Freude und Segen, sondern Fluch und Verderben. Wo Ameisen an einer Pflanze erscheinen, da zehren sie durch das Schmarotzergeschlecht der gefräßigen Blattläuse, welche man ihre Milchkühe zu nennen pflegt, indirekt an dem Lebenssaft derselben; die Blätter schrumpfen saftlos zusammen, die duftige Blüte verkümmert und verkrüppelt aus Mangel an Säften, ehe sie zur Entfaltung kommt und Blüte und Frucht ist dahin. Für die kleine, harmlose Tierwelt

bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus und Vandalismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe, wie Forell (Über die Ameisen der Schweiz, 1874) vorschlägt, ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiesenfläche hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik: Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben; die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdföhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen, die Käfer, die Staphylinen verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere oder diejenigen, welche im Kampfe mit Gegnern ihre Beine verloren haben, oder solche, welche eben erst ausgeschlüpfen, werden von den auschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Ich habe, bemerkt der genannte Entomologe, einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespennest (*Vespa germanica*) zusammentreffen sehen, welches in die Erde hineingebaut war. Sie blockierten sofort die Öffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insekten heraus, allerdings nicht ohne bei dieser Blockade viele ihrer eigenen Beute zu verlieren. Wenn die Maitäfer im Frühjahr sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maitäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses ahnenden wie einen Schläfer im Bette mordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Cicaden, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute der verschiedenen Arten der Gattungen *Formica* und *Myrmica*, *Lasius* und *Tetramorium*, *Tapinoma* u. s. f. So gar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Totschlägern alles Lebendigen nicht sicher. Der Verfasser dieses hat schon wiederholt auf seinen Spaziergängen Schmetterlinge,

Schnecken und Fliegen, welche durch irgend einen Zufall in den Nasen herabgefallen waren und nicht gleich aufkamen, von den in der Nähe lauerten Ameisen angefressen gesehen. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsch nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.*) Wer angesichts dieser Thatfachen, wofür die Beispiele sich leicht vermehren ließen, die Ameisen als die Koryphäen der Insektenwelt bezeichnen und einem Räubervolk den Primat über alle Anverwandten zuerkennen will, mag es immerhin thun. Sympathisch sind uns die Ameisen in ihrem Thun und Treiben jedenfalls nicht. Wir bewundern zwar mit Leuret, ihrem verdienstvollen Biographen, ihre Baukunst, vermittelt welcher sie ihre Hügelburgen mit Zimmern und Vorzimmern, Versammlungssälen und Vorratskammern, Säulen, Zwischenwänden, ja sogar mit wirklichen Tragbalken en miniature, ausstatten, wir respektieren ihr Talent für Land- und Milchwirtschaft, wir staunen über ihre Zeichensprache, aber wir verabscheuen ihre barbarische Kampfeswut, ihre Räubereien und Mordbrennereien. Dem ästhetischen Beobachter — und ein solcher ist nicht bloß der Gelehrte

*) Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise (*Annoma arcens*) in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort ihre Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Nicht nur alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sondern auch Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube; sogar eingepferchte Schweine und Hühner fallen ihnen zur Beute. Die Termiten, deren Bautalent das der Biener und Ameisen noch um ein Bedeutendes übertrifft, sind übrigens keine Ameisenart, wie man sie oft zusammenreißt, sondern gehören in die Ordnung der Netzflügler. Sofern dieselben die Helle des Sonnenlichtes scheuen und nur unterirdisch im Dunkeln arbeiten, sind sie gewissermaßen die Antipoden der lichtfrohen Bienen, eine Art „Dunkelmänner“ unter den Insekten.

und Forscher, sondern das Volk mit seinem unverdorbenen Gemüt und das Kind mit seinem reinen Herzen ebenso gut — kann allein die friedliche und doch wehrhafte Art des Bienenvolkes gefallen. Die Biene ist, auf den kriegerischen Mut angesehen, entschieden das edlere Tier und dieser Ruhm soll nicht von ihr genommen werden.

Weisheit, Mut, Mäßigung, lautet die Tugend-Triade des platonischen Idealstaates. Die in vieler Hinsicht schwierigste Staats-tugend, an der selbst wir Menschen in unserem Staatsleben noch sehr viel zu lernen haben, ist die Mäßigung, eine echt hellenische, klassische Tugend, welche den Alten für Götter und Menschen der letzte, untrügliche Maßstab der Vollkommenheit war. Das Bienenleben und sein Staat sind reich genug, um auch hierzu auffallende Parallelen aufweisen zu können. Eine gewisse Vorstufe zu dieser höchsten Staats-tugend hat unser Bienenstaat schon in der wunderbaren Leistung seiner Baukunst, von der wir oben ausführlich sprachen, erreicht. Das Ebenmaß der aufs genaueste aneinander gereihten und harmonisch aufgebauten, sechseckigen Zellen, die auch bei der denkbar größten Verlängerung doch nie den Grundriß verleugnen und die Symmetrie der ganzen Wabe stören, zeugt von einem Prinzip des Maßhaltens in Beziehung auf die Form. Ebenso wissen die Bienen aber auch mit der Ausdehnung ihrer Bauwerke genau Maß zu halten. Sie bauen nicht über Bedürfnis; Zeit und Umstände, gute oder schlechte Trachtverhältnisse sind der untrügliche Regulator hierfür. Das Volk weiß sehr wohl aus dem jeweiligen Zustand der Entwicklung, in dem es gerade steht, ob Arbeiterzellen, oder Drohnenzellen oder Weisel- d. h. Königinnenzellen anzulegen sind. Selbst der durch künstlich gereichte Mittelwände irreführte Bautrieb des Volkes hält im kritischen Moment nicht lange vor. Jeder Imker von halbwegs reicher Erfahrung weiß, daß die Bienen, wenn sie einmal absolut Drohnenbau aufführen wollen und müssen, auch die saubersten und reinsten Arbeiterzellen zu Drohnenzellen umwandeln. Eine Bauepidemie,

auf gut deutsch Bauschwindel auf Spekulation, worin unsere modernen Großstädte zu ihrem empfindlichen Schaden sich zeitweise gefallen, kennt das solide Bienenvolk nicht.

Besonders großartig tritt uns aber die Tugend des Maßhaltens bei dem Bienenstaat in Beziehung auf alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, entgegen. Mag der Honig draußen in der Natur als Nektar in Strömen fließen, die Bienen verzehren darum kein Lot mehr als sie eben zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen. Andererseits macht sie aber der zeitweilige Überfluß auch nicht üppig oder leichtsinnig wie die Menschen. Ihr oberster Lebensgrundsatz heißt: „Weise, benutze die Zeit!“ und „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!“ Gerade das Sparen verstehen sie vortrefflich. Ihr ganzer Haushalt ist eine Musterökonomie ersten Ranges; es giebt für den Menschen keine bessere Haushaltungsschule als der Bienenstaat. Lange bevor Joseph, den Traum des Pharao richtig deutend, in Ägyptenland umherzog und für die bevorstehenden sieben unfruchtbaren Jahre Getreide sammelte, hat das kluge Bienenvolk Jahr um Jahr seine Vorratskammern gebaut und gefüllt. Ob die Bienen Träume und Gesichte haben, wissen wir nicht, ob das erste Bienenvolk, das Urvolk, den von ihm abstammenden Geschlechtern die Tugend der Mäßigung, des Sammelns und Aufsparens als oberste Staatsraison mitgegeben hat, meldet kein Lied und kein Heldenbuch; aber selbst wenn die Bienen im Kampf um das Dasein, wie Darwin und seine Schule lehrt, sich diese Tugend erst allmählich angeeignet und sie von Geschlecht zu Geschlecht vervollkommnet haben sollen, unbegreiflich bleibt doch, wie das erste Ur- und Stammvolk zu dieser Idee kam, ebenso wunderbar als der wissenschaftliche Nachweis, wer der ersten Schwalbe den Weg über die himmelhohen Alpen und die endlose Meeresfläche gezeigt hat. Genug, das Bienenvolk weiß, daß nach den wenigen sonnigen Monaten der schönen Sommerszeit viele lange und kalte Wintermonate kommen, wo alle Honigbrünnlein versiegen und alle Blümlein

auf der Heide sterben, wo ein Bienenvolk im Schnee und Eis vergraben werden und elend verhungern müßte, wenn nicht zeitig Vorsorge für ein warmes Häuslein und das tägliche Brot getroffen worden ist. Darum ruhen und rasten die Bienen nicht, bis daß die Zukunft des Volkes, das so viele tüchtige Ahnen zählt, durchaus sicher gestellt ist. Ist das Jahr nicht zu ungünstig, so kommen die klugen Ökonomen auch richtig zum Ziel. Bis der Sommer Abschied nimmt und mit dem fallenden Laube die Säfte der Bäume rückwärts gehen, haben die fleißigen Sammler so viel edlen Honig und so viel köstliches Bienenbrot in ihren praktischen Vorratskammern aufgespeichert und verwahrt, daß sie jetzt getrost dem Einzug des harten Winters entgegensehen können. Zuvor werden noch alle schadhafte gewordenen Stellen ihres Hauses genau besichtigt und ausgebessert; dazu hat das Volk unter seinen Gliedern tüchtige Maurerpoliere, die mit einem ganz besonders guten und zähen Cement, Propolis nennt ihn der Imker, alle Ritzen und Sprünge austreichen, sowie das Stadthor bis auf ein ganz kleines Pfortlein ausmauern, damit der kalte Nord nicht so scharf hereinblase und die Schneegestöber und Regenschauer etwas abgehalten werden. Gleich am ersten frostigen Wintertage läßt die Königin zum Sammeln blasen. Mann für Mann treten die treuen Bürger an, einer reicht dem andern die Hand und nun schlägt das Volk, die Herrscherin in der Mitte, in den schönsten und wärmsten Straßen, im Centrum der Bienenstadt, sein Winterlager auf. Die aus ihren aneinander und aufeinander ruhenden, festverschlungenen Leibern ausströmende Wärme ist ihr Lagerfeuer und die Honigtröpflein, die sie von Zeit zu Zeit, aber nur mäßig und sparsam zu sich nehmen, sind das edle Brennmaterial. Wunderbarer Kreislauf der Natur! Die Wärme des Sonnenstrahls hat in der saftschwellenden Blüte der Pflanze den kleinen, süßen Nektartropfen erzeugt; die Biene hat den Nektartropfen in Honig verwandelt und nun muß der in den Leib der Biene zurückkehrende Honig wieder eine Quelle der

Wärme und des Lebens werden. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Auch das Kleinste darf in dem Haushalt deiner Schöpfung nicht verloren gehen. Nunmehr ist das Bienenvolk im Kreislauf des Jahres in sein letztes und langes Stadium eingetreten: es hält seinen Winterschlaf. Es hat ein Recht dazu. Wer im Sommer Tag und Nacht sich abgearbeitet hat, der darf im Winter, um sich völlig auszuruhen, auch den Tag zur Nacht machen. Die fleißigen Bienen haben die lange Winterruhe wohl verdient. Im Winterschlaf sammeln sie auch wieder ihre Kräfte für das kommende neue Arbeitsjahr. Wenn sie sprechen könnten wie wir Menschen, würden sie sich am Lagerfeuer in der langen Winternacht ihre Abenteuer auf den schönen Blumenfahrten des verflossenen Sommers erzählen, die Macht, Weisheit und alle übrigen Regententugenden ihrer Königin in Liedern preisen und von ihres Volkes Heldenthaten singen; wenn sie im Schlafe ihren Gedanken Audienz geben könnten, wie wir, so würden sie gewiß nur süße Träume haben voll Blumenglück und Blütenpracht. Jedenfalls „harren auch sie“, wie ein Großer im Reiche des Geistes, der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (VIII, 19) das Consortium alles Geschaffenen und Vergänglichem ebenso wahr als schön gedeutet hat, einer „herrlichen Freiheit“ mit uns, den Erstgeborenen der Creaturen. Wenn die Sonne am Himmelszelt wieder höher steigt und unter der wachsenden Kraft des Lichtes und der Wärme in der Pflanzenwelt die Säfte sich regen und bewegen, dann geht auch durch die Reihen des zum Schlafe gelagerten Bienenvolkes der Morgenruf der Tagwache hindurch und auch ihre Lofung heißt dann:

„Es muß doch Frühling werden.“

Gern hätten wir diesen Abschnitt aus dem Bienenleben hiermit geschlossen, doch als ehrliche und aufrichtige Freunde dürfen wir nicht bloß die Lichtseiten unserer Lieblinge hervorheben, sondern müssen auch eine Schattenseite ihres Charakters zur Sprache bringen. Es ist gottlob nur eine einzige Untugend,

die wir der Biene in das Schuldbuch schreiben müssen, allerdings eine recht häßliche und bei allen guten Menschen schwer verpönte — die Unbarmherzigkeit und Pietätlosigkeit gegen die Angehörigen des eigenen Geschlechtes. Verursacht kann diese abscheuliche Gewohnheit bei uns Menschenkindern auf eine doppelte Weise sein: entweder ist natürliche Roheit, sittliche Stumpfheit und tierische Verwilderung die Ursache, wie bei gewissen kannibalischen Völkern, die ihre alten, gebrechlichen Stammesgenossen, darunter ihre leiblichen Eltern, als unbrauchbare Individuen in der Wüste aussetzen; oder es liegt eine durch gewisse soziale Mißverhältnisse, speziell durch Übervölkerung nahegelegte gemeinsame Gewohnheit zu Grunde, wie bei den Chinesen, welche bekanntlich dem Kindermorde, besonders der Kinder weiblichen Geschlechtes, durch Aussetzen huldigen. Ganz in demselben Falle befindet sich das volkreiche Bienengeschlecht. Die Bienen werden gleichfalls unbarmherzige, grausame Mörder an ihrem eigenen Geschlecht, nicht gegen ihre Kinder, die sie ja mit mütterlicher Pflege über alles lieben, wohl aber gegen das männliche Geschlecht ihres Staates, die sog. Drohnen, und gegen diese nicht solange sie sich im Kindheitszustande befinden, sondern wenn sie in gewissem Sinne zu altern anfangen. Sobald nämlich der Natur- und Staatszweck der Drohnen in Hinsicht auf die von ihnen zu leistende Begattung der Königin erfüllt ist, haben die Drohnen auch ihr Lebens- und Staatsrecht verwirkt. Während man ihnen vorher das Beste an Speise und Trank in Hülle und Fülle zukommen ließ, ohne daß sie selbst zur Mitarbeit beigezogen worden wären, gönnt man ihnen nach erfüllter Pflicht keinen Bissen mehr. Ihr müßiges Herumlungern und „dröhnendes“ *) Ausströmen ist den fleißigen Arbeitern schon längst ein Ärgernis gewesen. Lange hat man sie mit Nachsicht gewähren lassen, dafür bricht jetzt der verhaltene Bohn mit bestialischer Wut los. Wehe den armen Freiern, die in dem Palaste

*) Daher das onomatopoetische Wort „Drohne“.

ihrer Penelope, der Königin, ohne Maß und Ziel immer noch fortschmausen und zechen möchten! Ihre Todesstunde hat geschlagen. Unerbittlich treibt man sie wie Schafe zur Schlachtbank hin, und zahllos werden ihre Leichname zur Stadt hinausgeschleift. Das ist die Drohnenschlacht der Bienen. Zu Tausenden umringen die wehrhaften Arbeiterinnen die dicken, faulen und wehrlosen Gefellen, die anfangs den blutigen Ernst ihrer Dränger gar nicht verstehen können, jagen sie in einem unbarmherzigen Kesseltreiben von einem Ende der Bienenstadt in das andere; scheu und zitternd vor Todesangst drängen sich die unaufhörlich Gehezten in einen Haufen zusammen. Das ist der Moment des anhebenden Massenmordes. Auch nicht Eine Drohne wird verschont; wer nicht im Mordgewühl im Innern der Stadt den Todesstoß erhält, wird nach tagelanger Verfolgung halbverhungert zum Stadthor hinausgeschleift und, wie der Verbrecher im alten Rom vom tarpejischen Felsen, vom Flugloch hinabgestürzt, wo er dann in der Nacht auf dem kalten Boden vollends sein jammervolles Leben beschließen mag, wenn nicht lauernde Ameisen, diese Raben der Drohnenschlachtfelder, ihn bei lebendigem Leibe aufzehren. Wahrlich, eine barbarische Mezelei, gegenüber welcher die Greuel einer sizilianischen Vesper oder der Pariser Kommune fast Kinderspiele sind.

Doch nicht bei jedem Bienenvolk kommt es zu solchem blutigen Tagewerk. Wenn die Königin auf dem Begattungsausfluge verunglückt und nicht wiederkehrte, oder wenn sonst die Staatsverhältnisse mit den Grundgesetzen nicht ganz stimmen, dann erhalten die Freier, so ungern man sie sieht, eine Gnadenfrist. Manchmal wird dieselbe bis in den Herbst, ja bis in den Winter hinein verlängert. Dann aber weiß der sorgsame Bienenzüchter, in diesem Volke ist etwas nicht in Ordnung; es ist dann etwas „faul im Staate Dänemark“, und jetzt heißt es selber eingreifen, je früher desto besser, bevor der Schaden unheilbar wird.

Übrigens wollen wir nicht übersehen, daß diese von uns

konstatierte Unbarmherzigkeit und schnöde Pietätlosigkeit des Bienenvolkes gegen die Drohnen eigentlich nur die Rehrseite der von ihm bis in das Extrem durchgeführten Staatsstugend der Mäßigkeit ist. Die ökonomischen Bienen sind so überaus maßvoll und im großen wie im kleinen so ausschließlich nur auf das bedacht, was wirklich im Organismus ihres Staates selbst wieder Maß und Ziel hat, daß sie jede Nichtachtung dieser Kardinaltugend sofort als Staatsverbrechen auffassen und ohne weitere Gerichtsverhandlungen einfach durch Synchjustiz ahnden. Wer wollte verbürgen, ob die Menschheit, wenn sie in ihrem sozialen Gebahren sich gleich dem Bienenvolk nur durch doktrinaire und radikale Zweckmäßigkeitsgründe leiten ließe und alle autoritative Pietät und religiöse Scheu verlieren würde, unter ähnlichen Verhältnissen humaner handeln würde?

Die Bestie in Tier- oder Menschengestalt bleibt sich gleich. Immerhin verdient der kleine Bienenstaat um seiner an Platos Idealstaat erinnernden Grundgesetze willen unsere volle Bewunderung. Im ganzen Tierreiche giebt es kein passenderes und kein edleres Prototyp menschlicher Staatsordnung als den Bienenstaat. Sie sind

„einig zur Arbeit, einig zur Wehr,
Ein Haus, Ein Volk, Ein Heer!“

Viertes Kapitel.

Der Bienen Blumenfahrt.

„Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor
War früh gesprosset in lieblichem Flor.
Da kam ein Bienschon und nasschte fein —
Die müssen wohl beide für einander sein.“
(Goethe.)

Auch das kalte Schneekleid ist schön, welches der Winter über die Erde breitet, prächtig sogar und der Bewunderung wert, wenn die Wintersonne es mit tausend funkelnden Juwelen schmückt, wenn die Berge wie Feenpaläste einer entschwundenen Märchenwelt erglänzen und jeder Baum des Waldes, allen voran die immergrüne Fichte, als ein echter deutscher Weihnachtsbaum prangt.

Aber es giebt einen Schnee, der ist doch noch viel tausendmal schöner. Das weiße Kleid, mit welchem dieser Schnee Bäume und Blumen überzieht, ist das aller schönste Festgewand, das je ein beglückter Bräutigam der holden Braut zum Hochzeitstage geschenkt hat. Die Braut, die ich meine, ist die liebe gute Mutter Erde, wenn sie im Lenze unter den feurigen Küssen ihres Bräutigams, der himmelumwandelnden Sonne, wie Schneewittchen aus dem verschlossenen Grabe des Winters erwacht, und ihr köstliches Brautkleid ist der duftige Blüten Schnee, welchen der junge Frühling wie ein Zauberer austreut. O, wie freuen wir Menschenkinder uns mit der bräutlichen Erde, die unser aller nährenden Mutter ist, des wiedererscheinenden Lebens, in

dem wir neuen Lebensodem und neue Lebenshoffnung schöpfen dürfen! Seid begrüßt ihr ersten Boten des kommenden Frühlings! Du, Schneeglöckchen zart, das dem harten Wintermann zu Grabe läutet; du, Weilchen am sonnigen Rain, mit dem blauen Kuglein und dem balsamischen Dufte; du holde Anemone, die du als Morgenstern im grünen Moosteppich des Waldes strahlst; auch du, liebliche Primel, du Botin des Frühlings, mit dem goldnen Blütenköpfchen! Seid allzumal begrüßt, ihr duftigen, zarten Blumen in Wald und Feld und Garten!

Und siehe, von Tag zu Tag wird der Reigen der Blumenschwestern größer und schöner. Wie glänzen die Saaten und Matten von frischem Grün! Schon schwellen die Knospen der Bäume und Sträucher. Noch ein paar sonnige Tage, und der Lenz ist da.

„Nun mit einemmal
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit.“

Welch ein neues Leben auf einmal jetzt auch in unserem lieben Bienenvolk? Noch vor wenigen Wochen herrschte hier tiefste Grabesstille, ein ewiger Schlaf schien Immenheims Bewohner gefesselt zu haben. Und heute? Wie summt es und brummt es in schwirrender Lust im goldnen Sonnenschein, wie leicht und munter tummelt sich alt und jung vor den Thoren der Stadt! Hoch und immer höher ziehen sie ihre Kreise, bis sie in blauer Ferne ganz verschwinden. Und weißt du auch, wohin sie so eilig ziehen, warum sie so lustig singen und tanzen und springen? Die Zeit der Blumenfahrt ist da, der Bienen und der Blumen goldne und selige Zeit. Die Blumen und Blüten nämlich wollen ihre Jugend und Schönheit nicht einsam vertrauern und dabei am Ende selber versauern, sie möchten vielmehr gesehen und bewundert sein wie die Schönen unseres Geschlechtes, die ihr holdes Angesicht auch gerne sehen lassen und denen man nicht erst mit Mirza Schaffy zuzurufen braucht:

„Schlag' die Eschadra zurück! Was verhüllst du dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens sich?
Und hat dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Hiede, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,
Zu verblüh'n in dumpfer Verborgenheit?“

Daher sehen die Blumenschönen so gerne frohe Gäste, liebe Genossen und schwärmende Verehrer um sich. Darum haben sie nicht nur im Morgentau sich so säuberlich gebadet und gewaschen und ihre schönsten Kleider angelegt, sondern sie haben auch als sorgsame Gastfreunde für die lieben Verwandten, die heute zum erstenmal angesagt sind, das Beste, was ihre Vorratskammern vermögen, aufgestellt: schön gezierte Blumenkelche von wundervoller Arbeit sind mit köstlichem Nektar gefüllt, und auf goldenen und silbernen Schüsselchen duftet daneben als Ambrosia frischgebackenes, würziges Bienenvrot. Kommt, rufen jetzt die guten Blumen den Bienen zu, lehrt bei uns ein, ihr alten Freunde unseres Geschlechtes vom Paradiese her; es ist alles für euch bereit; die Tischlein sind alle gedeckt; greift zu, es wird euch nicht gereuen. Und die Gäste kommen. Wo die Schönheit mit der Herzengüte im Bunde das gastliche Haus öffnet, da will niemand zu Hause bleiben. Ein Bienlein nach dem andern fliegt jetzt herbei, spitzt den kleinen süßen Mund und giebt, wie das unter so nahen Verwandten und alten Freunden wohl erlaubt ist, der lieben Blumenschwester einen frischen Willkommkuß in ihr hold errötendes Antlitz. Dann aber trinken und kosten sie nach Herzenslust an der reich besetzten Blumentafel. Sie werden alle satt, keines geht leer nach Haus, sondern bekommt überdies noch alle Taschen mit Süßigkeiten für die Lieben zu Hause, besonders für die Kleinen, die noch nicht mitkonnten, vollgesteckt. Denn „Geben ist Sache des Reichen“. Daheim aber sagt jedes zurückgekehrte Bienlein es sofort in der uns Menschen unverständlichen Bienensprache dem Schwesterlein, wieviel Schönes es heute gesehen und wie gut es bewirtet worden sei. Und die Schwestern machen sich

sofort auch reisefertig zur süßen Blumenfahrt. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Wie ein brausendes Meer rauscht das Bienenvolk durch die Lüfte hin; wie in gewissen Jahreszeiten die Sterne am nächtlichen Himmel dahinschießen, so mit fast überirdischer Gewalt und Urkraft werden die kleinen Blumenfahrer durch die Lüfte hingetragen, und alle finden ihre süße Beute. Die Tischlein der gastfreundlichen Blumen werden alle voll. „Sum, sum, sum“, tönt's zum Dank von den Lippen der gesättigten Gäste. Und gar über dem blühenden Kirschbaume welch ein frohes Gelage waderer Becher! Hörst du, wie es da oben heute singt und klingt, wie sie jublieren und musizieren? Brummt nicht Schwester Hummel den Waß dazu? Und dort, auf dem Ackerfeld des fleißigen Landmannes, welch unermessliches goldnes Blütenmeer, vom Hauche der Frühlingsluft sanft auf und ab bewegt und auf Flügeln des Windes weithin balsamische Düfte entsendend! Ist das nicht ein blühendes Rapsfeld? Eben schwingt sich das erste Bienlein zur Kostprobe auf eine prächtige, vom eigenen Gewichte sich beugende, saftige Rapsblüte hinab. Flugs streckt es die pinselförmige Zunge aus und leckt auf dem Grunde des goldenen Kelches den Nektartropfen auf. Die zarte, jungfräuliche Blume erzittert unter dem Ungeßüm des so plötzlich in ihr Brautgemach eingetretenen Freundes. Als wollte sie sich gegen die Umarmung mit Händen und Füßen wehren, so prallen die kleinen Staubgefäße an dem Körper der Biene an und entleeren sich. Wo die Pollenbeutelchen noch geschlossen sind, beißt sie die Kleine, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kurzerhand auf. Ha, wie ihr das schmeckt! Jetztbürsten die kleinen Füße emsig über den mit Blütenmehl bepuderten Leib und sammeln alles, was auf dem Haarleidchen hängen geblieben ist, fein säuberlich zusammen, auf daß ja nichts von dem kostbaren Stoffe umkomme; das Gesammelte selbst bringen sie dann als schön gerolltes Päckchen in einer passenden Vertiefung ihrer Hinterbeine zum weiteren Transport unter, und wenn sie jetzt zum Thore ihrer Stadt

einziehen, dann sieht es aus, als wären sie mit weitbauschigen goldenen Höschen bekleidet worden.

Glaube aber nicht, daß die Bienen auf ihrer poetischen Blumenfahrt bloß Schätze sammeln und selber keinen höheren Genuß dabei hätten. So prosaisch sind weder die Blumen noch die Bienen. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß jede einzelne Blüte, die um des Nektars willen besucht wird, ihren Gästen zugleich eine ganz eigenartige, an Farbe, Geruch und Baustil ganz unnachahmliche Wunderwelt erschließt.

Das will der oberflächliche kalte Menschenverstand freilich nicht recht gelten lassen. Und doch ist es so. Wir Menschen dürfen die kleine Welt der Blumen und Bienen eben nicht bloß, sozusagen, von dem Gipfel unserer Menschengröße anschauen; wir müssen selber klein werden, müssen uns zu dieser kleinen Welt recht bescheiden und liebevoll herablassen, sie in der kleinsten Entfernung, Auge in Auge, zu schauen suchen, um sie recht zu erkennen. Und selbst dann sehen unsere Menschenaugen noch lange nicht das, was diese kleinen, aber doppelten Bienen-Augenpaare zu sehen vermögen.*) Diese Augen sind an Leistungskraft unseren feinsten Instrumenten überlegen; denn diese zeigen uns auch bei der genauesten Sorgfalt und größten Anstrengung eben doch nur die Gegenstände, die wir in ihren sog. Brennpunkt verbringen, nämlich in den verschwindend kleinen Abstand einiger Millimeter, wenn es gut geht, während die wunderbar organisierten Doppelaugen der Bienen zufolge eines hier nicht näher zu beschreibenden Mechanismus auch die Objekte mit in ihr Sehfeld hereinziehen, die himmelweit von ihnen entfernt sind und ebensoweit auseinander liegen. Die Bienen sehen in die Nähe und Ferne zugleich; ihre Augen sind beides, Mikroskope und Teleskope. Sie überblicken mit ihren, kreisförmig

*) Zu beiden Seiten des Kopfes befinden sich die sog. Nebenaugen und wulstförmig unter der Stirne drei Stirn- oder Hauptaugen. Jedes Nebenaugen enthält ungefähr 3000 kleine Augen, die wie Zellen einer Wabe nebeneinander stehen.

um den Kopf herumgelagerten, Augen zu gleicher Zeit das ganze Himmelsgewölbe, während auch die künstlich geschärften Augen unserer Astronomen höchstens die Hälfte desselben zu umspannen vermögen. Unsere Bienen und viele, betreffs ihrer Augen ähnlich organisierte, Insekten verwirklichen in der That das schöne Epigramm Platos:

„Du blickst zu den Sternen, Lieb',
Wäre ich der Himmel selbst,
Mit tausend Augen blüete ich
Auf dich, mein' Lieb', herab.“

Auf ihren Blumenfahrten sind also die Bienen buchstäblich ganz „Auge“, wie wir Menschen beim vollen Genuß eines klassischen Musikstückes für die unsere Gehörnerben treffenden, harmonischen Schallwellen ganz „Ohr“ sein können. Sobald eine Biene einer Pflanze sich im Fluge nähert, sieht sie nicht nur die ganze Pflanze als ein Gesamtbild, sondern nimmt auch die einzelnen sichtbaren Teile nach ihrer Anordnung und ihrem Zusammenhang gleichzeitig in ihr Gesichtsfeld auf, weld' letzteres wir Menschen nur einzeln, getrennt und nacheinander unter Zuhilfenahme des Mikroskopes vermögen. Wie unendlich großartig muß darum den Bienen die kleinste Blume, bei der sie anlehren, erscheinen! Jedes Blütenteilchen muß ihnen ein Schauspiel geben, wovon wir keine Vorstellung haben. Die gelben Staubbeutel auf den zarten Staubfäden stellen sich ihrem Sinn als doppelte Balken aus purem Golde dar, die selbst wieder auf hohen schlanken Säulen vom weißesten Elfenbein im Gleichgewicht schweben; die bunten Blumenblätter wie unermessliche Schatzkammern eines Königspalastes voll von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topasen; die süßen Nektarien (Honiggefäße) wie unerschöpfliche Riesenströme von Zuckersaft, und die übrigen Teile der Blüte wie ungeheure Urnen, Zelte und Dome, deren Baustil noch keine menschliche Kunstgeschichte beschrieben hat. Du glaubst es nicht, lieber Leser? Untersuche eine honigduftende Thymianblüte unter dem Mikroskope, und dein Auge

erblickt die herrlichsten antiken Amphoren mit langem Halse, wie der Geschmack der Alten sie liebte, aus einem amethystähnlichen Stoffe geformt, und gefüllt bis zum Rande mit dem edelsten Raß, gleich dem flüssigen Golde.

Aber auch im Haushalte der Natur selbst hat die Blumenfahrt der Bienen eine äußerst wichtige Bedeutung durch die dabei unwillkürlich stattfindende Übertragung des Blütenstaubes, dieses Hauptfaktors einer erfolgreichen Befruchtung der Pflanzenwelt. Was hier die Bienen und deren zahlreiche Verwandte, die Apiden*), leisten, hat erst die neuere Botanik entdeckt. Sämtliche getrennt-geschlechtigen Pflanzen bedürfen eines äußeren Agens, damit die Pollenkörner von der männlichen auf die weibliche Blüte übergeführt werden. Dieses Agens sind die Blütenbesuchenden Insekten, vor allen die Bienen.**)

*) Daß alle Nicht-Bienen unter den Hymenopteren für die Blütenbefruchtung nur von untergeordneter Bedeutung sind, hat durch genaueste Beobachtungen H. Müller („Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider“, Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für preuß. Rheinl. und Westf. 1873; sowie „Die Alpenblumen, deren Befruchtung durch Insekten“, 1881) festgestellt. Nach demselben ziehen merkwürdigerweise die Bienen die dunkelfarbigen Blüten (rot, violett, blau) den hellfarbigen (weiß, gelb, grünlich) beim Besuche vor. Warum aber lieben die Bienen unter den gleichsüßen Blumenschönheiten die Brünnetten mehr als die Blondinen? Diese Frage steht noch offen; auch bei uns Menschenkindern bildet dieselbe ein noch zu lösendes psychologisches Problem.

**) Wenn die Ameisen in alle oder auch nur die meisten nektarischen Blüten Zutritt hätten, so würden sie den Bienen den Besuch sicher verleiden. Man braucht nur eine Ameise sanft mit einer Nadel oder Borste zu berühren und man kann sicher sein, daß dieselbe sofort herumfährt und den ihr feindlich erscheinenden Gegenstand mit ihren Kiefern packt. Wären Bienen beim Besuche der Blüten ähnlichen Zwischenfällen öfter ausgesetzt, so daß die zarte Spitze ihrer Zunge von den Hornkiefnern einer Ameise gepackt würde, so würde die betreffende Blüte von den Bienen bald nicht mehr besflogen, also auch nicht besfruchtet werden. Nun haben merkwürdigerweise viele Blüten gewisse Vorrichtungen, welche verhindern, daß nutzlose, d. h. bestäubungsuntüchtige, Insekten zu ihren

immerhin nur zufällig eintretende starke Lufthauch des Windes hier vollzieht, kommt nicht in Betracht gegenüber der naturnotwendigen und systematischen Befruchtung der Blumenbesucher. Wie manche Blüte müßte zwecklos verblühen ohne die Blumenfahrt der Bienen. Darwin, der bekanntlich gerade auf diesem Gebiete seine epochemachenden Beobachtungen anstellte, überzog zur Probe den Teil eines Kleefeldes mit Gaze und machte ihn so den Honig und Blütenstaub sammelnden Insekten unzugänglich. Die Folge war, daß keine einzige dieser Blüten ein Körnlein Samen hervorbrachte. Als die Engländer Obstbäume nach den Chatam-Inseln verpflanzten, blühten dieselben zwar bald sehr reichlich, trugen aber erst Früchte, nachdem auch Bienen und Hummeln dort eingebürgert waren. Und wie erhält der Kunstgärtner die hübschen Blumen-Spielarten? Hier blühen z. B. Balsaminen von verschiedener Farbe und Größe. Die Bienen besfliegen sie und befruchten mit dem Blütenstaub der einen die andere ohne das Zutun des Menschen. Wenn unsere Landwirte wüßten, wie viele Mäsklein Samen und wie viele Säcke Obst sie den unscheinbaren Bienen verdanken, sie würden denken:

Nektarien gelangen. Die gemeine Kardendistel (*Dipsacus sylvestris*) ist vor dem Ameisenbesuch durch eine wässerige Flüssigkeit geschützt, welche unberufene Gäste nicht überschreiten können. Das Alpenveilchen und das Schneeglöckchen haben in der herabhängenden Lage ihrer Blüten und durch den glatten zurückgebogenen Rand der Blütenblätter einen natürlichen Schutz. Das Löwenmaul (*Antirrhinum*) ist in seiner Blüte so dicht geschlossen und mit dichten Härchen besetzt, daß keine Ameise den Engpaß durchschreiten kann. Durch ähnliche Engpässe verteidigen sich die weiße Taubnessel und mehrere Arten von *Narcissus*, *Primula* und *Pedicularis*, der Klee, Lotus und viele Leguminosen. Eine andere Art der Abwehr [von den Blüten besteht in einer zähflüssigen Absonderung, mit welcher die Stengel und Blätter der Pflanzen getränkt sind, daher der ständige Beinamen vieler Species „viscosa“ oder „glutinosa“. An dem Blütenstande einer einzigen *Lychnis viscosa* zählte Kerner 64 angeklebte kleinere Insekten, darunter die meisten Ameisen waren; vgl. A. Kerner „Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste“ und Th. Belf „The naturalist in Nicaragua“, S. 131 ff.

Gut ab vor jeder Biene! Die Ritter der romantischen Blumenfahrten sind zugleich fleißige Pioniere der Kultur. Wie schön verbindet sich in ihrem Treiben das Angenehme mit dem Nützlichen, das ästhetisch Schöne zugleich mit dem praktisch Wertvollen! Wahrlich,

„Willst du die größten Wunder sehen,
Bleib' vor dem Bienenvolk erst stehen
Und gehe dann durch Feld und Flur
Und preis' den Schöpfer der Natur!“

Fünftes Kapitel.

Viel Feind' — viel Ehr'.

„Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst.“

(Schiller, Die Braut von Messina.)

Von den Freunden unserer Bienen, den sanften Blumen, kommen wir zu ihren Feinden.

Wer in der Welt hat keinen Feind? Auch unser Liebling, die harmlose Biene, welche wir soeben an dem großen Freitisch der duftenden Blütenwelt ihr süßes Teil Nektar und Ambrosia sammeln sahen, die aber dabei keinem zur Last fällt oder Konkurrenz macht, weder dem im bunten Flitterkleide sich gefallen- den Kokettengeschlechte der nur an den Augenblick denkenden Falter, noch dem vornehmen Hummlervolk der goldglänzenden Käfer, und niemandem wehe thut, am allerwenigsten ihrer keuschen Gastfreundin, der Blume, der sie ja als willkommenes Gegen- geschenk die dankenswerte Gabe der Befruchtung zurückläßt — auch die Biene hat ihre Feinde und deren nicht wenige.

Teils sind es geborene und geschworene Widersacher, welche dem Bienenvolk Urfehde geschworen haben und voll Lücke und Mordgier auf die Bienen Jagd machen, teils nur gelegentliche Gegner, welche sich mehr aus Not als aus Lust an einer Biene vergreifen. Mehr oder weniger sind in allen drei Reichen solche Schädlinge zu finden. Ihre Zahl ist weit größer, als der sorg- same Bienenwatter auf Grund seines Lehrbuches, in dem zum Schluß ein recht kurzes und meist auch recht dürftiges und mattes Kapitel über die Bienenfeinde steht, sich einbildet. Ihre

Zahl ist Legion. Und der größte, unbarmherzigste und, Gott sei's geklagt, undankbarste Bienenfeind ist noch immer der Mensch „in seinem Wahn“, wenn er, der von Gott berufene König und Herr der sichtbaren Schöpfung, anstatt die Gesetze der Natur zu befolgen, nach eigenem Gutdünken schaltet und waltet, ohne Einsicht und Plan hantiert und probiert und ruiniert, oder mit der höllischen Mordwaffe des qualmenden Schwefeladens in der Hand im Herbst seine fleißigen Arbeitern den Rest giebt.

Andererseits darf der Bienenfreund die Zahl und Macht der Bienenfeinde auch nicht überschätzen. Manch gutmütiges Geschöpf, dem vielleicht noch nie oder doch nur selten ein Bienlein zur Beute fiel, dessen Schnäblein und Mäglein für den, in Anbetracht des darin geborgenen Honigs, zwar süßen, aber immerhin hartgepanzerten und borstigen Bienenkörper zu zart und fein organisiert ist, wird mit Unrecht unter die Bienenfeinde gezählt und von übereifrigen Bienenvätern mit Kirchenbann und Reichsacht belegt. Hier gilt: „Man muß leben und leben lassen“ und „Wer nicht wider uns ist, ist für uns“.

Indessen trotz alledem hat unsere Biene Feinde mehr als genug, Feinde ringsum, Feinde im eigenen Geschlecht der Hautflügler, Feinde unter den vierfüßigen, den kriechenden, den gefiederten Tieren, Feinde daheim im eigenen Hause, wo die lichtscheue Motte die wächsernen Wände und Pfosten durchgräbt, Feinde draußen im sturmgepeitschten Luftmeere, nach dem es das Bienlein als ein Kind des Lichtes immer aufs neue hinauszieht. Von der ekkeln Kröte, die unter dem Bienenstock regungslos mit stierem Auge lauert, bis ein pollenbeladenes, reisemüdes Bienlein vor dem Flugbrett herunterfällt, um es sofort mit der langen klebrigen Zunge aufzuspießen und zu verschlingen, bis zu dem gravitätisch einherschreitenden Dorpsascha, dem im Volksglauben als Ostara-Vogel geheiligten Papa Storch, mit Familie, der auf seinen Wiesenpromenaden nicht nur dem aristophanischen Chor der Frösche mit ihrem Katada-kag-quag-quag sehr bedeut-

liche Kunstpausen bereitet, sondern auch zur Abwechslung die in den Wiesenblumen emsig sammelnden Bienen mit dem roten Klapperschnabel seinerseits selbst sammelt; von der bissigen, räuberischen Hornisse, welche über die am Flugloche harmlos ein- und ausfliegenden Bienen, dem Habicht und Geier gleich, unversehens herstürzt und das zappelnde Opfer als willkommenen Imbiß der nimmerfattten Brut in ihrem verborgenen Raubritternefte zuschleppt, bis zur gemütlichen Hauschwalbe, der „fleckigen Prokne“ der alten Sage, welche aber bei anhaltendem Regentwetter, wo ihr die sonstigen Insekten rar werden, den Bienenständen sehr ungemütlich werden kann. Dazu die Scharen der zudringlichen Notschwänzchen, der gewandten Fliegenschnapper, der ledern Weisenarten, welche Bienleins Winterschlaf stören, indem sie mit dem derben Schnabel an seine Hausthür klopfen, der hunte Waldzimmermann und Kletterer Specht, der Bëowulf (d. h. Bienenwolf) unserer Vorfahren, endlich der Allertweltschädling, der freche Spatz, mit seinem zahllosen Geschlecht. Und vollends das Zigeunervolk der langgeschwänzten Ratten und Mäuse, gegen deren Zudringlichkeit und Dieberei Thüren und Thore, Pförtlein und Fensterlein der Bienenwohnungen und Bienenhäuser nicht sorgsam genug verwahrt werden können. Würden wir unser Bienenhaus anstatt am grünen Rhein oder an der blauen Donau in Polens oder Rußlands wilden Forsten aufgeschlagen haben, dann könnten wir in mancher kalten Winter- nacht auch Meister Braun, den Bären, zum Besuche bekommen und dessen breite Taze im Schnee vor dem Stande bewundern. Bis auf den heutigen Tag soll der Bär für den Honig ein Ledermaul haben, wie er denn schon in der alten Tierfabel dem arglistigen Wetter Reineke Fuchs gegenüber das offene Ge- ständnis ablegt:

„Ei! was hab' ich gehört, versetzte der Braune, Herr Dheim!
Ei! verschmäht ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!“

Wahrlich nicht wenige Feinde, welche Leben und Existenz der armen Bienen bedrohen. Nun wundern wir uns nicht mehr, warum die fruchtbare Bienenkönigin so unermüdetlich auf die Vermehrung ihres Volkes bedacht ist; wir begreifen auch, warum der einen königlichen Braut eine so zahlreiche Schar willfähriger Freier in den Drohnen auf ihre Hochzeitsreise mitgegeben wird. Unter so vielen Gefahren von übermächtigen Feinden wäre ein einziger Bräutigam in der That zu wenig, wenn die Hochzeitsgesellschaft in das Meer des azurnen Lichtes und der goldenen Liebe hinausfährt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch in der sonst so harmlosen Pflanzenwelt einige Bienenfeinde auf unsere Lieblinge lauern. Wenigstens steht unseres Wissens in den bis jetzt erschienenen Bienenlehrbüchern nichts davon, und doch verdienen auch diese Feinde mit Namen genannt zu werden, so gut wie die anderen, von denen wir oben sprachen.

Jeder Pflanzenkundige weiß, daß eine ganze Reihe von Pflanzen höchst merkwürdige Anpassungen, Accommodationen nennt sie der Botaniker, aufzuweisen hat, welche in der neuerdings mit Recht hervorgehobenen Symbiose*), d. h. der Lebensgemeinschaft mit den Tieren, erworben worden sind und die in unserem speziellen Falle nichts Geringeres als den listigen Fang lebender Tiere zum Endzweck haben. Es giebt tierfangende und fleischfressende Pflanzen, eine Art Mittelglied und Übergangsstufe zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche. Die berührten Anpassungen sind aber doppelter Art: einmal sind es Vorrichtungen, durch welche Tiere vorübergehend festgehalten werden sollen, um für den Genuß, den ihnen die Pflanze durch ihren Nektar bietet, einen Gegendienst zu leisten, oder es sind Schutzmittel gegen unberufene Gäste; das anderemal sind es wirkliche Fallen,

*) Vgl.: Die Symbiose, Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Freiburg i. B. am 18. Sept. 1883 von Prof. Oscar Hertwig. Jena 1883.

aus denen die armen Gefangenen nie wieder entinnen sollen, also Fallen wirklich fleischfressender Pflanzen. Zu ihnen gehören die höchst entwickelten Blüteneinrichtungen, durch welche bestimmte Insektenkreise angelockt und zum unfreiwilligen, aber erfolgreichen Transport des Blütenstaubes von Pflanze zu Pflanze herangezogen werden. Zum Glück der Bienen sind dieser Blumen, die nach Art der homerischen Kallypso*) den liebeumwobenen Fremdling, dem das Heimweh das Herz verzehrt, nicht mehr ziehen lassen wollen, nur wenige, und die gefährlichsten wachsen nur in fernen, ausländischen Zonen. Am bekanntesten sind die sogenannten Kesselfallenblumen und die Klemmfallenblumen. Zu ersteren gehören beispielsweise die Blumen der Osterluzei (*Aristolochia Sippho*), des Frauenschuhes (*Cypripedium calceolus*) und des Aronstabes (*Arum maculatum*), der Verwandten unserer beliebten Zimmer-Calla (*Calla aethiopica*). Hier werden die bestäubungstüchtigen Insekten, welche den Blütenstaub vermitteln sollen, durch süßlichen Nektar und schmutzgrünliche oder gelbliche Farben und Strichelungen in einen tiefen Blütenkessel gelockt, in dem sie durch eine Art Haarreusen oder durch eine glatte Wand des Kessels zurückgehalten werden, bis eine unter ihnen die Narbe mit dem mitgebrachten Blütenstaube bedeckt und somit die Befruchtung vollzieht. Ist dies geschehen, so werden die den Ausgang verschließenden Haare well, oder die bis jetzt glatte Kesselwand wird runzelig, und jetzt erst dürfen die Gefangenen ihre unfreiwillige Haft verlassen; sie fliegen nach einer zweiten Blüte, um hier wiederum Nektar zu saugen, wo sie die süße Beute wiederum mit zeitweisem Gefängnis entgelten; müssen. Offenbar muß der Genuß des Nektars gerade bei diesen Blumen ein sehr verlockender sein, was auch unsere

*) „Denn ihm ward nicht bestimmt, hier fern von den Seinen
zu sterben,

Sondern sein Schicksal ist, die Freunde wiederzuschauen
Und sein prächtiges Haus und seiner Väter Gesilde.“

(Homer, Odysf. V, 113 f.)

weniger entwickelten Geruchsnerven an der bedeutenden Intensität des Duftes dieser Blumen wahrnehmen, sonst würden die kleinen Blumengäste bei diesen üblen Erfahrungen ihre Besuche nicht so unverdrossen fortsetzen. Man trifft in den Kesseln der genannten Blumen oft 10—20 gefangene Insekten, darunter auch unsere Biene, welche jedoch vermöge ihrer kräftigen Körperkonstitution meist aus eigener Kraft die Fesseln sprengt und die Freiheit gewinnt, während die Fliegenleichname beweisen, daß für die schwächer gebauten Insekten die zeitweilige Gefangenschaft auch den Tod herbeiführte. Zu den Klemmfallblumen gehört die ganze Familie der Apocynen, bei denen, wie sich der geneigte Leser, wenn er etwas Botaniker ist, leicht selbst überzeugen kann, alle Grade der Ausbildung der eigentlichen Klemmfallblume, von dem einfachen Sinngrün (*Vinea minor*) bis zur Oleanderblüte, vertreten sind. Die Staubgefäße bilden hier einen Hohlkegel, welcher das Pistill einschließt und zwar so, daß ein oberer freier Hohlraum über dem rundlichen Kopfe desselben entsteht, die sogenannte Pollenkammer, in welcher der Blütenstaub entleert wird, und ein unterer, die sogenannte Narbenkammer, wo der Narbenkopf die der Bestäubung zugängliche Narbenfläche auf der unteren Seite trägt. Die Rückseite dieser meist auf Fäden stehenden Staubgefäße bilden holzige Platten, welche mit ihren Rändern fast aneinander stoßen und den nektarschlürfenden Insektenrüssel bei dem Nektargenuß einklemmen, daher der botanische Namen Klemmfallen. Bei dem Versuche der Insekten, sich aus der Klemme zu befreien, führen dieselben mit einem kräftigen Ruck den Rüssel von der Narbenkammer in die Pollenkammer, dort den von einer anderen Blüte mitgebrachten Pollen absetzend, hier neuen Blütenstaub mitnehmend. Bei dem Oleander sind die genannten Holzplatten oben mit je einem langen federartigen Fortsatze versehen. Diese Fortsätze sind oben zusammengedreht und bilden einen gestielten regelmäßigen Wollpfropfen, der die Mitte des Blüteneinganges verschließt und dem Rüssel der bestäubenden Insekten die rechte Führung zum

Nektar, und dann zur Narben- und Pollenkammer giebt. Kräftige vorsichtige Insekten lassen sich durch die Anstrengung, welche zur Befreiung aus der Klemme gemacht werden muß, nicht abschrecken. Dagegen zappeln sich ungeübte, schwächere Insekten darin leicht zu Tode.

Besonders in die Augen fallend ist dieser Vorgang bei der großen Fliegenfalle (*Apocynum androsaemi folium*), wo die Blüten von Insektenleichen oft ganz gefüllt erscheinen. Ich traf hier bei meinen Beobachtungen am häufigsten die Fliegenarten *Spilogaster carbonella*, *Scatophaga merdaria*, *Anthomyia pluvialis*, *Syritta pipiens*, zuweilen auch kleinere Hymenopteren und Schmetterlinge gefangen und verendet, daneben zahlreiche Biene, Küffel und Flügelreste, welche zurückgelassen waren. Dagegen trugen die größeren Fliegen wie *Eristalis tenax*, *E. arbustorum*, *E. nigritarsis*, *Platycheirus peltatus* u. a., sowie Wespen und Bienen die Pollenmassen meist ungehindert von Blüte zu Blüte. Schumann hat bei *Syonsia*, A. Tomes bei *Whrighthia coccinea* in Ostindien ähnliche Klemmfalleinrichtungen mit vielen toten Fliegen, Schmetterlingen und Bienen gefunden.

Merkwürdiger noch als diese Einrichtung der Apocynen ist diejenige der Asclepiaden, die bei den einheimischen Repräsentanten, der Schwalbenwurz (*Cynanchium vincetoxicum*) leicht mittelst der Lupe zu studieren sind. Die Pollenmassen zweier benachbarter Antherenfächer, die sogenannten Pollinien, sind hier durch Stiele mit einem kleinen schwarzen, hornigen Klemmkörper verbunden, in welchem die nektarholenden Insekten mit ihrem Küffel, bei den Arten der Gattung *Asclepias* mit ihren Beinen, Härchen der Taster oder Krallen, bei *Acerates* mit der Haarmasse der Brustunterseite festgehalten werden. Die armen Insekten geraten hier buchstäblich ins Pech. Die Klemmkörper mit den beiden Pollinien werden beim Davonfliegen herausgerissen und der aufmerksame Beobachter begegnet nicht selten Insekten, welche wie *Bombus scutellaris* bei *Acerates longifolia* ganze Bündelchen klebriger Klemmkörper mit sich fortzuschleppen

müssen, deren Pollen dann in anderen Blüten an die Narbenkammern verbracht wird. Bei *Gynanchium* findet man außer einer Unmasse toter Fliegen nicht selten auch kleinere Wespen und Bienen.

Wenn die bisher erwähnten Befruchtungsvorrichtungen für die stärkeren Insekten, speziell für die Bienen, mehr oder weniger nur Bezierfallen waren, die denselben zwar die kostbare Zeit rauben und viel Verdruß bereiten, aber im großen und ganzen doch einen Ausweg zur Freiheit offen lassen, so lernen wir in den amerikanischen *Asclepias*-arten wirkliche Bienenfeinde, ja geradezu Bienenmörder kennen. Chr. Robertson hat diese amerikanischen *Asclepias*-arten neuerdings genauer untersucht, deren kleinere Repräsentanten durch Fliegen, deren größere durch Hummeln, Falter und Bienen bestäubt werden. Er fand, daß die kleinere, einem gemischten Bestäuberkreis angepaßte *Asclepias verticillata* keine Insekten töte, auch bei *Asclepias incarnata* waren nur wenige Insekten, meist *Pelopaeus ceme-terius* und *Colletes*, totgeklemmt, dagegen war bei den größeren Arten, welche einem beschränkteren Bestäuberkreis angepaßt und den anderen Insekten unzugänglich gemacht sind, besonders bei *Asclepias Cornuti* und *Asclepias Sullivantii* die Zahl der getöteten Insekten eine ganz bedeutende. Bei *Asclepias Cornuti* fand Robertson außer vier Spezies von Fliegen und vier Spezies von Motten zahlreiche Honigbienen, die der einheimischen nordamerikanischen Fauna bekanntlich nicht angehören, tot in den Blüten vor. Bei *Asclepias Sullivantii* konnte Robertson allein auf dem kleinen Areal seines Hausgärtchens in wenigen Tagen 617 tote Honigbienen, sage 617 Bienenleichen von den Blüten ablesen; in einzelnen Dolden klebten deren über ein halbes Duzend. Im Staate Illinois sollen die Bienen so häufig durch diese Blüte gefangen werden, daß infolge des üblen Geruches der massenhaften Bienenleichen der Bestäuberkreis der *Asclepias Sullivantii* eine sehr wesentliche Veränderung erfahren habe. Robertson macht dabei darauf aufmerksam, wie

ein Geschöpf sich die Kalamität des anderen alsbald zu nutze mache, indem zahlreiche Spinnen, Ameisen und *Podisus spinosus* sich während der Blütezeit der *Asklepias* unter deren Blättern und Blüten versteckt halten, um über die noch zapfelnden Bienen ihrerseits herzufallen. Auch die *Kniphofia* ist eine Bienens Falle und es dürfte außer den *Apocynen* und *Asklepiadeen* gewiß noch andere Pflanzenarten geben, bei denen durch gleiche oder ähnliche Vorrichtungen Bienen, überhaupt Insekten, zum Pollentransport gezwungen oder als ungebetene Gäste ferngehalten und unschädlich gemacht werden. Die in unseren Tagen immer weiter vordringende Durchforschung fremder Kontinente, mit welcher die wissenschaftliche Bereicherung der Tier- und Pflanzenkunde Hand in Hand geht, wird dem bis jetzt Bekannten früher oder später sicher neue Entdeckungen hinzufügen.

Uns genügt, an dieser Stelle zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Bienensfreunde darauf gerichtet zu haben, wie im heißen Kampf um das Dasein, diesem Kampfe aller gegen alle, auch die Bienen ihr Teil mitkämpfen und mit leiden müssen gegenüber zahlreichen Feinden — sogar im Pflanzenreich.

„Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß neben Rosen gleich die Dornen stehn!“

Unseren Bienen dürfte für ihre Blumenfahrten der Rat mit auf den Weg gegeben werden:

„Trau, schau wem!“

Sechstes Kapitel.

Das „Schwärmen“ ist des Imkers Lust.

„Was summt dort im Garten im Sonnenschein,
Was häuft sich am Aste der Linde?
Ein Schwarm ist's von tausend Bienelein,
Eil', Imker, und faß ihn geschwinde!“

Verlepfch, nächst Vater Dzierzon einer der verdientesten Großmeister unserer Kunst, hat die Bienenzucht ebenso schön als wahr die Poesie der Landwirtschaft genannt. Jeder Imker, der nicht nur mit Kopf und Hand, sondern auch mit Herz und Gemüt Bienenzucht treibt, wird gerne in dieses Lob einstimmen. Ist aber die Bienenzucht als Ganzes schon in allen seinen Teilen Poesie, dann ist der Schwarmakt, kurzweg das „Schwärmen“ der Bienen, der Höhepunkt dieser Poesie selbst wieder. Der Schwarmakt ist die phänomenale Kraftentfaltung des Bienenvolkes zum Zweck der notwendig gewordenen Gründung einer Kolonie. Volksarme, kraftlose Bienenvölker denken ebensowenig an das Schwärmen, als menschenarme Völker und Staaten an die Versorgung der nicht vorhandenen überschüssigen Volkskräfte durch Auswanderungsgelegenheit und Kolonialpolitik zu denken brauchen. Nur denjenigen Völkern, welche „die stärksten Lenden haben“, wie ein deutscher Geschichtschreiber*) unserer Tage sich einmal ausdrückt, gehört das Erdreich und die Zukunft. Übrigens ist der Schwarmakt der Bienen nur das letzte in die Sichtbarkeit tretende Moment einer langen Reihe vorausgehender Entwicklungsstufen der Volkskraft selber. Die Fruchtbarkeit der

*) Heinrich von Treitschke in seinen historisch-politischen Aufsätzen.

Königin und die damit zusammenhängende fortgesetzte Brutvermehrung, das Anlegen sogenannter Weisfelzellen, in denen königliche Thronfolger erzogen werden, sowie das Vorhandensein begattungstüchtiger Drohnen sind die Hauptfaktoren, welche das Schwärmen herbeiführen. Fehlen dieselben ganz oder auch nur zum Teil, dann kommt es eben nicht dazu, oder doch erst viel später, dann aber auch zu spät. Sind aber diese Vorbedingungen erfüllt und kommt die Natur durch vermehrte Licht- und Wärmequellen, durch eine Nektar und Pollen reichlich spendende Vegetation dem Naturtrieb des Bienenvolkes entgegen, dann wird das Schwärmen zur Notwendigkeit. Die übersprudelnde Volkskraft verlangt eine Teilung und Vermehrung. Jetzt kann die Kolonie als lebensfähiges Volkstum gegründet werden. Doch sind unsere Bienen viel zu kluge und vorsichtige Tiere, als daß sie diesen Haupt-Staatsakt nur so ins Blaue hinein unternehmen würden. Darum werden schon lange vor dem großen Entscheidungstage wiederholt Kundschafter ausgesandt, so wie einst das Volk Israel in der Wüste nach dem verheißenen Lande Kanaan seine Kundschafter vorausgeschickt hat. Erst wenn diese mit guter Botschaft zurückkommen und melden, daß sie in der Fremde einen passenden Platz zur Anlage einer neuen Bienenstadt gefunden haben und nachdem die Volksversammlung unter dem Voritze der Herrscherin und dem Beirat ihrer Ältesten den einstimmigen Beschluß gefaßt hat — erst dann machen sich die Auswanderer, mit der angestammten Königin in der Mitte, marschbereit. So leicht mag es denselben nicht werden, die alte liebgewordene Heimatstadt, welche die Vorfahren gegründet haben und in der ihre Wiege stand, wo sie so viele frohe Stunden verlebten, auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Denn „jedem ist die Heimat teuer, jeder liebt sein Vaterland“. Aber die Not gebietet, das von den Vätern überkommene Staatsgesetz schreibt es so vor, die Königin geht den Unterthanen selbstverleugnend mit hehrem Beispiel voran — macht sie doch der jüngeren Thronerbin gerne Platz —, da darf niemand sich

bedenken und zurückbleiben wollen. Es ist die letzte Nacht, die man in der Heimat zubringt. Das Volk denkt nicht an Ruhe oder Schlaf. Mächtig braust es wie ein siedendes Meer durch die stille Nacht hin; ein Teil der überbevölkerten Stadt hat ein Notlager vor dem Thore im Freien aufschlagen müssen. Da — an einem schönen, warmen Sommermorgen,

„wo lau die Lüfte wehn,
die Wälder lustig grünen,
die Gärten blühend stehn“,

da will keine meiner Bienen mehr abfliegen, als würde etwas Besonderes heute vorbereitet. Nur da und dort tauchen einzelne hervor, umkreisen die Parteigenossen, bringen ihre Bulletins aus dem Innern und deuten durch Schüttelwehen die nahende Entbindung an. Noch einen Moment und mein Ohr vernimmt den lieblichen Schwarmton, eine Musik, dem Imkerohre köstlicher denn alle kunstreichen Konzerte der Welt. Jetzt wird im Lager Generalmarsch geschlagen und die auswanderungslustigen Kolonisten, jeder mit einem Tröpflein Honig als Wegzehrung versehen, strömen Mann an Mann gedrängt im Eilmarsch aus der Pforte der alten Heimat und erheben sich im Bickzackfluge in das Reich der Lüfte; immer frische Völker entströmen dem Stocke, wie Meereswogen sich unaufhaltjam und unabsehbar heranwälzen, so drängt es sich — eine einzige große Naturkraft, die auch den Letzten und Schwächsten mit sich fortreißt — hervor. Nicht selten mag es passieren, daß ein Haufe in der Überstürzung zur Erde herunterfällt, doch mit Blitzesschnelligkeit erheben sie sich wieder, um sich in den fröhlichen Kontretanz der Auswanderungslustigen zu mischen. Siehe da! Auf einmal wird es ruhig und leer um das Flugloch, ein paar Nachzügler noch oder ein paar Fahnenflüchtige und Heimwehfranke vielleicht, welche die vollen Honigtöpfe der alten Heimat gegen die ungewisse Zukunft nicht eintauschen wollen — und Mutterstock und Schwarm sind zwei getrennte, selbständige Lebewesen geworden. In den Lüften aber ist Leben, der helle

goldene Sonnenstrahl wird durch die kleine Wolke der schwärmenden Genossen gebrochen. Hierhin und dorthin schwenkt der Zug; noch hat er sich keine bleibende Stätte erwählt. Unausgesezt folgt ihm mein Auge; fast bange schlägt mein freudig erregtes Herz; wie gerne wollte ich die fahrenden Gefellen bannen! Da zieht eben am Himmel eine schwarze Gewitterwolke herauf, die Sonne erlischt, ein heftiger Windstoß bläst mit vollen Backen auf die Schwarmgesellschaft herein und Königin samt Volk fällt auf den alten Stock zurück. Der kleine Haufen, der am Aste des nahen Baumes dort sich schon gesammelt hat, löst sich plötzlich wieder auf. Schwarz deckt sich die Pforte der alten Heimatstadt mit den Zurückgekehrten, welche vor dem drohenden Elemente des ausbrechenden Gewitters ein schützendes Obdach suchen. Unerwünschter Anblick für den mit klopfendem Herzen dabei stehenden Bienenvater! „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche baut!“ Für heute ist's mit dem Schwärmen vorbei und einige Pfund Honig sind unnütz verflogen. Trübsinnig wandert der Hausherr an seinen Stöcken vorüber, dem eigenen schützenden Hause zu. Doch nicht zu lange braucht er hier zu warten. Siehe,

„Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Runter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
Al! das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murr't noch der Donner, ein fliehender Leu,
Aber am Himmel der leuchtende Vogen
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!“

Wie weht's und duftet's jetzt durch die Welt! Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur, wie golden strahlt der Sonne Angesicht über der verjüngten und gesegneten Erde! Da zieht neue Hoffnung in mein Herz hinein; flugs geht's wieder zu meinem Bienenstand, hin doch begierig, was die heimgekehrten Auswanderer jetzt treiben, ob ihnen nicht das Auswanderungs-

fieber im Gewittersturme gründlich abgekühlt wurde. — — —
Horch, da trifft ein seltener Klang mein lauschendes Ohr! „Tüt,
tüt, tüt!“ singt's da drinnen im Stoc mit feiner Sopranstimme
und „quack, quack, quack“ antwortet eine zweite Sängerin im
schönsten Alt. Was bedeutet dieses Duett? Sind meine Bienen
denn auf einmal musikalisch geworden und ihre Königinnen ge-
willt, als Primadonnen aufzutreten? Nein, das waren keine
Freudentone, das klang doch mehr nur wie schrille Eifersucht
erzurnter Nachbarinnen, die sich zum Fenster oder zur Thür
hinaus Komplimente sagen und ihrem übervollen Herzen schreiend
Luft machen. Ach, das zurückgekehrte Volk mag und darf nicht
mehr bleiben. Schon stürzen die erregten Auswanderer zum
zweitenmal hervor. Wieder beginnt das Vorspiel. Immer
brausender und lauter spielen die Musici auf, noch feurriger und
hinreiender als die Czarda beim Tanz der Pustasohne. Der
Schwarm zieht mit noch größerer Energie als das erstemal
aus; denn bei diesem Auszug handelte es sich ja um ein Haar
um Thron und Leben der Königin, welcher die eifersüchtige
junge Erbin nach dem Leben stand. Und diesmal schreckt keine
finstere Wolke den Zug unserer Auswanderer; höher und immer
höher zieht sie das goldne Sonnenlicht zu sich empor. Siehst
du, wie sie dort hoch oben am blühenden Birnbaum sich dichter
zusammenziehen! Noch ein paar Augenblicke und der Traube
gleich am edlen Weinstoc hängt das Volk am Aste des Baumes
schwer herab.

Nun, Imker, wohlaufr zur That! Jetzt heißt es entschlossen
sein und rasch und weise handeln; nun mußt auch du gerüstet
und vorbereitet sein, wenn du Herr deines Eigentums bleiben
willst. Die Zauberrute, durch welche du die Söhne der Frei-
heit in deinen Dienst und Gehorsam zurückführen kannst, solltest
du kennen. Sie heißt Ruhe und Überlegung, Sicherheit und
Mut, Einsicht und Erfahrung. Manch junger Geselle ist schon
zu Schanden geworden, daß er diese Zauberrute verachtete und
dem eignen Kopfe folgend es besser zu können meinte. Wer

den guten Rat der Alten mit der eigenen Einsicht zu paaren versteht und von Jahr zu Jahr durch die Erfahrung vermehrt, der thut als Meister jetzt keinen Fehlgriff. Nur ein einziger kräftiger Ruck an dem schwanken Aste und die schwere Last des prächtigen Schwarmes stürzt wohlbehalten in den untergehaltenen Fangkorb und dieser selbst giebt sofort die willenlosen Gefangenen als Beute der neuen, schön ausgestatteten Wohnung, die auf dem Stande zurecht steht. Jetzt ist die Kolonie glücklich unter Fach und Dach, eingereiht als neues Volk in den vermehrten Besitzstand des Imkers, der bei dieser aufregenden und anstrengenden, aber süß lohnenden Arbeit erfahren darf:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.“

Zwar ist nicht mit einem Schlage das eingebrachte Volk an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Anfangs stürzt noch manch trotziger Gefelle, rebellisch gegen die neue Ordnung der Dinge, zum Flugloch der Wohnung hervor, als wollte er die Macht und List der klugen Menschen verspotten. Aber bald kehren die Ausreißer wieder zurück, haben sie doch beim Auszug der erwählten Herrscherin aufs neue Treue geschworen; und was eine rechte Biene ist, bricht ihren Bürgereid nie. So machen sie denn, eine nach der andern, an dem Thore der neuen Heimat, wohl oder übel Halt und schlagen bald fröhlich mit ihren Flügeln zusammen, denn sie wissen, ihre Königin ist darinnen. Wo diese hingehet, da wollen sie auch hingehen, wo sie lebt und wirkt, da wollen auch sie ihr Tagewerk anheben; nur der Tod soll sie voneinander scheiden. Der Schwarm ist geraten und geborgen. Auch die Wildesten, die mit Berserkerwut in die vier Winde hinausstürmten, sowie die zersprengten Nachzügler, die in keiner Armee, auch der bestorganisierten, fehlen, sammeln sich gegen Abend am Eingang des neuen Hauses, eingedenk der alten Bienenweisheit:

„Bist du selber kein Ganzes, so schließ an ein Ganzes dich an!“

Nur am Birnbaume oben blieb noch ein kleiner Teil, ein winziges Nestchen von Sonderbündlern zurück, welcher das liebgewordene lauschige Nistchen bei dem Finkenest nicht leichtem Herzens verlassen möchte. Es sind edle, schwärmerische Seelen, welche gerne in höheren Sphären schweben und das Flecklein Holz, das die Königin mit ihrem Leibe berührte und weihete, wie eine Reliquie fromm verehren; denn etwas Edelres und Verehrungswürdigeres als die Königin giebt es für den Bienen-Untertananverstand nicht. Aber auch der allerstärkste Idealismus wird durch die rauhe, kalte Wirklichkeit des Lebens nach und nach abgekühlt. Das erfahren unsere schwärmerischen Bienen-Idealisten schon in der nächsten folgenden Nacht, die ihre zarten Leiber, obwohl sie sich aufs Innigste aneinander anschließen, empfindlich durch Kälte und Winde trifft. Darum halten sie am andern Morgen für geraten, den Verhältnissen des Lebens Rechnung zu tragen und kommen müde und matt, abgehärmt an Leib und Seele, als die Letzten bei ihrem Volke an, das auch sie willig in seine munteren Reihen aufnimmt; denn spät kommen diese Letzten, aber sie kommen doch.

Der Ast am Birnbaum ist jetzt wieder leer und der Fink und die Finkin machen sich ihre Gedanken über das seltsame Volk, das gestern sein Lager neben ihrer Stammburg so dreist aufgeschlagen hatte und heute mit Kind und Regel verschwunden ist. Aus der neuen Wohnung aber kommen heute schon die Eifrigsten heraus, um sich die nächste Umgebung zu besehen. Im Innern der Wohnung geht es an ein Putzen und Fegen, an ein Bauen und Mauern, daß es eine Freude ist. Die Königin legt ihrem Volke den Stadtbauplan vor, die Stadtviertel werden abgesteckt und die schönen geraden Straßen besonders genau bezeichnet; mit Händen und Füßen wird gearbeitet Tag und Nacht,

„die Räume wachsen,
es dehnt sich das Haus
und drinnen waltet —

die Königin als Mutter ihres neuen Reiches mit alter Liebe und Treue zum Wohle des ewig treuen, fleißigen Volkes. Aber, wird der geneigte Leser fragen, was ist denn aus dem alten Stocke geworden? Liegt doch die Vermutung nahe, daß derselbe nach so viel Kräfteverlust gar eingegangen und, der alten Herrscherin beraubt, am Ende in einen allgemeinen Staatsbankerott geraten sein dürfte. Es ist ja sonst der Welt Lauf und Ordnung, daß das Auferstehen des einen den Untergang des andern nach sich zieht. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Das Bienenvolk scheint diesem allmächtigen Lebensgesetze nicht unterworfen zu sein. Hier darf im Kreislaufe des Jahres ein Geschlecht dem anderen die Fackel des Lebens reichen, ohne daß das vorhergehende in die Nacht des Todes zurücksinkt. Hier pulsiert im großen und ganzen des Volkes fast unvergängliches Leben.

Freilich ist in dem abgeschwärmten Mutterstocke für die erste Zeit die Lebenskraft etwas herabgestimmt. Die Reihen der fleißigen Arbeiter sind seit dem Auszuge des Schwarmes merklich gelichtet. Die ausgewanderten Volksgenossen konnte man auch nicht mit leeren Händen die Reise aufs Ungewisse antreten lassen, darum sind der Honigschätze weniger geworden. Auch ist die allverehrte Stammesmutter nicht mehr vorhanden. Aber das Volk ist deshalb doch nicht verwaist. Schon legen hoffnungsvolle Töchter der alten Herrin im stillen das königliche Gewand an; in kürzester Frist wird die Erstgeborene unter ihnen das Scepter ergreifen und mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung halten. Bis dorthin wird von den fleißigen Arbeitern desto eifriger gesammelt. In wenigen Wochen bereits sind durch die täglich ausschlüpfende Brut die Lücken im Volke ausgefüllt. Ist aber erst die junge Königin von dem in ihrer Reichs- und Hofordnung vorgeschriebenen, unumgänglichen Hochzeitsfluge zurückgekehrt, dann ist alles in Ordnung und schönster Harmonie.

Siebentes Kapitel.

Wie die Bienen Hochzeit halten.

(Eins von P. K. Rosegger.)*)

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“
(G. Heine, Buch der Lieder.)

Hat sich ein Schwarm**) mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedelung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin.

Dabei geht's lustig zu und alles ist auf den Beinen und Flügeln; selbst die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert, mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und alles schart sich um die Königin, die Holde und Ehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

*) Von dem mir persönlich befreundeten, liebenswürdigen Dichter aus den „ausgewählten Schriften“ (XV. Band) desselben mir freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Verf.

**) Hier ist ein sogenannter Nachschwarm gemeint, der mit unbefruchteter Königin auszieht, während die Königinnen der Vorschwärme befruchtet sind.

Da flogen ein paar Bienen ins Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölkchen am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Mutterkolonie noch mitschleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugeprochen und möchten nun am liebsten ein bißchen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — ihr verlangt sehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben diskreterweise zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und sind in großer Erregung. Mit Ängstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Tieren wäre zu raten, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke auftaucht, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welch' eine Verwirrung, welch' Schreck und Jammer in der Menge, welch' wildes Summen und Umherschließen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in welcher sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und nun, wenn er einzuholen ist, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäst einer Linde zum Ruheplatz vor. „Nein“, sagte die Königin (und die Bienen haben ihre

Sprache so gut wie die Menschen), „nein“, sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen.“

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen! „Nein“, sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Hähner und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen.“

Und als sie hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen blauen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuflein in Einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen dar. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite finstre Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Über den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere tanzenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind ratlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Kolonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrat rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. „Feiglinge!“ ruft sie ihnen zu; nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hegen und Lästern und, wenn ihr könntet, würdet ihr gleich den verliebten Männern des Menschengeschlechtes euch selber erstechen im blutigen Zweikampf; —

wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!"

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heransfliegen, es ist eine aus den Arbeiterscharen ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet ihn leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Teil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber keiner im Staate kümmert sich mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu teil werde, indem sie erwählt wären, dem getreuen Volke die Überzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffstüchtigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl imstande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.*)

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Becken und Bestreicheln zu lieblosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überallhin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag also im Laufe des Sommers ihre 30—40000 Eier zur Welt zu bringen.

*) Das dem aufmerksamen Bienenzüchter hochwillkommene Befruchtungszeichen der heimkehrenden Königin.

Glücklicherweise hat sie für die Familie selbst nicht zu sorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Unterthanen erstochen werden.

Die Bienen sind eben seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten jeden aufrecht, so lange er dem allgemeinen Wohle nötig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde.“

Das weitere Leben der heimgekehrten Drohnen ist hinfort eine elende Galgenfrist; eben noch himmelhochjauchzend, sind sie morgen vielleicht schon zum Tode betrübt; alle haben jetzt Ursache, sich auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten und über die Wahrheit des Sprichwortes nachzudenken:

„Das flüchtige Leben eilt schneller dahin
Als Räder am Wagen, —
Wer weiß, ob ich morgen

Achtes Kapitel.

Unsere Bienen in Australien.

(Noch Eins von Hofegger.)

„Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle!“
(Goethe.)

„Es geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirthes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Tiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kiefernwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerke und ergözte sich an dem Gligern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gesehen und gehört. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm gemütlich saß, sich mählich hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Tafelwert fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemütlicher. Da drängten sie sich um ihre Königin und hielten Rat.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienen-
sprache, seine Ansicht vor. „Ich halt mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen“, sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenhecken des Dorfschulhauses in Grünwald habe ich unter anderem auch von der Geographie etwelches profitiert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte, aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden; denn alles, was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgiebt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin! ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden.“

Darauf entgegnete eine andere: „Mein geehrter Herr Vordredner hat unsere Lage als sehr trostlos geschildert. Ich teile nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheuere lebendige Wasser, das uns umgiebt und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Flug erst recht ersah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifen

grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Masten den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Kapitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Kapitän's selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich! Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Tierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Kolonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und gepflegt werden."

Das geschah und die armen Tierchen aus Grünwald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Kultur nach Australien ging.

Wer wollte hier die Reiseindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer wochenlang, monatelang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden, wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Thätlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich platonisch mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten stand, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Glut der Äquatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Allsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Mazienwäldchens ein Korb als Wohnung angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinaussummte durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich allsogleich ans Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräten für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunkhaft und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch' fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit bissigen Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder andere waren in ihrem Sammelfleiß sogar von Heuschreckenschwärmen und riesenhaften Ameisengeschlechtern belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswert ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt. Nicht einen etwaigen Überfluß hatten die wilden Menschen weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl im Herbst oder Frühjahr erlebte und verwand, sondern alle Vorräte an Honig und Wachs waren fort und der Korb harrete auf neue Frucht der Arbeit. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Mut und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllten sich allmählich die Vorratskammern, während sich die Tierchen das Nötige fast von ihrem eigenen

Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines abends ein Mitglied der arbeitenden Klasse auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hielands geht's nach einem andern Takt. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Überzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuvörderst frage ich euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage euch, in diesem Lande giebt es keinen Winter!“

Große Aufregung in der ganzen Volksversammlung.

„Wozu also sammeln wir?“ fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorratskammern leeren können? Nimmermehr! Heute noch wird die Arbeit eingestellt!“

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der revolutionäre Volksredner blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung wegen Verbreitung staatsgefährlicher Tendenzen als aufgelöst. Der Redner berief sich auf die im Bienenstaate geltende Redefreiheit und erklärte trotzig, er sei nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Jetzt drohte der Polizeibeamte dem in wildem Aufruhr hin- und wiederwogenden Volke mit Belagerungszustand und den Aufwieglern mit Landesverweis. In demselben Augenblicke wurde der Wächter der Ordnung meuchlings niedergestochen und über seiner Leiche proklamierten die emanzipierten Arbeiter den Streik auf ewige Zeiten.

Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Hofstaat hinreichend versehen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!“ rief der königliche Abgesandte einen

Saß aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! wollt ihr denn die Weltordnung stürzen?“

Da sagte einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegenteile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Bei unseren Urahnen — heilig sei ihr Andenken — mag die umgekehrte Lebensregel als Staatsgesetz gegolten haben. Sie waren eben dazu durch die Verhältnisse gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und seine starren Fesseln im Lichte der freien, sonnigen Gegenwart, hier im Lande der Freiheit und des ewigen Sommers, glücklich gefallen sind, sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Warum sollen denn die Früchte unseres sauren Schweißes nur dem Geschlechte derer zufallen, die uns ausbeuten wie und wann und wo sie wollen? Auch wir wollen das Leben genießen und haben ein Recht, uns desselben zu freuen. Wohlan, freuen wir uns dieses Lebensgenusses! Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag giebt, was wir für den Tag bedürfen; hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchen jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergift. Ich habe gesprochen.“

Gegen solche Gründe wußte der königliche Abgesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaate, war einstimmig von dem zur Freiheit erwachten Volksstaate angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen herrlichen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener edle Volksredner in der konstituierenden Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein; sie ahnten aber nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr im Volke vermehren und immer seltener kehrten die Bienen

zum Korbe zurück. Nun erst merkte der Nest des Volkes, daß und weshalb es im Staate schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die tiefbekümmerte Königin, die allein die Treue gehalten hatte, ins Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, waren verloren, gestorben und verborgen; teils in Üppigkeit, teils im Kampfe mit unbekanntem Feinden waren sie zu Grunde gegangen. So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünwald mitten im süßen Blumenparadies gekommen.

Die Zeitungen verschwiegen mehr als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntnis des Publikums brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Teilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Notwendigkeit, Honigvorräte anzulegen, nicht mehr existiert. So niedererschlagend diese Wahrnehmung für die Kolonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher.“ Wir schließen diese sinnige Bienen-Parabel des österreichischen Volksdichters mit der zeitgemäßen Frage: Müßte nicht in dem verheißenen Eldorado des von unseren Sozialisten angestrebten Volksstaates am Ende eine ähnliche Enttäuschung erlebt werden?

Neuntes Kapitel.

Eine steierische Bienenmutter*)

oder wie die Bienen ein Hausfegen werden.

„Die Biene wird für den Menschen,
der sie pflegt, zur Lehrerin der
schönsten häuslichen und bürgerlichen
Tugenden.“

(Dr. Dzierzon.)

Bienenmutter? höre ich da einen Zweifler ausrufen. Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Und nun gar eine steierische! Ist das am Ende so eine neuentdeckte Wunderbienenkönigin, welche dort in der Nachbarschaft der bienenzüchtenden Krainer irgend ein spekulativer Kopf aufgezüchtet hat und die nun, gegen gutes Geld natürlich, zu haben ist, so à la dorsata, jener ostindischen Riesensbiene, von deren Kreuzung mit der gemeinen *apis mellifica* sich gewisse Bienenzüchter goldene Berge von Honigerträgen versprechen? Nein, lieber Leser, das ist's nicht. Zu solcher Reklame würde der Verfasser dieses sich unter keinen Umständen hergeben; dazu ist er von Haus aus ein viel zu ehrlicher, wahrhaftiger und bescheidener Mann.

Meine Bienenmutter, die steierische nämlich, von der ich hier etwas erzählen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave steierische Frau, die aber in der praktischen Bienenzucht ihren Mann stellt und vor deren Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Sie ist keine Dilettantin oder bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren

*) Reiseerinnerung des Verfassers an die von ihm besuchte XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreich-ungarischer Bienenzüchter in Graz vom 28. bis 31. August 1890.

auch sonst geben mag, zumal so lange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Bienenmutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren läßt, auch die mühevollsten und schwierigsten Operationen an ihren Pflöglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten, pflegen und lieben kann. Auch ist diese steierische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, ihrem goldenen rüstig und gesund entgegen. Sie hat als ehrsame Wittve die Schwelle der Sechziger bereits überschritten und sieht längst mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinde. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage der Imker-Wanderversammlung in der nahen Landeshauptstadt Graz wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt und wurde zum Schluß, wie der geneigte Leser erfahren wird, ebenfalls doppelt prämiirt.

Von dieser wirklichen Bienenmutter, deren ganzer Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort zum Schlusse auch hier bekannt gegeben werden soll, will ich also erzählen. Ihre merkwürdige Lebensgeschichte habe ich aus ihrem eigenen Munde, also aus der besten Quelle, erfahren und der einfache, aber doch ergreifend schöne Inhalt dieser Lebensgeschichte einer schlichten steierischen Frau heißt: Wie die Bienen ein Hausseggen werden können.

Es ist mir unvergeßlich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir beide einander nicht. Aber daß wir so schnell bekannt wurden, ging also zu.

Es war am Nachmittage des Vortages der mit der Wanderversammlung jeweils verbundenen Bienenausstellung. Noch waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg

von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikchor des Infanterieregiments „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abteilung reservierten Plage der Bienen-ausstellung, die der großartigen steierischen Landesausstellung als sog. temporäre Ausstellung eingereiht war. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festkomitees waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kästen zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“ und „pianissimo“ (das magharische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem mußte es während des Transportes mit einem Teile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein; denn nicht wenige Bienenvölker waren dabei umgekommen und beim Öffnen der Kisten schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchteilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, daß ein gut Teil ausstellender Imker es hier immer und immer wieder an der nötigen Vorsicht im Verpacken und Versenden lebender Bienenvölker fehlen läßt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kästen geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der beihelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht gebracht werden sollten, um am morgenden Festtage in Reih und Glied zu paradieren, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt wie ich als Zuschauer ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steierischer Landesprache — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte in steierischer Mundart: „Lön Sie mir mine Beinle*) stö, Sie! Lön Sie die Beinle stö; die dürfe

*) Beinen oder Peinen ist in Steiermark und Oberbayern das Dialektwort für Bienen.

nit so verpolleret werden; ich leid's nit, ich kann meine Weinle selber aufstellen.“ Solche Sprache hatte keiner von uns Anwesenden erwartet. Die Herren vom Komitee sahen sich die seltsame Frau etwas verblüfft an und die Dienstmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Gesagt gethan! Sofort packt sie Beute um Beute, die ihr gehörten, und stellt sie mit praktischem Griff so sicher und fest und doch so zart und sanft, als es nur der zärtlichste Bienenvater vermag, auf den nahen Standplatz. Nicht genug damit. Als bald öffnet sie die verschlossenen Fluglöcher ihrer Beuten. Die „Weinle“ stürzen hervor, schon will eine Abtheilung der schwarz und dicht herausgequollenen Masse im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes sich herabwälzen — wie leicht könnten sie auf die gerade nasse Erde fallen! — da tritt die Bienemutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und streicht mit der bloßen Hand zart und sanft die mit Herabstürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu. Diese Manipulation wiederholt die Frau einigemal und fast scheint es, als ob die „Weinle“ die Hand ihrer Mutter kennen. Sie beruhigen sich zusehends und laufen bald friedlich an der Öffnung der Beute hin und wieder, fröhlich brausend, daß sie nach der langen Reise jetzt wieder Licht und Luft verspüren, und zufrieden, weil sie auch in der Fremde ihre wohlbekannte Pflegerin bei sich wissen. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt sie sich nicht damit. Jetzt tritt sie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Visier, Brille, Handschuhe und wie die von kühnem Mute zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenväter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in gefälligen mobilen Lagerstöcken untergebracht sind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt dann, wieder mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis ihr forschender Blick die Gewißheit hat, daß durch den Transport kein Schaden entstanden ist. — Es ist alles in schönster Ordnung. Mit sichtlichem Wohl-

behagen schließt sie jetzt ihre Beuten wieder und schickt sich an zum Weggehen, doch nicht ohne den Herren vom Komitee und deren Hilfsarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu wiederholen: „Lön Sie mir meine Beule stö; lön Sie sie bigott stö; ich hab's Ihne gsagt.“

Diese Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Interesse als Bienenzüchter erweckt. Alles, was ich soeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie sie sprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, fest und bestimmt, fast männlich sicher und fachmännisch korrekt, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Komplimente zu der Frau hin, gab ihr in wenigen aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem soeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbesondere ihren Mut im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleich thun dürfte. Sie selber nahm zuerst meine Komplimente sehr kalt, fast mißtrauisch auf, meinte sogar zwischenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweise von Mut und Unerblichkeit abzuliegen. Sie fasse ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeschütztem Gesicht und bloßen Händen. Es komme nur darauf an, wie man sich bewege und wie man angreife.

Damit hatte die Frau in der That das ganze Geheimnis der Imkerpraxis enthüllt, wie es eben in keinem Lehrbuch der Bienenzucht steht, sondern von jedem einzelnen persönlich entdeckt und erprobt werden muß. Da ich hierin aus eigenster Erfahrung ebenfalls zustimmen konnte, erweckte ich auf einmal in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten jetzt besseren Eindruck gemacht und die oft recht schwierige Brücke des offenen gegenseitigen Austauschens unserer beiderseitigen Erfahrungen war geschlagen. Nun gab ein Wort das andere. Sie selber hielt, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkunft und Zweck des Hierseins freimütig vorgestellt hatte, auch nicht länger zurück, sondern gestattete mir — und dafür bin ich und alle Imker mit mir zu Dank verpflichtet — einen

Einblick in ihre Vergangenheit, welche selbst wieder ein Beweis dafür ist, daß die folgenreichsten Wendungen in unserem Leben, die eigentlichen Mark- und Meilensteine an unserem Lebenswege, nicht ein Resultat unserer Berechnung, sondern Schidungen von oben sind, Wink und Merkzeichen von höherer Hand, denen wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht.

Ist's nicht seltsam und geradezu eine Fügung Gottes gewesen, wie diese einfache steierische Frau zur Inkerei kam? Lassen wir sie selber erzählen:

„Ich bin“, so hub sie an, „von Haus ein armes Soldatenkind. Mein seliger Vater focht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aspern und zog dann später, nachdem die langen blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Mynitz bei Bruck a/Mur. Hierher nämlich hatte ihn sein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in seiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er seinen Hausstand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wissen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Mynitz geboren werden mußte.

Mein seliger Vater war aber selber kein geborener Steierer oder Österreicher. Er hatte nur, wie das dazumal oft vorkam, als Söldner unter österreichischen Fahnen gedient und gekämpft. Er stammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badischen Heimat, aus dem Elsaß. Viel Schönes und Gutes hat er von dieser seiner Heimat am Rhein uns Kindern erzählt, besonders von Straßburg, ‚der wunderschönen Stadt‘ und seinem herrlichen Münster, dessen Turm sogar höher sei als der Stephansturm der Wiener, der doch auch schon ungemein hoch sein soll. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elsaß geschrieben, aber mit des Vaters Tod hörten diese Nachrichten auf. Wir wurden, wie das mit der Zeit unter so weit voneinander wohnenden Menschen geht, zuletzt einander fremd. Jetzt wissen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schwestern und deren

Kindern. Vielleicht haben sie uns gar vergessen. O wie gerne hätte ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein. Früher war halt der Weg ohne Bahn Gelegenheit viel zu weit für unsereins und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher großen Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich hier in Graz mit Ihnen zusammentreffen muß, denk' ich doppelt gerne dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Migniger wie ich, ein echter Steierer, brav und gut, fleißig und frohen Mutes dabei, wie sie alle hierzuland sind. Wir haben in unserem eigenen Hause durch unserer Hände Fleiß ein gutes Auskommen gehabt und, was mehr wert ist als vieler Reichtum, gut und im Frieden miteinander gelebt, wie es bei rechtschaffenen Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So mußte ich manches Jahr als einsame Witwe haufen und die Kinder Waisensbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen und wie gerade sie Gottes gnädigen Beistand und guter Menschen Rat und That am allermeisten brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit und an beidem hat es bei uns nicht gefehlt.

Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war ein Hausseggen, den uns ein Unbekannter, ein Weltfremder in unser Haus hereingebracht hat. Das ging also zu.

Noch zu Lebzeiten meines Mannes zog eines Tages in unser stilles Migniz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines bewegten Lebens in der Abgeschiedenheit zubringen. Was

ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser grünes Murthal mit der „Bärenschußschlucht“, dem „Wasserfall“, der „Drachenhöhle“ und den herrlichen Waldungen in der Nähe des Ortes gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und verlassenem Waldungen zu. Wo ihn die Menschen mit ihrem Treiben nicht störten und er mit Bäumen und Blumen, den Tieren und Vögeln des Waldes allein war, da war es ihm am wohlsten. Doch, nicht bloß die schöne Natur des Steierer Landes zog den in sich gefehrten Mann in unser Thal und Ort. Vielleicht war ihm auch das Thun und Treiben der Weltstadt, in der er bisher sein Leben zugebracht hatte, zuwider geworden. Am Ende hatte ihn dort gar ein schweres Schicksal getroffen, so daß es ihn nicht mehr da ließ und er fort mußte um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen mußte mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann sah man ihm gar nichts mehr an von diesem innerlichen Kämpfen und Ringen, unter dem uns Menschen oft das Herz blutet und die Seele verschmachten will. Waren diese stillen, schweren Stunden bei ihm überstanden, dann war er so ruhig und still, so zufrieden und gottergeben als nur der beste Mensch und frömmste Christ es sein kann.

Und wissen Sie, lieber Herr, wann unser Hausfreund — denn das wurde der sonderbare Fremde mit der Zeit — am allerruhigsten, stillsten, zufriedensten und sogar glücklich war, er der einsame, allein in der Welt stehende Mann? Das erraten die Menschen nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Tierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wann er bei seinen Bienen war.

Gleich nach seiner Ansiedelung bei uns hatte er sich Bienen

gekauft. Sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steierer Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienenvölker gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank sowie das nötigste Schreinerhandwerkzeug herbeigeschafft. Auch trodene Bretter wurden aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun ging's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Hämmern, daß wir die wahre Schreinerwerkstätte im Haus hatten. Nur geleimt hat unser fleißiger Hausfreund nie; denn, ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherz zu sagen — es liegt aber eine Wahrheit darinnen — darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen“, aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgingen. Alles und jedes war in diesen Bienenwohnungen auf das zweckmäßigste erdacht und ausgeführt. Ohne irgendwo anzustoßen, konnte man den ganzen Hausrat des Bienenvolkes nach Belieben auf das Bequemste ein- und ausstellen, wie und wo und wann man wollte. Und damit dem Ganzen der inneren Einrichtung auch der Schmuck nicht fehle, wurde eine blanke Glasscheibe an der Rückseite angebracht, durch die das Auge das Leben und Weben der Insassen wie in einem Spiegel zu jeder Stunde beschauen kann. Von anderen, noch subtileren Ausstattungsgegenständen dieser Wohnungen nicht zu reden!

Die Mürnitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeubung, wie sie's in ihrem Unverstand nannten und, wenn sie unter sich allein waren, redeten sie nicht ohne Hohn von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie viel besser verstehen mußten. Aber diese durch den Fremden nach Murnitz gebrachte Wiener Mode war aber doch die richtigere und bessere. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mürnitzer, sondern der

fremde Herr aus Wien die stärksten, schönsten Bienenvölker; und wenn der Herbst da war, dann standen regelmäßig bei unserem Hausfreunde die vollsten, duftigsten Honigtöpfe.

Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall. Solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtsin. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur gegebenen Zeit nachsehen, nachhelfen und vorbeugen, corrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nötig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein des Hausfreundes gingen alle diese Operationen leicht und bequem, ohne viel Störung und Gefahr für die Bienen und den Züchter von statten. Der Hausfreund war wirklich Herr und Meister seiner Bienen; sie gehorchten ihm zusehends und thaten seinen Willen. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's kurz nannten, gewiß die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere Freude an den Bienen, während wir sie vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Die Liebe zu den guten Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird.

Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne an seinem Bienenstand geholfen, wenn die Arbeiten wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem alt gewordenen Herrn zu beschwerlich wurden und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise.

Der gute liebe Herr, der bereits so manches Jahr in unserem Hause gewohnt hatte und nachgerade einer der Unseren geworden war, fing eines Tages an zu kränkeln und diese Krankheit, in der wir ihn so gut verpflegten wie es leibliche Angehörige nicht besser vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm diese Krankheit als einen Boten von oben geschickt, daß es bald für ihn Zeit sei, aus der Fremde dieser Erde in die ewige Heimat einzukehren. Unser kranker Hausfreund verstand den Wink dieses Boten und machte sich als gehorsamer Knecht, der geht, wenn der dort oben ruft, reisefertig. Da lud er eines Abends, es war sein letzter auf dieser Erde, mich an sein Bett, nahm meine Hand in die seine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, gutes gethan hatten. Dann sank er vor Schwäche in das Kissen zurück. Schon meinten wir, sein letztes Stündlein sei vorhanden. Die Kinder und die herbeigerufenen Nachbarn, die den Sterbenden alle gar wohl leiden mochten, beteten mit mir unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges Abscheiden seiner Seele. Da schlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, suchte noch einmal mit zitternder, erkaltender Hand die meine, dieweil ich neben ihm stand, und öffnete die Lippen zum letzten Worte: „Vergeßt“, sprach er, „meine lieben Bienen nicht; sie gehören Euer, wie alles, was ich habe. Aber vergeßt sie nicht! Verkauft sie auch nicht! Es ist ein Segen darin.“

Das war sein letzter Wille, sein kurzes aber heiliges Testament. Dann wendete er das müde Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilands Bild zu ihm herunter sah — und verschied. So bin ich, eine alte Witwe, Bienenzüchterin geworden. Ich mußte es jetzt werden; denn das Testament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geschrieben und versiegelt hat, ist einem Christen heilig.

Schon manches Jahr ist gekommen und gegangen, seit wir den Hausfreund zu seiner Ruhe gebracht haben. Was

aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienlein waren, mir auf die Seele gebunden hat, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mütter geworden. Darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muß, daß unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen.

Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, daß ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Ordnungsliebe, der Sparsamkeit und der Eintracht. Auch halte ich es jetzt für mein Teil gerade so wie der selbige Hausfreund pflegte. Wenn mir nämlich im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen möchte, ungeduldig und unruhig zu werden, wenn mir nichts mehr recht gefallen und behagen will, dann — gehe ich allein zu meinen Bienen. Da ist mir's, als würde der alte Hausfreund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem gemeinsamen Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir für Geld nicht feil. So lange ich lebe, will und muß ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muß ich gar schön bitten, lieber Herr, halten Sie mich ja nicht für hoffärtig, daß ich alte Bauersfrau

von Mignitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Aus mir selber hätte ich's, Gott weiß es, nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenverein sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Besichtigung der Ausstellung einwilligte und auch meine Teilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hierhergekommen. Ich will aber Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir miteinander wieder zu Hause sind."

Soweit die einfache aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin dieses Bienenbuches wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, in die Wunderwelt der symbolischen Bienennatur auch ein Stück idyllischen Stilllebens aus der Wirklichkeit der Gegenwart mit aufzunehmen. Die liebe Bienenmutter selbst möge dem Schriftsteller ob der poetischen Lizenz nicht böse werden.

Damit aber jeder Zweifel an der historischen Wahrheit dieser lieblichen Bienenzüchter-Idylle schwinde, nenne ich zur Ehre unseres ganzen Imkerstandes auch den ganzen Namen unserer steierischen Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mignitz bei Bruck a/Mur.

In der That, es war so wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes, treues, deutsches Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über meinen interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichtercommission der XXXV. deutsch-österreichischen Wanderversammlung beziehentlich deren Ausstellung hat ihres Amtes gut gewartet: Der Bienenmutter von Mignitz fielen zwei schöne Preisauszeichnungen zu. Dadurch ist ihrem stillen Verdienste vor den Augen der Imker-

welt die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn aber trägt die bescheidene Frau, wie ich weiß, in sich selbst. Dieser Lohn ist köstlicher denn Gold und viel feines Gold.

Ob sie ihre „Weinlin“ wieder glücklich nach Mignitz in die Heimat, auf den Stand ihres schönen Bienenheims zurückgebracht hat? Wir wollen es hoffen, wollen dazu wünschen, daß sie noch manches Jahr, dem Testamente des sterbenden, jetzt seligen Hausfreundes getreu, als echte Bienenmutter ihre Lieblinge pflegen und auf Kind und Kindeskind, bis in das dritte und vierte Glied die Kraft dieses Haussegens vererben möge.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mignitz! B'hüt Gott im neuen Jahre 1891 und einen herzlichen Inkergruß und deutschen Handschlag von dem Sie hochschätzenden Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsaß, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat!

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderstämmen mächtig durch die Ufer hin. Noch grüßen des Schwarzwalds finstere Tannen im Morgen- und im Abendrot des Wasgau's blaue Berge. Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt“, majestätisch zum Dome des Himmels empor. Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes. Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes.

B'hüt Gott!

Zweiter Theil.

Die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und weß verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land —.“

(Freiigrath.)

Erstes Kapitel.

Bei den Indern.

„Gottheit, Seele und Welt erkennet als Eines
die Urzeit,
All-Ein ehrt sie im Bild, preist sie in Feier
und Lieb.
Göttlich ist ihr der Menschen Geschlecht, Gott
wohnt in Gesteinen,
Regt sich in Pflanzen und Tier, wandelt in
Sonne und Stern.
Ewige Einheit erschaut sie im bunten Gewande
der Gottheit
Und der Gestirne Chor singt ihr der Seele
Geschid.“

(Chr. Carl F. Bunsen.)

Seit den ältesten Zeiten steht Indien als Land der Wunder und des Reichthums da. Hier war das Goldland Ophir, nach welchem der prunkliebende Salomo seine Schiffe sandte, um Gold und Edelsteine, Pfauen und Affen zu holen. Hierher soll, nach griechischer Dichtung, Dionysos, der Gott des begeisterten Rausches, hierher soll Herakles, der Überwinder der Welt, seine Schritte gerichtet haben, hier war das letzte Ziel, bis zu welchem der größte Eroberer der alten Welt, Alexander, seinen weltgeschichtlichen Eroberungszug fortsetzen wollte. Was dem gewaltigen Sohne Philipps nicht vergönnt war, näher kennen zu lernen und zu behaupten, gelang erst spät der Kühnheit europäischer Seefahrer. Vasco de Gamas große Entdeckung (1498) machte das indische Wunderland den Europäern erst wieder zugänglich. Allein das altberühmte Land verlor durch diese nähere Kenntniss nichts von seinem Zauber; vielmehr bietet dasselbe noch auf den heutigen Tag Wunder über Wunder.

Nirgends zeigt sich die Natur in größerer Schönheit, in majestätischerer Größe und zugleich sanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft. Von den Schneegipfeln des Himalaya, des höchsten Gebirges der ganzen Erde durch alle Abstufungen bis zum feuchten Flachlande an den Mündungen des Indus und der heiligen Ganga — welch' eine unermessliche Vielfaltigkeit der Vegetation und der Tierwelt! Hier bricht der Riese der Landtiere, der verständige mächtige Elefant, durch den Urwald seine einsamen Pfade; hier findet sich das kolossale Rhinoceros; hier bevölkern die seltensten Vögel mit dem behenden Geschlecht zahlloser Affen die verschlungenen Zweige riesiger Waldbäume; hier umschwirren Myriaden bunter Insekten die nektargefüllten Kelche einer paradiesischen Blumenwelt; hier, wo die sagenberühmte Lotosblume ihre Honigschätze darbietet, ist auch das Heimatland unserer Honigbiene. Während die übrigen Länder Asiens, Europas und Afrikas nur eine Spezies derselben (die gewöhnliche *apis mellifica*) aufzuweisen haben, die neuentdeckten Kontinente von Amerika*) und Australien aber erst durch die dahin gezogenen Europäer solche als Kulturtier erhielten, sind in Indien nicht weniger als vier Spezies aus dem Genus der Apiden einheimisch; es sind dies 1. die gewöhnliche *apis mellifica*; 2. die indische Biene, *apis indica*; 3. die große südasiatische Biene, *apis dorsata***); 4. die kleine südasiatische Biene, *apis florea*.

Hier ist die Biene seit den ältesten Zeiten als Haustier

*) Die in dem südamerikanischen Kontinent, besonders in Brasilien und den Gujana-Territorien vorkommenden Meliponen und Trigonen gehören nicht zur Familie der Apiden. Den wissenschaftlichen Nachweis hierfür erbrachte der französische Naturforscher Drory in Bordeaux, dessen interessante Untersuchungen in der bekannten Eichstädter Bienenzeitung (Jahrgang 1872—1874) veröffentlicht sind.

***) Die Importierungsversuche (Frank Dentons und R. Dathes) dieser für die intensivere Ausnutzung einiger sehr honigreichen Kulturgewächse (*Trifolium pratense*) veranlagten Rasse sind leider mißlungen.

domestiziert worden. Der indische Bauer ist ein geborener Bienenzüchter; neben der primitiven Bambushütte fehlen selten die aus Rohr gefertigten Bienenwohnungen; dieselben gehören in vielen Gegenden Indiens nach den Berichten der Reisenden zu dem sonst sehr bescheidenen landwirtschaftlichen Inventar. Aber auch die im wilden Zustand lebenden Bienen, welche in diesen Breiten kein nordischer Winter mit dem Erstarrungstode bedroht, gedeihen vortrefflich und sammeln reiche Schätze von Honig und Wachs, auf welche beide von den sogenannten Honigjägern förmlich Jagd gemacht wird. Besonders Ceylon und die Insel Timor sind wegen ihres Honig- und Wachsreichthums berühmt.

Bei einem so häufigen Vorkommen und bei so wunderbar reichen Erträgen ihrer für das menschliche Leben wichtigen Produkte mußte die Biene die Aufmerksamkeit hier in erhöhtem Grade und in der mannigfaltigsten Weise auf sich ziehen. Das Interesse der Bewohner an dem regen Treiben der geflügelten Honigsammler mußte um so größer sein, als für die äußerst lebhafteste Phantasie des indischen Volkes die ganze Natur persönlich belebt wird; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, Tiere; die ganze sichtbare Schöpfung ist die Erscheinung der Gottheit; nah und fern wirken Geister auf Geister; geradezu märchenhaft ist das Zueinanderspielen der indischen Götter- und Menschenwelt. „Es ist der Bund der Menschenseele und der Weltseele, der in Indien geschlossen wird“, wie einer der ersten Kenner indischer Kultur sich treffend ausdrückt. In diesem liebevoll aufgehenden, tiefen Naturgefühl ist alles befeelt, der Hauch der Anmut und Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der nationale Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Tier- und Pflanzenwelt, hier und da eine gewisse Wilderüberfülle herbeigeführt hat, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld des Naturkindeß.

Viष्nu, die erhaltende Kraft in der indischen Trias der

Gotttheit, der an der höchsten Stelle des Himmels Thronende und Waltende, dessen Antlitz sich am azurblauen Himmelsgewölbe und in der klaren Flut der tiefen Wasser spiegelt, dessen nie versiegende Lichtfülle Ordnung und Harmonie der Welt- und Naturkörper schafft und alle Geschöpfe zum frohen Dasein ruft — dieser Allerhalter der Welt und Menschen wird als blaue Biene abgebildet, ruhend im Kelch der Lotosblume, welche selbst auf den Wassern schwimmt. Die Lotosblume aber ist Symbol der Natur, der empfangenden Erde, deren Lebenskräfte solange schlummern, bis der Lebensquell der Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme sie zu neuem Dasein ruft. Die durch den Sonnenstrahl erwachte Biene ist also das Sinnbild der Geburt selbst. In diesem Sinne heißt es in den Gesängen des Nagha: „Wenn die Sonne aufgeht, schließt sie die Lotosblume auf und befreit aus ihrem Kerker die Bienen.“ Daher bringen in der vedischen Mythologie die Agvins, diese zu Genien des Lichtes symbolisierten ersten Strahlen der aus der Morgendämmerung hervorbrechenden Sonne, „den Bienen den süßen Honig“ (Rigveda I, 112, 21). Die weißen Köpfe der Agvins, welche „ambrosischen Schwänen vergleichbar, goldene Schwingen erhebend, mit der Dämmerung erwachend, aus dem fernen Meere emportauschen“, werden angerufen im Morgengebete des Frommen, daß sie kommen „gleich der Honigfliege (maksha = madhva = Biene)* zu den Säften“ (Rigveda IV, 45, 4). Gleich der nektarfrohen Götterschar der Olympier heißen die Götter Vishnu, Indra und Krishna Mādhava, d. h. aus Madhu entsprossene, Nektargeborene. Daher auch ihr Symbol die Biene. Speziell Krishna, eine der vielen Inkorporationen Vishnus, wird gewöhnlich mit einer blauen Biene über dem Haupte abgebildet; blau ist auch hier die symbolische Biene, weil die Farbe des

*) In den Vedea heißt die Biene (madhva) bald madhupa (= Honigtrinkerin), bald madhukara (= Honigbereiterin), bald madhulin (= Honigleckerin).

Äthers, dem der inkorporierte Gott entstammt, blau ist. Krishna verwandelte eine seiner irdischen Geliebten in die Pflanze *Tooshy* (*ocymum nigrum*) und verordnete, man solle seinen Gottesdienst künftig nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken entnehmen, bis auf diesen Tag stets ein paar Blätter dieser Pflanze in der Hand, weil der Gott selbst in den Bienen gegenwärtig ist. Hier ist also die Bienenzucht als solche thatsächlich religiöser Kultus geworden.

Als honigspendende Gottheit wird in den Vedea der Mond betrachtet; sein häufig wiederkehrender Beiname ist *Madhukara*, d. h. Honigschaffender. Ein allegorisches, in den Vedea viel gebrauchtes Wort für die Biene ist *Brahmara*, d. i. Wanderer, ein treffendes Sinnbild unseres von Blume zu Blume fliegenden Insektes, vielleicht mit der religiösen Nebenbedeutung der in Indien ursprünglich heimischen Seelenwanderung, welche in dem Aufflug der ätherischen Biene zum reinen Sonnenlicht typiert ist. Merkwürdig ist, daß der Bär, dieser bekannte Honigräuber und Bienenfeind, als *Madhuhā*, d. i. Honigvernichter, eine Personifikation Vishnus ist (so im *Bhāgavata* = B.). Angeführt von dem Bären *Gāmbavant*, dem Könige der Bären, gehen die lusternen Affen in den Honigwald (*madhuvana*), welcher von dem Gott *Dadhimukha* bewacht wird (*Rāmāy.* VI, 6) und verwüsten den Wald, um die Honigschätze des heiligen Haines zu plündern (ebenda V, 59). Im *Mahābhārata* (III, 1333) wird erzählt, daß die erzürnten Bienen den Honigvernichter Bär überfallen und töten. In dem *Vishnu-Purāna* (V, 25) macht sich sogar ein Gott *Balarāma*, der Bruder des Krishna, mit Honig, den er in einer Baumspalte findet, trunken. Im *Pañcātātra* (I, 194) wird die untergehende Sonne nicht übel mit Meth-Trunkenen verglichen; gleich dem Trunkenen läßt dieselbe ihre Hände (= Strahlen) sinken und ihr Goldgewand fallen. Darüber wird die Himmelskönigin, die den Tag über das Licht nicht zu scheuen brauchte, schamrot. In der That ein origineller

Vergleich, der sich sonst in keiner Litteratur mehr finden dürfte und eine gewisse physikalische Wahrheit für sich hat, indem unser Auge in der That beim Untergang die Sonnenscheibe nackt, d. h. ohne die grell flimmernde und blendende Feuer-
sphäre des Tagesgestirnes sieht. Auch der Bienenstoc nimmt an der göttlichen Natur der Bienen teil. Das beweist die madhu mati kaçà oder madho kaçà des Rigveda und des Atharvaveda, welche den Agvins zugeschrieben wird und im Kultus bestimmt ist, die heilige Opferbutter zu zerlassen, die eine ähnliche Hauberkraft hat wie etwa der Caduceus des Merkur und die Hauberrute, welche aus allen verschiedenen Elementen und doch aus keinem im besonderen besteht.

Eine im heutigen Indien sehr beliebte symbolische Verbindung ist die auf der Yoni ruhende Biene, wodurch die Fruchtbarkeit des empfangenden Elementes angedeutet werden soll; wie denn auch der Honig in den Ceremonien der indischen Hochzeitsfeierlichkeiten eine wesentliche Rolle spielt. Nicht nur Stirne und Mund, sondern auch Augenlider, Ohren und die Pudenda der Braut werden unter althergebrachten Segenswünschen mit Honig bestrichen. Es dürfte diese Sitte aber wesentlich darin begründet sein, daß die Biene, die Spenderin des Honigs, das Attribut des indischen Liebesgottes Rama oder Ramadewa*) ist. Als Sohn der Maja erscheint der junge Gott auf einer Lotosblume schlafend. Der ständige Gefährte Ramas ist Vasantas, der Frühling, der ihm sein grünes, blumen-
durchwirktes Gewand webt. Gleich dem Gros der Griechen führt Rama einen Bogen, dessen Sehne aus einer Kette von Bienen besteht, worin die schöne Symbolik liegt, daß die Pfeile des Liebesgottes Schmerzen verursachen, wenn es auch nur süße Schmerzen sind. Eines der schönsten indischen Lieder ist der an den Liebesgott gerichtete Hymnus in der von unserem

*) Vgl. γάμος, γαμέω; amor, amare; Scham, sämen.

Goethe*) mit Recht in der Weltliteratur so hochgestellten Sakuntala („Erkennungsring“), welcher (nach Hirzels Übersetzung) also lautet:

„O Rama!

Du und der Mond, wie quält ihr die euch vertrauenden Liebenden!
Wohl führst du nur Blumengeschosse
Und kühl ist des Mondes Licht;
Doch ach! wie täuschet ihr beide
Uns arme Liebende nicht!
Der Mond mit wint'rigem Strahle,
Er schleudert ja Flammen uns zu;
Aus deinen blumigen Pfeilen
Schafft gleich Diamanten du.
Fürwahr,
Stets magst du mich, o Mächt'ger, ins Herze verwunden,
Gern nehm' ich's hin:
Nur daß auch sie mit den großen berauschten Augen
Besiegt von dir sei!“

Nicht minder schön ist ein anderes Gedicht auf Ramas majestätisches Erscheinen aus demselben Drama:

„Über den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen
Ramas Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit einem Wink Fluten und Ruhe gebet.
Ihn zu beschatten, stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf,
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommenes Lied,
Goldene Dienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfrau'n schmach tenden Blicks, scherzten und hülften um ihn.
Sei mir gegrüßt, o Gott, du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang.
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambogomblume
Seiden; die Lippen zart wie der Tamareitelsch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme,
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt!“

*) „Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzündt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Kenn' ich Sakuntala dir und so ist alles gesagt.“

Wo der Liebesgott selber die Bienen als lebendigen Teil der Waffenrüstung mit sich führt, dürfen wir uns nicht wundern, das Leben und Weben der Bienen in der Lyrik des indischen Liebesliedes in allen möglichen Variationen poetisch behandelt zu sehen. Der größte Vorzug dieser Lyrik besteht in der sinnigen Art, womit sie ihre Lieder von der Liebe Lust und Leid mit herrlichen Bildern aus dem Naturleben schmückt. Alle Tonarten der leidenschaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmolzen und Grollen, ihr Tändeln und Kosen werden nacheinander angehängt. Diese Vorzüge finden sich am glänzendsten vereinigt bei Kälidāsa, aus dessen lyrischem Cyklus *Mitufanhāra* („die Versammlung der Jahreszeiten“, deutsch von Höfer) wir einige Proben mitteilen:

- III, 6: „Wenn den üppig grünen Zweigen
Blüten klar und rein entsprossen,
Trunkne Bienen Süßigkeiten
Aus den Blüten dein genießen,
Deine ausgespannten Äste
Lauer Zephyr mild bewegt —
Wessen Sinne, Kōvidhāra,
Hast du nicht mit Lieb' bewegt?“
- VI, 13: „Das Kokilamännchen, wie girrt es betrunken,
Vom Saft, dem Mango entfloßen,
Und küßt so verliebt den Mund seiner Liebsten!
Das Bienchen, wie schwirrt es, versunken
Im Kelche des Lotos erschlossen
Und macht, ein Verliebter, den Hof seiner Liebsten!“
- VI, 23: „Mögen, wenn Kokilagitren und Bienengesumm sich ver-
bünden,
Schnell sich im Lenze die Herzen der Mädchen entzündn!“
- VI, 26: „Durch trunkne Bienenscharen und Kokilagefang,
Blühende Mangobäume und Karnikasprossen
Werden der Weiber Herzen in Liebe schnell entflammt!“
- VI, 31: „Wenn ums Ohr entzündend Honigträger schwitren,
Und der Kokila klagt vom Liebeschmerz,
Laue Lüfte sich im Blütenpiel verwirren,
Welchem Fühlenden hüpfst nicht das Herz?“

VI, 32: „Rühle Abendzeit vom Mondstrahl erhellt,
Vinder Wind und Kalkas Klaggesang,
Trunkner Bienenschwärme Summen
Und zur Nacht des Honigs süßer Trank —
Wo dem Liebesgotte die zur Seite gehen,
Ach! da kann kein Herze widerstehen!“

In der Elegie „Der zerbrochene Krug“ von Ghata-Rarpara (übers. von Höfer II, 129) wird der berauschte Duft des Jasmin — ein treffendes Sinnbild der überströmenden tropischen Lebenslust, wie Fortlage bemerkt — mit den trunkenen Bienen in Verbindung gebracht:

Strophe 19: „Wenn sie von Kränzen der Blüten erglänzen,
der glücklichen, süßen,
Die sich beim Pflegen vom tauenden Regen
zum Dasein erschließen,
Bienen, die losen, in Wonne umfosen
den Zweig des Jasmin,
Dem sie im Nippen aus blühenden Lippen
den Honig entzieh'n —
Glückliche Zeit für jede liebende Maid!“

Wenn der Verliebte die Spur der Geliebten finden will, muß er die Biene fragen. Diesen Gedanken hat Kalidasa in seinem Drama Vikramorvasi, dessen vierter Akt um der wunderschönen, in musikalischem Wohlhause dahinflutenden Sprache und der prächtigen Naturschilderungen willen an Klassizität nur von Sakuntala erreicht wird, sinnig verwertet. Der Held des Dramas, König Pururava, sucht seine verschwundene Geliebte, die schöne Nymphe Urvasi allüberall. Trostlos irrt er umher und fragt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Tieren, ob sie die Schöne nicht gesehen hätten; zuletzt wendet er sich an die Bienen: (deutsch von Vollenzen)

„Wie schön ist nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf sich.
Die Bienen murmeln zwischen ihren Kelchen.
Sie glüheth wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des heißen Kusses Spur behalten.“

Ich will des Honigsammlers Freundschaft werben:
Sag, Plünderer des Honigtaus, hast du geseh'n
Die Nymphe, deren groß und schmachkend Auge
In Wollust rollt, als ob es schwömm in Wein?
Doch dünkt mich fast, daß diese Nachfrag' eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekostet, würde sie verschmähn den Lotos."

Der volle Brand indischer Erotik flammt in dem „Abschiedslied an die Geliebte“ (50 Abschiedsstrophen auf dem Wege zum Richtplatz, übers. von Höfer) von Tschaura. An die tropisch-heiße Blut dieser erotischen Naturmalerei darf allerdings der nüchterne Maßstab unserer nordischen Sittlichkeitsbegriffe nicht gelegt werden.

Strophe 3: „Mit Küssen sie (die Geliebte) erstickend wollt'
Am süßen Mund ich saugen,
Wie Bienen an der Lilie Kelch
Von Liebeslust gezogen.“

„ 34: „Auch jetzt noch wird mein Herz berauscht,
.....
Beim Rosen von den Bienen, die
Nach Lotoskelchen lüftern,
Von süßem Dufte trunken, ihr
Um Mund und Wangen flüftern.“

„ 35: „Auch jetzt noch den' ich, wie vom Kuß
Des Honigmunds ich trunken,
An ihrem heißen Dusen war
Vergehend fast gesunken.“

Der Jüngling, der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte:

„Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir,
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß,
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigseim,
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.
Mein Eintritt sei dir honigsüß, honigsüß meine Rede dir,
Honigsüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst.“

Bienen und Blumen gehören in der Poesie aller Völker zusammen.*) Die bevorzugte Lieblingsblume der ätherischen Biene ist in Indien die heilige Lotosblume. Wie schön ist dieses beiderseitige Zusammengehören in einem Gedichte des Nagha ausgedrückt, wo die Bienen die Thränen der Lotosblume genannt werden, aus deren Kelche sie des Morgens wie Freudenthränen aus dem Auge hervorquellen. Kein Geringerer als Indra, der Sonnengott selber, läßt diese Freudenthränen fließen. Wem fällt da nicht unseres Geißels herrliches Frühlingslied ein, wo nach langer, harter Winterszeit die Mutter Erde sich von neuem kleidet, sich blühende Blumen ins Haar slicht

„und läßt die Brunnlein fließen klar
als wären es Freudenthränen!“

In dem Gedichte Gita Govinda vergleicht der Dichter die dunklen Augenbrauen seiner zürnenden Schönen mit einem schwarzen Bienenschwarm, welcher sich um eine eben erschlossene Lotosblume drängt.

In den oben erwähnten Jahreszeiten Kalidasa's (I, 82) kommt eine Biene vor, die sich in ein Pfautenrad verirrt, weil sie die prächtig schillernden Farben des Schweifes für Blumen hält. Derselbe Gedanke kommt aber auch in anderen indischen Dichtungen vor (vgl. v. Bohlen, ind. Gedichte S. 84). In einem Liede des Dschajadeber werden schwarze Bienen an den Lotosblättern mit den Krallen an der Nase des Löwen verglichen. Beide, Löwe und Bienen sind aber symbolische Tiere Vishnu's (vgl. William Jones, asiat. Abhandlungen, deutsche Ausgabe I, S. 363).

Daß die indische Symbolik die Biene doch nicht bloß in süßer Liebeständelei, sondern auch im ernstesten männlichen Thun, zum Gleichnis des blutigen Kampfes und seiner männermordenden

*) „Die Bäume breiten ihre Blüten aus,
Umschwärmt von rastlos vielgeschäft'gen Bienen,
Die den Tribut für ihren König sammeln.“

(Wilson's Theater der Hindu I, 205.)

Geschosse poetisch zu verwerten weiß, dafür diene folgende Stelle aus den altberühmten Epen zum Beweis. Im Mahabharata (dem großen Krieg, der Ilias der Inder) erkennt der sterbende Held den übermächtigen Gegner und spricht:

„Wie eine Reihe schwärmender Bienen ununterbrochen folgen sich
Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß;
Das sind Sichandins Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt,
So fliegen diese Geschosse daher;
Das sind Sichandins Pfeile nicht.“

(Übers. v. Holzmann S. 89.)

Auch der Undankbarkeit werden die Bienen geziehen. Im Drama Mricchakatika sagt der edle Brahmane Tscharubatta, welcher durch seine unbegrenzte Freigebigkeit zuletzt an den Bettelstab kam:

„Ich klage nicht um das verlor'ne Gut;
Doch tief betrübt mich, muß ich dir gesteh'n,
Daß nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichtum draus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die mutwillig
Des Elefanten*) breite Stirne flieh'n,
Wenn eingetrodnet drauf der Tau verschwunden,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.“

Eine vielfältige Symbolik findet endlich die Biene in der didaktischen Poesie, welche bei dem stark beschaulichen Zug des indischen Volkscharakters frühzeitig eine selbständige Ausbildung fand. So begegnen wir in dem höchst grazios und ironisch-witzig geschriebenen Werk indischer Gnomik „Den Sprüchen des Bhartrihari“ (deutsch von Hüfer I, 141—179), in denen unsere Litterarhistoriker mit Recht die Urquelle aller Tierepik und Fabeldichtung suchen, nicht nur dem Tiger, der in seinem Alter, wo die Zähne stumpf geworden sind, ein Frömmeler wird, oder der Katze, welche ebenfalls aus Altersschwäche das Mausfen aufgegeben hat und die Bedas studiert, oder dem diebischen Sper-

*) Der indische Elefant soll in der Zeit der Brunst um die Schläfen einen süßen Schweiß austreiben, der von Fliegen aller Art, auch von der Biene aufgesucht wird.

ling, der das Faulenzen und Schmarozen einem Brahmanen zum Troß versteht, sondern auch der Biene und ihrem diebischen Treiben. Sie raubt den Honig, wo sie ihn findet, auch dem Nachbar aus seinen Vorratskammern. In der That eine sehr richtige Beobachtung unseres Insektes, welches in trachtloser Zeit die schlimmsten Räubereien auszuführen pflegt. In Strophe VI der Sprüche Bhartrihäris wird die treffende Lehre gegeben:

„Leichter ist's mit einem Honigtröpfchen
Süßen den ganzen Dzean,
Als den Bösen hinzuführen
Auf der Guten Tugendbahn.“

Und in Strophe 57:

„Fällt ein Tropfen (Tau) auf glühendes Eisen,
Siehst du nicht die Spuren mehr.
Aber fällt er in Lotoskelche,
Glänzt als Honig er wie Perlen hehr.
Also wird man durch Berührung
Nichts und wenig, vieles selbst.“

In dem Sankara Ucharja („Hammer der Thorheit“), welches die ganze Energie indischer Weltverachtung asketisch predigt, wird die Nichtigkeit der Welt und ihrer Süße mit dem Honigtropfen im Kelche der Lotosblume versinnbildlicht:

„Gleich wie der zitternde Tropfen im Lotos,
Schwindet das menschliche Leben dahin.“*

Noch mögen zwei Märchen aus dem Brihat-Katha („große Erzählung“) des Somadeva (deutsch von Brockhaus) hier erwähnt werden: „Ein Reisender, der im Walde auf einem Baume geschlafen hat, sieht beim Erwachen unter sich den Tiger lauern, über sich die große Boa züngeln. Da weiß derselbe vor Angst nicht, wohin er sich wenden soll. Da träufelt aus der in den Ästen des Baumes eingebauten Bienenkolonie köstlicher Honig auf ihn herab. Er kostet denselben und — vergift darüber die Lebensgefahr.“

* Ähnlich läßt Vater Homer seinen Glaukos klagen:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.“

Das ist ein Gleichnis des Menschen, der über einem vorübergehenden Genuß des Augenblicks den furchtbaren Ernst des Lebens vergessen kann.

Das andere Märchen ist sozusagen die indische Version des Shakespeareschen „Viel Lärmen um Nichts“ mit tödlichem Ausgang: „Ein Jäger verkauft bei einem Kaufmann eine Honigscheibe. Ein Tropfen Honig fällt dabei auf den Boden. Des Kaufmanns Kaze leckt ihn auf. Des Jägers Hund beißt die Kaze tot. Der durch den Tod seiner Lieblingskaze erbofte Kaufmann erschlägt den Hund. Nun geraten der Jäger und der Kaufmann aneinander; auf ihr Geschrei eilen die Nachbarn herbei; es entspinnt sich ein Kampf aller gegen alle. Sie fechten und schlagen aufeinander los, bis sie alle tot am Boden liegen, und das alles — um einen Tropfen Honig.“

Vgl. William Jones: „Asiatische Abhandlungen“ (deutsche Ausgabe).

v. Bohlen: „Das alte Indien.“

„Ritusanhara.“

Böhtlingk: „Indische Sprüche.“ 2. Aufl.

Max Müller: „Rigveda“ (deutsche Ausgabe).

Polier: „Mythologie des Indes.“

Holzmann: „Indische Sagen.“

Höfer: „Indische Gedichte.“

Schüz: „Gefänge des Bhatti.“

Max Müller: „Chips from a German workshop (II Essays on mythology, traditions and customs).“

Mejer: „Klassische Dichtungen der Indier.“

Benfey: „Indien“ (in der Ersch- u. Gruberschen Enchyclopädie).

Lassen: „Indische Altertumskunde.“

Weber: „Indische Studien.“

Roth: „Zur Geschichte und Litteratur der Vedas.“

Weber: „Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen.“

Zweites Kapitel.

Bei den Egyptern.

„Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Felben.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und seine Kasse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden
Und der Geist der Sonne ist geoffenbaret in seinen Gliedern.

Das reine Volk gebeiht im Glanz seiner Strahlen
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne.“

(Aegyptischer Hymnus auf Pharao Ramses III. nach einer
Inscription des Palastes von Medinet-Habu).

Aus dem Lande der großen Völkertwiege unseres Geschlechtes, zugleich dem Stamm- und Mutterland auch unserer Honigbiene, aus Asien treten wir herüber nach Afrika. In der Nordostecke dieses Erdteils zieht sich, die brausenden Wogen des Mittelmeeres im Norden, die schaumzischenden Wasser eines donnernden Kataraktes im Süden, und öde, sonnverbrannte Felsen zwischen den lautlosen Sandwellen der Wüste im Osten und Westen, zu beiden Seiten eines mächtigen, alljährlich das Land durch seine überflutenden Gewässer befruchtenden Stromes, ein wunderbares Thal hin, welches mit seinen vom sahlen Gelb der angrenzenden Wüste im Smaragdglanz sich abhebenden Fluren, mit seinen hochragenden Palmen und weitshattigen Sykomoren, seinen melancholischen dunklen Olivenhainen und hell leuchtenden Akazienbüschen, mit seinen von Jasmin und Rosenduft durchwürzten Hecken wie ein großer, üppiger, paradiesischer Garten erscheint. Wir befinden uns in Egypten.

Wenn es wahr ist, was ein Weiser sagte, daß die Geschichte den Boden abelt, dann gehört dieses Thal zu dem uraltesten Abel der Länder unseres Erdballs. Als Hellas noch im Nebel der Mythe kaum begann in das Leben der Nationen einzutreten, als am Palatin und Aventin noch Ewanders Kinder weideten, als auf Zions Hügel noch kein Stein zu einem Tempel des „Einzig-Ewigen“ zugerichtet war, da hatte das große Volk dieses Thales bereits eine Geschichte von mehreren Jahrtausenden zurückgelegt. Die Pyramiden von Giseh hatten schon viele Jahrhunderte kommen und gehen sehen, als der Patriarch des Volkes Israel, Abraham, in das Egyptenland kam. Ehrwürdig durch sein Alter, angesehen durch seine starke staatliche Organisation, weithin berühmt durch Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt und, was mehr bedeutet als alles dies, durch seine staunenswerten Leistungen in Kunst und Wissenschaft übte das am Angelpunkte dreier Weltteile gelegene Egypten eine mächtige Anziehungskraft auf seine Nachbarn aus. Darum hat die Weisesten unter den Weisen des Altertums ein Zug der Wahlverwandtschaft nach dem Nilthal geführt, um dort in den Kollegien einer hochgelehrten Priesterschaft Weisheit zu sammeln.

Doch das große Volk dieses herrlichen Landes ist längst nicht mehr. Es ist in Erfüllung gegangen, was in einem der geheimen Bücher der Egypter ein Seher in dunkler Ahnung geweissagt hat: „O Egypten, Egypten! Nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den späteren Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte!“ Bereits den Griechen und Römern war Egypten ein halbverschlossenes Land und heute, wo die Menschen schweigen, müssen hier buchstäblich die Steine reden. Vom Hafen der alten Alexanderstadt bis zum Kataraktenthor von Syene und über Egyptens engere Grenze hinaus, bis in das untere und obere Nubien, da stehen sie, zu beiden Seiten der großen Wasserstraße, jene bewunderungswerten Monumente mit ihrem

seltamen Bilder- und Inschriftenschmuck: Tempelwände und Grabkammern, Pyramiden und Obelisten, Säulen und Architrave, Grabstelen und Sarkophage, Königskolosse und Götterbilder, auf Stein und Papyrus verzeichnete Urkunden — das sind die stummen und für den, der sie zu deuten versteht, doch so berebten Zeugen der großen Vergangenheit eines untergegangenen Volkes, einer Kulturgeschichte „ohne Worte“. „Egypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Egypter das Denkmalvoll der Geschichte sind“ (Bunsen). Die Denkmäler selbst aber mußten erst wieder reden lernen, sofern die wunderbare Hieroglyphenschrift, welche die ersteren zugleich ornamental schmückte, erklärt und gedeutet werden konnte. Gerade diese Hieroglyphen und zwar alle drei Klassen, die phonetischen, die ideographischen und die bloß figurativen, wählen ihre symbolischen Objekte vorzugsweise aus dem Tierleben, so daß die Griechen die Hieroglyphen auch kurzweg Tierbilder nennen konnten. Welche Mannigfaltigkeit dieser Tiergestalten in der Hieroglyphenschrift sich findet, ist bekannt. Daß aber unsere kleine Honigbiene gleichfalls ein wichtiges symbolisches Tier war, gereicht dem entwickelten Naturfinn der Egypter zu hoher Ehre, obwohl uns über eine eigentliche Bienenzucht bei diesem Kulturvolk leider nichts durch die Überlieferung bekannt geworden ist. Vielleicht dürfte aber aus dem nachstehenden der Schluß erlaubt sein, daß das Leben unseres Insektes von den alten Egyptern gekannt, genau beobachtet und in einzelnen Hauptfunktionen sehr naturwahr durch die Symbolik dargestellt wurde.

Bekanntlich hat König Menes im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung die beiden Staaten von Ober- und Unteregypten erstmals zu einem Ganzen verbunden. Doch blieb bis in die jüngsten Zeiten der ägyptischen Dynastengeschichte die Bezeichnung „König von Ober- und Unteregypten“ ein ständiger Titel der Herrscher. Beide Reichshälften haben nun in der Hieroglyphenschrift ihre symbolischen Zeichen: Oberegypten ist symbolisiert durch die Lotospflanze, Unteregypten durch die

Biene. Das Bild, welches die Doppelkrone der ägyptischen Herrscher darstellt, ist also ein Doppelbild, Lotos und Biene, ausnahmsweise auch Lotos und „rote Krone“. Lotos und Biene geben zusammen den Wortbegriff „Souten“, was schon der große Champollion, dieser Pfadfinder in dem Dunkel des hieroglyphischen Urwaldbiddichts, richtig mit dem koptischen choutin (= regere, dirigere) vergleicht. Beide Symbole, Lotos und Biene, entsprechen nicht nur der lokalen Beschaffenheit der beiden Reichshälften, sondern bezeichnen auch sehr richtig die Haupteigenschaften eines für das Volkswohl bedachten Herrschers. Im Lotos ist das Symbol der Fruchtbarkeit und Befruchtung, also der Volkswohlfahrt in nationalökonomischer Weise gegeben, in der Biene das Symbol der staatlichen Ordnung, der Gesetzmäßigkeit, der Herrschermacht und Würde. So steht auf dem Monument des Königs Thoutmes III., zu Füßen der königlichen Figur, die Aufforderung: „Bezeuget eure Ehrerbietung dem Könige von Ober- und Unteregypten!“ Auch die auf dem berühmten flaminischen Obelisk befindlichen Bienen bezeichnen die Königswürde des großen Pharao Rameffes (vgl. Bailly, hieroglyph. origo et natura S. 52, 64 ff.).

Die Biene bezeichnet ferner das arbeitssame, dem Könige gehorsame Volk, wieder ein sehr naturwahres Symbol. Der hieroglyphische Charakter „Biene“ ist Zeichen für Land und Volk von Unteregypten. Soll die unteregyptische Isis im Gegensatz zur thebaischen bezeichnet werden, so wird solches durch Beifügung der Biene ausgedrückt (vgl. Mémoires présentés par div. sav. Serie I, tome III, pag. 113—119). Auch königliche Prinzen und Prinzessinnen erhalten das Symbol der Biene. So die Prinzessin Hise mehoubé auf einem Horusphylon in Karnak; desgleichen der Oberpriester des Ammon, der „Sohn und Nachfolger der Pischem“, welcher „Namen Cheper“ heißt. Auch auf der bekannten Statue der Taja in Rom findet sich in ähnlicher Symbolik die Biene (vgl. Dictionnaire égypt. de Champollion).

Merkwürdig ist, daß die Stadt, in der nach ägyptischer Mythologie die Isis den Horus*) geboren hat, „Cheb“ (= Chemmis) heißt; Cheb aber bedeutet Diene. Horus repräsentiert das im Osten zur oberen Hemisphäre aufspringende Tageslicht, die zu neuem Dasein wiedererweckte Sonne. Wie Osiris, um in der Denkmälersprache zu reden, der „gestrige Tag“, so ist Horus der „heutige“, die zum Lichte emporsteigende Welt der Erscheinungen, in ihrer periodisch wiederkehrenden und sich zur vollsten Stärke entwickelnden Erneuerung, stets wieder auflebend, wie Osiris stets absterbend. So auf der durch Chabas zuerst entzifferten und von Brugsch (Religion und Mythologie der alten Ägypter S. 396 f.) übersetzten Inschrift einer Stele des Louvre aus den Zeiten der XVIII. Dynastie, wo Horus also gefeiert wird:

„Gefunden ist Horus; er triumphiert.
Das Königreich wird ihm übergeben,
Es erscheint für ihn das Diadem auf Befehl des Queb.
Er erfaßt das Scepter des Doppellandes
Und die Südkrone steht auf seinem Haupte.
Das ganze Land wird ihm zu Teil
Und Himmel und Erde sind ihm unterthänig.
Die Bewohner Egyptens und die Ausländer
Und was die Sonne umkreist, besteht nach seinen Ermessen:
Der Nordwind und der volle Strom,
Der Fruchtbaum und die Ernte des Feldgottes.
Er spendet seinen vollen Pflanzenwuchs
Und die Erzeugnisse des Erdbodens,
Er kommt zum Vorschein
Und die Sättigung ist gewährt.
Er zeigt sich in allen Ländern
Und allerwärts herrscht Freude.

*) Die Irrfahrten und Wanderungen der Göttin Isis, ihre Niederkunft und die Geburt ihres Sohnes Horus auf der schwimmenden Insel der Chebstadt erinnern unwillkürlich an die griechische Sage von den Wanderungen und Schicksalen der Göttin Leto, die auf der schwimmenden Insel Delos den Apollo gebar, welcher letzterer mit Horus viele mythologische Ähnlichkeit hat.

Voll Wonne sind die fröhlichen Herzen
Und jedermann ist entzückt.
An jedem Orte singt man preisend seine Güte:
Süß ist, süß ist seine Liebe gegen uns!"

Nehmen wir dazu die mythologische Bedeutung der Horusmutter Isis, „der Herrin des Himmels, der Erde und der Tiefe“, „der Gottesmutter, die alles umfaßt, empfängt, gebärt, nährt, alles im Tode Schlummernde zu neuem Leben erweckt, alle Teile des Weltalls zusammenhält“, „der Herrin des Brotes, des Überflusses und der Liebe“, so fällt auf den Namen der Horus-Stadt „Theb“ ein bedeutsames symbolisches Licht. Die Fruchtbarkeit der empfangenden Erde einerseits, die Zeugungskraft der Leben erweckenden Sonne im Tages- und Jahreskreis andererseits finden in dem Symbol der Bienen eine Art von tertium comparationis. Doch nicht dies allein. Gleich den übrigen vier offiziellen Titeln, welche den ägyptischen Königen bei ihrer Thronbesteigung beigelegt wurden, ist der oben erwähnte „König des Süd- und Nordlandes“ ursprünglich mit dem Horus-Namen verbunden. Die Horus-Prädikate („der lebende „Horus“, „Herr der Krone des Südens und Nordens“, „der goldene Horus“, „König des Südens und Nordens“, „Sohn des Râ“) sind zugleich Titulaturauszeichnungen der Herrscher, weil Horus, als der letzte König der Götterdynastie die irdischen Pharaonen zu seinen unmittelbaren Nachfolgern hat. Die regierenden Fürsten sind die Sonnen (Râ) des Landes und Volkes, welche bei ihrer Thronbesteigung als Horus d. h. als Morgen- und Frühlingssonne ihren Tageslauf im Herrscheramt antreten, um als Sirius oder als Nachtsonne nach ihrem Tode in das Reich der Tiefe zu steigen. Diese Anschauung eines Königtums von „Horus-Gnaden“ war so ägyptisch-national, daß sich dieselbe sogar bis in die Zeiten der fremdländischen Ptolomäer und Römer erhalten hat. Die Biene war also nicht bloß ein königliches Herrscher-symbol der

Pharaonen*) als der Herren von Ober- und Unteregypten, sondern steht mit der Mythologie zweier bedeutsamen Gottheiten, der Isis und des Horus in symbolischer Verbindung.

Die Einwendung Wilkinson's (the ancients Egyptians II, 415 f.: the bee is not represented on the monuments; the insect, the emblem for king so often repeated, being the hornet or wasp) unsere mehrgenannte Hieroglyphen-Biene sei gar keine Biene, sondern vielmehr eine Wespe oder Hornisse ist nicht stichhaltig. Denn damit, daß dieser bekannte Egyptenreisende unser Insekt bei den Egyptern von heute nur selten als Kulturtier antraf, ist noch lange nicht gesagt, daß dasselbe den alten Bewohnern unbekannt gewesen sei. Daß der Bienenhonig bei den alten Egyptern zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gerechnet wurde, beweisen zwei aufgefundene Inschriften: die eine, von einem Grabdenkmal der Nekropolis Abydos in Mittel-egypten stammend und durch den Direktor des Museums von Bulak, Brugschbey, neuerdings in der „Deutschen Rundschau“ (1889) veröffentlicht, lautet: „Der König bestimmt, daß eine Summe von $3\frac{1}{2}$ Pfund Silber von der Schatzkammer des Nisistempels alljährlich zu leisten sei, um den täglichen Bedarf von 1 Hin (Maß) Honig für den Totenkultus seines Schatzes Naromantha zu decken“. Daraus ersehen wir zugleich den Tarif des Honigpreises in Alt-Egypten: da $3\frac{2}{3}$ Pfund (= $36\frac{2}{3}$ egypt. Lothe) ihrem Silberwerte nach 66,70 Mark entsprechen, so kostete ein Hin (= $\frac{3}{4}$ Liter Rauminhalt) die Summe von $\frac{1}{10}$ egypt. Lot = 18 Pfennige.

Die andere Inschrift befindet sich auf einem beschriebenen

45 correct
a quart

*) Vgl. die kolorierten Abbildungen von Bienen als hieroglyphische Symbole in den Mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions I. Série, tome III S. 196/197. Es sind 6 Exemplare. Nr. 1 vom Kolosse des Memnon; Nr. 2 von Abydos; Nr. 3 von Nebinet Habu; Nr. 4 aus den Gemächern des Königs Toutmes III. in Karnak; Nr. 5 von einer Statue Setis I.; Nr. 6 von einem Obelisken in Luxor.

Kalkstein des Britischen Museums und giebt an, daß fünf Hin Honig für vier Pfund Kupfer gekauft worden seien. Überhaupt scheint der Honig bei den alten Egyptern unter den Nahrungsmitteln rangiert zu haben. Brugsch teilt a. a. D. einen Ehekontrakt mit, in welchem es heißt: „Ich nehme dich zum Weibe . . . und verpflichte mich, dir alljährlich 12 Krüge Honig zu liefern“. Die unter der Mißwirtschaft des Islam leiblich und geistig verkommenen Fellahin haben vieles, wir wollen nicht sagen alles, verloren von dem, was den Stolz, den Reichtum und die Macht ihrer Vorfahren ausmachte. Wer die alte Kultur an der neuen im Mithale messen wollte, befände sich auf falscher Fährte. Aber den Fall gesetzt, die Hieroglyphenbiene wäre eine Wespe oder Hornisse, so fragen wir, wie kamen denn die alten Egypter, welche sonst eine so sinnige, treffende und naturwahre Symbolik übten, zu dem widersinnigen Vergleich, die Majestät ihrer Pharaonen, dieser Hüter des Rechts, der Ordnung und wahren Volkswohlfahrt, über deren Regierungsthätigkeit das unerbittliche Totengericht das letzte Wort zu reden hatte, durch das Raubgesindel und Wegelagerergeschlecht der Hornisse und Wespen zu parodieren? Was den allerdings etwas massigen und langgestreckten Rumpf der Hieroglyphenbiene anlangt, ist zu verwundern, daß keinem unserer großen Egyptologen, die allerdings nicht gleichzeitig ebenso große Insektologen und Bienenkenner sein können, einfiel, auf die durch Körpergröße ausgezeichnete Bienenkönigin, welche den Egyptern, wie allen alten Völkern männlichen Geschlechts schien, hinzuweisen. Dann wäre die Hieroglyphenbiene aber das treffendste Pharaonen-Symbol, welches erfunden werden konnte. Wir dürfen daher nach dem Vorgang Champollions mit Bunsen, Brugsch und den meisten Autoritäten unter den Egyptologen als unanfechtbar annehmen, daß die Hieroglyphenbiene eine wirkliche Biene und nichts anderes darstellt.

Es war ja auch das Bienenprodukt des Honigs bei den Egyptern als Opfergabe verwendet; so am großen Feste des

Gottes Thot (s. Carrière, a. a. D. I. S. 205). Das hieroglyphische Zeichen für Honig ist eine wagerechte Linie über einer Schale. In der für den Vergleich mit dem Aegyptischen wichtigen, weil verwandten, koptischen Sprache bezeichnet Cheb und Chab die Biene und Chabiu die Honigpflanze.

Eine letzte, ausschlaggebende Bekräftigung für die tatsächliche symbolische Verwertung der Biene in der Hieroglyphik geben uns die Zeugnisse zweier Schriftsteller aus der letzten Periode des klassischen Altertums, die immerhin noch früh genug lebten, um aus der im damaligen egyptischen Volk noch lebendig fließenden Quelle der Tradition schöpfen zu können: Horapollon* und Ammianus Marcellinus. Der erstere erklärt in seinen Hieroglyphika (I. cap. 62) die Hieroglyphe der Biene ausdrücklich für das Symbol des „gegen den König gehorsamen Volkes“ (*λαὸν πρὸς βασιλέα πειθήνιον δηλοῦντες, μέλισσαν ζωγραφοῦσι καὶ γὰρ μόνον τῶν ἄλλων ζώων βασιλέα ἔχει, ᾧ τὸ λοιπὸν τῶν μελισσῶν ἔπεται πλῆθος, καθὼ καὶ οἱ ἄνθρωποι πειθόνται βασιλεῖ· ἀνίττονται δὲ ἐκ τῆς του μέλιτος . . . ἐκ τῆς του κέντρον τοῦ ζῶον δυνάμεως . . . χρῆστὸν ἅμα καὶ εὐτονον εἶναι πρὸς . . . καὶ διοίκησιν*). Mit Ergänzung der durch . . . bezeichneten Lücken dieser Schriftstelle dürfte sich (vgl. Leemans Horap: Niloi Hieroglyph S. 291) folgender ungefähre Wortsinn ergeben: „Wenn sie (die Ägypter) ein seinem Könige gehorsames Volk bezeichnen wollen, malen sie eine Biene; denn die Bienen haben unter allen übrigen Tieren allein einen König, welchem die übrige Masse der Bienen zu folgen hat, wie auch die Menschen dem Könige Gehorsam leisten. Zugleich erachteten sie die Biene in Ansehung der Honigerzeugung und Arbeitsamkeit, nicht minder auch in Würdigung des Bienenstachels als einer Waffe als vorzugsweise brauchbares und passendes Symbol für die gedeihliche

*) Vgl. Lauth „Horapollon“ (in den Sitzungsberichten der bayern. Akademie der Wissenschaften, philol. hist. Abteilung 1876).

Entwicklung eines Gemeinwesens, dessen Wohlfahrt durch jene Tugenden am meisten gefördert wird“. In demselben Sinne erwähnt Ammianus Marcellinus (ed Lindenbr.) die hieroglyphische Verwendung der „honigwirkenden“ Biene zur Bezeichnung der königlichen Würde und Majestät, welcher bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit doch auch ein Stachel zur Züchtigung angeboren sei: „Perque speciem apis mella conficientis indicant regem: moderatori cum iucunditate aculeos quoque innasci debere his signis ostendentes“ (XVII, 6, 11).*)

Bugonia
Egyptens Bienenhymbole ist jedoch mit der Hieroglyphik nicht erschöpft, sondern erstreckte sich in einer gewissen, magischen Geheimlehre weit über das ägyptische Land und Volk hinaus bis zu Griechen und Römern, ja bis in das christliche Mittelalter hinein. Finden sich ja noch im 16. Jahrhundert Spuren davon, wie wir unten nachweisen werden. Wir meinen den Glauben an eine Procreations-Möglichkeit der Bienen aus dem verwesenden Leibe eines Stieres, die sog. „Bugonie“ der Bienen, um ein Wort des Fumelus, welcher diese magische Kunst in einem eigenen Gedichte „*βουγονία*“ verherrlicht haben soll (s. Salmaſtius in Exerc. Plin. p. 602), zu gebrauchen.

Die Anfänge dieser Geheimlehre weisen uns nach Ägypten, speziell nach dem in der Ptolemäer- und Römerzeit durch Reichtum, Bildung, Kunst und Philosophie hochberühmten Alexandria, der größten Handelsmetropole der alten Welt, „wo Morgenland und Abendland wie zwei Weltalter ineinander übergangen“. Hier blühte auch die Philosophenschule des Euhemerismus, welche lehrte, daß sich unter Einwirkung der Sonne auf die feuchte Erde nicht bloß die Keime der Pflanzenwelt, sondern auch die Protoplasmata der Tierwelt entwickelt haben. So erwähnt der euhemerisierende Diodor von Sicilien (S. I, 13) als Glauben der Ägypter, daß in dem äußerst fruchtbaren Schlamme

*) Vgl. Plutarch. de Is. et Os. XXXVI, p. 365: „καὶ θρίψ βασιλέα καὶ τὸ νότιον τοῦ κόσμου γράφουσι.“ Vgl. Ael. h. n. I, 60.

ihres Landes von Anfang an lebende Wesen entstanden seien, und führt als Beweis dafür an, daß zu seiner Zeit noch in der Thebais manchmal unzählig viele und große Mäuse wie aus dem Boden herauswuchsen. Einige derselben seien wunderbare Gebilde; bis an die Brust und Vorderfüße seien sie ausgebildet und bewegungsfähig, während der hintere Körperteil unausgebildet sei und wie mit dem Boden zusammengewachsen erscheine*). Man nehme deutlich wahr, wie nach Überschwemmungen, sobald das Gewässer zurücktrete und der Schlamm zu trocknen anfange, sich allerlei belebte Geschöpfe erzeugten, einige vollkommen ausgebildet, andere nur halb entwickelt und noch mit der Erde zusammengewachsen. Auch der leichtgläubige Plinius (XI, 38) sucht die Geburtsstätte der Insekten an feuchten Stellen, derjenigen, die „mit den Hinterfüßen sich leichtfertig in die Höhe schnellen“, im erweichten, von der Sonne beschienenen Rothe, solcher hingegen, „die mit Flügeln versehen sind“, in dem feuchten Staube von Höhlen, der allerkleinsten in dem „von der Sonne verdickten“ Tau einiger Kohllarten, in dem Gummi der Ulme (Pl. XIII, 20), in dem Innern des Menschen, in der Haut der Tiere, in den Federn der Vögel — hauptsächlich aber in entseelten Tierkörpern, sobald dieselben in das Stadium des Verwesungsprozesses eingetreten sind. Die Schöpferkraft der allbelebten Natur erschien bei dieser Betrachtungsweise nicht als eine durch die Ordnungen der erstmaligen Schöpfung fixierte und beschränkte, sondern als eine fortdauernde Fähigkeit, aus leblosen Stoffe neue, ursprünglich nicht in derselben enthaltene Lebenskeime in primitiver Weise hervorzurufen. Doch ist diese Procreationshypothese bei Griechen und Römern ernstlich nur auf die Insektenwelt angewendet worden, welche für einen oberflächlichen Beobachter allerdings viele Analoga aufweist. So

*) Vgl. die auch von den Zoologen konstatierte Erscheinung des sog. Rattenkönigs, d. h. einer Gruppe junger Ratten, welche im Neste mit den Schwänzen zusammengewachsen sind.

entstehen die Käfer aus dem Kadaver des Esels, die Wespen und Hornissen aus dem der Pferde (Ovid. Met. XV, 386 f.), Schlangen aus Leichnamen von Menschen (Plut. Cleom. 39), Bienen — aus den Kadavern der Stiere (Plin. XI, 33).

„Siehst du nicht, daß die Körper, so viel durch Alter und schlaffe Wärme von ihnen verwest, in winzige Tierchen sich wandeln? — Untergescharrt ergiebt das Roß der Schlachten die Horniß. Wenn dem Krebse des Strands du nimmst die gebogenen Scheren, Und mit Erde den Rest zudeckst, so geht aus vergrabnem Kumpf ein Storpion und droht mit hadigem Schwanz. Auch die Raupe des Felds, die das Laub mit gelblichen Fäden Pfllegt zu umspinnen (die Sach ist getreulich beachtet vom Landmann), Tauscht mit dem Schmetterling um die Gestalt . . .“

(Ovid. Met. XV, 361 f.)

Der Imker-Heros Aristäus, der weitherrschende Mann in Arkadien, war Erfinder dieser Kunst, aus faulenden Kinderkörpern Bienen zu erzeugen (Ovid. Fast. I, 377). Virgil rühmt diese aristäische Erfindung mit dem feierlichsten Ernste, dem man anmerkt, daß in ihm ein von den Unfällen der Bienenzucht betroffener Züchter mitredet:

Aristäus, der Hirt, da er floh das peneische Tempe,
Weil, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Krankheit,
Stellte sich wehmützvoll an die heilige Quelle des Stromes,
Jammerte laut und rief zur hohen Gebärerin also:
Mutter Cyren', o Mutter! . . .

(Georgic. II, 5, 5.)

(Die Göttin Mutter weist den ratlos jammernden Sohn an Proteus und heißt ihn des Alten Rat zu befolgen:)

„Hier untadliche Stier', mit herrlich prangenden Leibern
Führt er daher, auch Kinder so viel, unbelasteten Nackens.
Drauf, sobald die neunte der Morgenröten emporstieg,
Bringt er des Orpheus Totengeschenk und kehrt zu dem Haine.
Aber, o sieh! urplötzlich ein staunenswürdiges Wunder
Schauen sie dort: wie rings aus geschmolzenem Fleische der Kinder
Bienen durchschwirren den Bauch und geborstenen Selten entsummen,
Dann endloses Gewölk hinzieht, das im Wipfel des Baums sich
Jezo vereint und als Schwarm am biegsamen Aste herabhängt.“

(Virg. G. IV, 282.)

Aus diesem verwandtschaftlichen Verhältnis zwischen Stier und Bienen ergeben sich im Sprachgebrauch der Dichter die Prädikate der letzteren: „stiergezeugt“, „stiergeboren“, „stierentsprungen“. Der Epigrammist Archelaus aus Egypten nennt sie (Varr. III, 16) „des verwesenden Stiers geflügelte Kinder“. Strato (G. 88 f. Jakobs III, 88) fragt:

„Stiererzeugte Biene, woher, den Honig erspähend,
Fliegst du?“

In der schönen Frühlingssidylle des Meleager heißt es:

„Künstliche Werke bereiten die stierentprossenen Bienen.“

Varro (III, 16) erwähnt Niskanders Ausspruch:

„Kosse verleihen der Wespen Geschlecht und Stiere der Bienen.“

Philetus, der Grammatiker und Dichter aus Kos, nennt sie mit Auszeichnung „stiergeborene“ (*βοιγενεαι*). Aber nicht nur die Dichter, auch die Prosaisker, Philosophen und landwirtschaftlichen Schriftsteller rühmen unverhohlen die große Kunst der Bugonie. Nur der vorsichtige Aristoteles hüllt sich in Schweigen. Dagegen verbreiten sich Varro (III, 16, 3), Aelian (II, 57), Porphyrius (de abstin. anim. II, 11), Columella (IX, 14, 7), Florentinus, der tüchtigste der Geoponiker, Plutarch, Philo und der große Origenes sehr ausführlich über diese Geheimkunst. Den beiden letzteren mußte dieselbe schon als Alexandriern sympathisch sein.

Auch der Kirchenvater Augustinus kennt und verwertet zu theologischen Zwecken die Bugonie (Civ. d. XV, 27). Auf welche Weise sollte aber die mysteriöse Prozedur vorgenommen werden?

Mago, der Gewährsmann des Columella (XI, 14, 6) verlangt nur einen Kinderwanst (*venter bubulus*), Varro (II, 16, 3) hingegen einen ganzen Kindskörper und zwar ein männliches Exemplar (*vitulus taurus*), womöglich zweijährig (Virgil G. IV, 297). Plinius (XI, 23, 1) hält für wichtig, daß der Kadaver frisch sei. Antigonus, der Karystier, welcher unter Ptolemäus Philadelphus seine „Wundergeschichten“ (*ιστοριων παραδοξων συναγωγη*) kompilierte, bedingt nicht nur einen

kompletten, zu diesem Zweck ausgesuchten Stier, sondern betont noch ausdrücklich, daß derselbe in eine Erdhöhle dergestalt vergraben werden soll, daß wie bei den von den Egyptern begrabenen Stieren die Hörner vorstehen. „Werden die Hörner nach Verlauf einiger Zeit abgeschnitten, so sieht man aus deren Löchern junge, in dem Stierkadaver zur Welt gekommene, Bienen herausfliegen.“ Also ganz dieselbe Prozedur, welche Ovid empfiehlt:

„Geh' und vergrab' in die Erd' erlesene Stiere geschlachtet!
Aus dem faulenden Wanst entstehen — die Erfahrung bestätigt's —
Blumenbenaschende Bienen zerstreut, die ähnlich den Eltern,
Fluren besliegen, zur Arbeit geneigt sich mühen in Hoffnung.“
(Met. XV, 365.)

Die dazu geeignetste Zeit ist nach Virgil (I, 217) das Frühjahr, wann die Sonne in das Zeichen des Stieres eintritt und der entwölkte Himmel auf der Erde die schlummernden Lebenskräfte weckt; dann finden die durch das Experiment gewonnenen Bienen auch gleich die nötige Nahrung. Columella hingegen hält nach dem Vorgang des Demokrit und Mago die Zeit des längsten Tages bis zum Aufgang des Sirius für geeigneter (Col. IX, 14, 10), weil die heiße Atmosphäre des Hochsommers zur Beschleunigung des Verwesungsprozesses beitrage. Soll das Experiment gelingen, so bedarf es noch weiterer Vorrichtungen. Juba, der vielseitig gebildete König von Lybien, hatte nach dem Zeugnis des Florentinus (Geop. XV, 2, 21) den Stierleichenam einfach in eine hölzerne Kiste eingeschlossen und damit operiert, während Demokrit, Varro und Virgil (G. IV, 297) ein besonders konstruiertes, abseits gelegenes Haus verlangen; dasselbe soll zum Schutze gegen den Regen mit Hohlziegeln (imbrex) gedeckt sein, zur Temperierung und Ventilation vier schräge Fenster, eines nach jeder Himmelsrichtung, und nur Eine Thüre haben. Der innere Bau stellt einen Raum von zehn Ellen Höhe und ebensoviel Breite dar. Daherein verbringt man einen tadellosen, zweijährigen, gehörnten

Stier, welchen nach Demokrit und Florentinus mehrere kräftige Jünglinge in anfangs schwächeren, dann in immer stärkeren Stockschlägen so lange prügeln müssen, bis Fleisch und Bein zerknirscht sind und das Leben entflohen ist. Dem Dichter Virgil scheint dieses barbarische Manöver doch zu grausam. Er meint, es genüge, dem in das Operationshaus eingeführten Stiere alle Öffnungen des Leibes, vornehmlich Mund und Nase, mit sauberen, feinen Leinwandtüchern zu verstopfen, damit er schnell durch Ersticken verende. Dann erst möge der Körper völlig zermalmt werden. Der Kadaver wird dann rücklings, die Beine aufwärts, auf eine untergebreitete Streu von Thymus und frischer Cassia, beides Lieblingsblumen der Bienen, gelegt, das Haus verschlossen und jede Fuge der Thüre und Fenster mit fettem Lehm verstrichen, damit in den ersten drei Wochen der Verwesungsprozeß ungestört vor sich gehe. Erst nach Ablauf dieser Frist werden die vier Fenster geöffnet, damit Licht und Luft die Keime des jungen Bienenlebens im Wachstum befördern. Bei rauhem, trockenem Ostwind aber muß der Verschuß wieder vorgenommen werden, weil sonst die zur Entstehung der Insekten notwendige Feuchtigkeit zu rasch aufgezehrt werden könnte. Sobald die jungen Bienenmaden sich zu entwickeln beginnen, wird das Operationshaus wieder luftdicht verschlossen und verstrichen und nach einer Pause von etwa zehn Tagen geöffnet, wo dann von dem Stiere außer Hörnern, Knochen und Haaren nichts mehr zu finden ist.

— „Ein Schwarm seltsamer Beseelung zeigt sich,
Mangelnd der Füße zuerst; doch bald mit schwirrenden Flügeln
Wimmelt er, mehr sich und mehr zu dünneren Lüften erhebend,
Bis er, wie Wolkenbrüche geströmt aus Sommergewittern, ausbricht.“

(Georg. IV, 310.)

Die durch diesen mysteriösen Procreations-Prozeß erzeugten Bienen sind je nach den Körperteilen, aus denen sie entstanden, verschieden an Art, Geschlecht und Güte. Florentinus behauptet, daß aus dem Blute selbst keine Bienen entstanden. Der König

entstammt den edelsten Körperteilen, dem Gehirn und Rückenmark. Woher, das heißt aus welchen Körperteilen die Drohnen entstehen, wird nicht erwähnt. Dagegen wird bemerkt, daß die Bienen, obwohl in dem vertrockneten Tierleib erzeugt, dennoch nichts von dem Fleische verzehren, sondern kraft der auf sie übergegangenen Lebenskraft sich geheimnisvoll von selbst entwickeln. Wir nehmen zum Schluß Veranlassung, das ganze mysteriöse Ceremoniell, über welches so viel gefabelt, aber betreffs dessen in der ganzen Litteratur des griechischen und römischen Altertums auch nicht ein einziger thatsächlicher Versuch mit Erfolg erwähnt wird, aufzuhellen und auf seinen letzten Entstehungsgrund zu prüfen.

Zuvor aber sei uns verstattet, diese allgemein geglaubte, von keinem geprüfte und doch fast magisch wirkende Bugonie-Fabel auf ihrem Wege in die christliche Gelehrtenwelt zu verfolgen.

Der berühmte Petrus de Crescentiis schreibt in seinem „opus ruralium commodorum“ (Buch XII) also: „apes nascuntur partim ex apibus, partim ex bubulo corpore putrefacto.“

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schreibt der Regensburger Domherr Konrad von Regenberg in seinem „Buch der Natur“, der ersten selbständig vorgehenden Naturgeschichte in deutscher Sprache: „es werdent peinen (= Bienen) aus frischen Waldrinderbäuchen, die man Uroschen nennet, so man zu Latein bubuli heißet; aber man muß die bäuch mit mist bedecken, so kommen die peinen davon. Es werden auch peinen aus Ochsenhäuten, die man in der Erden vergräbt (Kap. „von den peinen“ S. 292 nach der Ausgabe von Pfeiffer).

Ausführlichsten Bericht, noch detaillierteren als Virgil, giebt über die „Praktik“ der „Bienenmacherei“ Magister Michael Herren in seinem „verdolmetschten Weltbau“ des Constantinus Porphyrius (gedruckt in Straßburg 1563). Im wesentlichen an Demokrit, Varro und Virgil sich anschließend, ist es doch der Mühe wert, diese verdolmetschte Bugonie dem Leser vor-

zuführen, indem der ehrwürdige Magister die Angaben der alten Klassiker durch mancherlei Schlüsse und Sentenzen ergötzlich erweitert hat. Im XV. Buch läßt er sich also vernehmen: „Laß dir ein Häuslin machen, das zehen Ellen hoch und breit sei, mit gleichen Wänden. Darein mach' ein Thürlein und vier Fensterlin, an jede Wand Eins. In dies Häuslin führ' einen Stier, der 30 Monat alt, wohl bei Leib und faist sei. Bestelle dann etlich' starke Kerle, die den Stier mit dicken Knüppeln schlagen, so hart und übel, daß der Stier daran stirbt, also daß Fleisch und Bein miteinander zerkrüschert werden. Das mag ihm wohl weythun, aber es muß halt so sein. Man muß auch wohl Acht haben, daß kein Blut mehr bei dem Stier bleib'. Dann aus dem Blut wird keine Bien'. Es sollen auch die ersten Streich nicht zu grob und stark sein. Sobald aber der Stier stirbt, soll man alle Löcher seines Leibes mit weißen zarten Tüchlein, in warm Pech getunkt, verstopfen, als die Augen, Naslöcher, das Maul und besonders den After, als den Gängen, durch welche die Natur das Unrein' aus dem Leib führet. Darnach so mach' ein Streu mit Thymian und leg' den Stier mit allen Bieren über sich gefehret obendrauf und geh' dann aus dem Häuslein und schließ es zu. Verstreich' auch alle Löcher und Ritzen mit zähem Lehm, damit kein Luft nirgends darein kommen möge. In der dritten Woch' aber sollst du das alles wieder aufthun, damit das Licht und reiner Luft darein gang. Hui, mag das auch ein übler Schmach (Geruch) und Brodem sein! Sollt' aber der Luft zu stark sein, so soll man die Fensterlin wieder zu lassen. So man aber siehet, daß die Materie lebendig wird, soll man's wieder über zeh'n Tage zuschließen; dann thu's wieder auf und du findst viel Bienenschwärm' über einander sitzen, aber sonst findst du Nichts dann die Hörner, Bein und das Haar. Man sagt, daß der Bienenkönig aus dem Gehirn gemacht werden und aus dem Fleisch die anderen Bienen. Aus dem feuchten Mark werden auch Könige, denn sonderlich die König' wollen nicht trocken (!)

fliegen; sie sind auch, weil sie stärker verranzioniert sind, größer, stärker und schöner an Leib. Nun wollen wir sagen, wie berührte Veränderung des Fleisches im Stiere geschehe: Wenn du zum Ersten das klein Häuslein aufthust, so sind es alles weiße Dinglein, eins wie's andere, noch nicht vollkommen formiert wie Thierlein, bewegen sich auch nicht. Über ein klein Weil siehst du augenscheinlich, daß sie größer werden, Flügel und Gleich (=Gelenke, Glieder) annehmen, dazu kommt ihnen ihre rechte Farb'. Sie sitzen auch um ihren König herum und heben gemächlich an zu fliegen mit Zittern der Flügel. Dann aber stürmen sie bald mit Getös den Fenstern zu aus Begierd' des Lichts; dann im Dunkeln wollen sie mit ihrem König auch nicht sitzen. Solches dient zur Manchfaltigung (=Vervielfältigung) der Bienen.“ Ob es der gelehrte Herr Magister wohl selber einmal probiert hat, diese „antike Kunstschwarmbildung“? Nach seinen, nicht ohne Wiß geschriebenen, Zwischenbemerkungen scheint es fast so, wenn ihm nicht sein larter Magistergehalt das corpus delicti eines feinsten Ochsen unerreichbar gemacht hat, was das Wahrscheinlichere sein dürfte, da die deutschen Magister — Gott sei's geklagt — nicht wie die Könige im „Feuchten“ schwimmen, sondern im Trockenen sitzen dürfen.

Zwei französische Agronomen, Carolus Stephanus und Johannes Sibaltus empfehlen in ihren „XV Büchern von dem Felbbau“ (übersetzt ins Deutsche durch Melchior Selbitz, der Arznei Doktor, 1533) gleichfalls das Experiment der Bienenmacherei. „Die besten Bienen erhält man aus Putrifizierung verfaulter junger Kindswammen und Därme (Buch IV, Kap. 4).

Hieronimus Cardanus schreibt in seinem großen Werke „de subtilitate etc. libri XXI“ ein ganzes Buch (IX) „de animalibus, quae ex putredine generantur“ und meint „de apum generatione“ (S. 646 f. der Ausgabe von Pantaleon, Basel 1640): „recte de apum ortu Virgilius cecinisse videtur.“ Der Verfasser der „oeconomia ruralis et domestica“, Joh. Colerus, weiß (Buch XIII) nicht nur treffliche Bienensalben zu

empfehlen, „so daß die Bienen von sich selber in die Stöcke fliegen“*), sondern wiederholt ebenfalls aufs Eingehendste die Geheimkunft des Virgil und Petrus de Crescentiis. Doch ist er der Erste, in dem sich gelinde Zweifel an dieses Kunststück regen, indem er (cap. 120) sich dahin bekennt: „Wollen die Gelehrten aus toten verfaulten Ochsen Bienen werden lassen, aus toten Pferden Hornissen, aus toten Eseln Roßkäfer, aus toten Menschen Schlangen, so laß ich das alles meinesteils in seinem Wert und Unwert bleiben. Ich will niemand darob strafen; glaub's wer da will!“

Nach diesem Exkurs wenden wir uns zur Untersuchung des der Bugonie-Fabel zu Grunde liegenden mythologisch-symbolischen Kernes, bis zu welchem keiner der Alten vorzubringen den Mut hatte.

Vor allem ist zu beachten, daß schon die Heimat der als Gewährsmänner der Bugonie-Fabel oben zitierten alten Schriftsteller teils direkt nach Egypten weist, wie bei Antigonos, dem Karystier (unter Ptolemäus Philadelphus), dem Epigrammatiker Archelaos und den beiden Alexandrinern Philo und Origenes, teils in die dem alten Wunderland benachbarten Länder, nach Libyen (König Juba s. o.) und Karthago (Mago s. o.). Die ägyptische Naturphilosophie selbst aber, welche in dem der Bugonie-Fabel als wissenschaftliches Substrat zu Grunde liegenden Euhemerismus eine mit griechischen Motiven versetzte Ausbildung erhielt, ist, ihrem innersten Wesen nach gar nichts anderes als ein letzter Niederschlag der antik-ägyptischen Mythologie. Die

*) Eine meisterlich' Bienensalb zu machen (Buch XIII, 133): Nimm 4 Mäsel ausgefeimt Honig, 1 Kanne rheinischen Wein, 1 Lot Zucker, $\frac{1}{2}$ Quintlein Zimtrinde, für 6 Pfennig Muskatblume, für 6 Pf. weißen Ingwer, für 3 Pf. Anis, für 3 Pf. Johannisbrod, für 2 Pf. Süßholz, für 2 Pf. Balsam, für 2 Pf. Kampher, für 2 Pf. Eberturzel, dazu Thymian und Melissentraut. Alles muß klein geschnitten und zerstoßen werden. Dann laß man's gähren und probir's. Aber „wider den Bären weiß ich keine Arznei; er ist ein grober Geselle“ (XIII, 145).

Idee der Gemeinsamkeit des Lebensprinzipes in allen lebendigen Wesen, auch zwischen Tier und Mensch (daher die fühlende Seelenwanderung), ist die Zentralidee der egyptischen Religion, Wissenschaft und Kunst gewesen. Dieselbe Idee entdecken wir wieder in den philosophischen Kosmogonien der Euhemeristen und Orphiker, welche in Egypten heimatsberechtigt waren. Dieselbe Idee spiegelt sich ab in dem Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, von eigener Täuschung und absichtlichem Betrug, welches unter der Etikette „egyptische Geheimkunst“ den Griechen und Römern so besonders imponierte und bis auf den heutigen Tag seine Zugkraft noch nicht ganz verloren hat, wenigstens bei der großen Masse, von der das Sprichwort gilt: „vulgus vult decipi.“ Plotinos hat den Entstehungsgrund dieser egyptischen Zaubereien und Geheimkünste, von denen sein Zeitalter voll war, sehr treffend auf folgenden mythologisch-symbolischen Entstehungsgrund zurückgeführt, wenn er sagt: Weil sie (die Egypter) den Zauber wahrgenommen, der in dem Weltall selbst wirkt, indem in den Bestandteilen desselben eine Kraft der Liebe verborgen ist, vermöge deren sie von einander angezogen und bezaubert werden, so sind sie darauf geführt worden, durch künstliche Mittel die innewohnende Kraft der Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erzeugen, so daß das Geheimnis der Zauberei darin besteht zu wissen, auf welche Weise die Anziehung erweckt wird.“ Der Zauberei liegt eben wie der Astrologie und Alchemie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, dessen sämtliche Teile durch ein geheimes Band wechselseitiger Beziehung, einer Art von unbewußtem Rapport, verknüpft sind. Wir wissen nunmehr, in welchem Gebiete wir die Anfänge der Bugonie zu suchen haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der mythologisch richtigen Deutung des „bienenzeugenden“ Stieres der Geheimkunst. Wir müssen uns daher vor allem darüber klar werden, welche symbolische Natur der Stier in der Mythologie der alten Egypter hatte. „Apis“ war der Name des zu Memphis unterhaltenen,

in ganz Egypten göttlich verehrten Stieres. Seine hieroglyphische Bezeichnung ist Chupa oder Chupp, d. i. der Verborgene. Dieser Name findet seine Erklärung in der ägyptischen Priesterlehre, daß unter der leiblichen Hülle des Apis-Stieres die Seele des großen Gottes Osiris verborgen sei (vgl. Diodor I, 85; Plutarch de Isid. XX u. XXIX, Strabo XVII, 31). Als eine Incarnation des Osiris beurfundet sich Apis auch in den Inschriften durch die Bezeichnung „Apis-Osiris“, „Apis-Rä“, „Apis-Plah“ (s. Mariette „Le sérapeum de Memph. III, p. 11). Sonach vereinigte oder versinnbildlichte der Apis-Stier die Wesenheit der beiden großen Gottheiten, des Osiris und Plah, des „verborgenen“ Gottes und des sich „offenbarenden“ Gottes. Aelian sagt ganz richtig vom Apis (de n. a. XI, 10): „er gilt den Egyptern für den sichtbarsten Gott.“ Lucian (de sacrific. 14) nennt ihn den „größten“ Gott der Egypter. Entsprechend seiner hohen Bedeutung wissen die alten Autoren viel Wunderbares über die Geburt, die äußeren Kennzeichen, die Verehrung, den Tod und das feierliche Begräbniß des Apis zu berichten. Herodot (III, 28) äußert sich darüber also: „Dieser Apis oder Epaphos ist ein Kalb von einer Kuh, welche nicht mehr in den Fall kommen kann, noch eine Leibesfrucht zu bekommen. Die Egypter sagen, ein Strahl vom Himmel komme auf die Kuh und davon gebäre sie den Apis.“ Plutarch (de Isid. 43) führt folgende Ausfagen der Priester an: „Der Apis sei ein befeeltes Bild des Osiris, welcher erzeugt werde, wenn ein befruchtender Lichtstrahl vom Monde entspringe und eine brünstige Kuh berühre. Daher gleiche vieles vom Apis den Mondgestalten, indem bei ihm das Leuchtende vom Schattigen umbunkelt werde.“ Damit stimmt die Angabe des Pomponius Mela (I, 9, 7): „Der Apis wird nicht kraft tierischer Begattung gezeugt, sondern durch ein himmlisches Feuer auf göttliche Weise.“ Ebenso erwähnt Aelian (I, 3): „Der Apis wird von einer Kuh geboren, auf die ein himmlischer Strahl gefallen ist, welcher der Erzeuger des Apis ist.“ Die

übernatürliche Empfängnis des Apis wurde nach rückwärts auch auf die Kuh, welche ihn gebar, übertragen. Die Apis-Mutter war jungfräulich und genoß als solche göttliche Verehrung, Strabo spricht von einem Tempel der „Mutter des Apis“ (XVII, 31); in den Denkmalschriften werden „Propheten der Mutter des Apis“ erwähnt (s. Mariette a. a. D. I, 14)*. Der generelle Name der Mutter des Apis ist in den Hieroglyphen „Aha“, „Aô“, woraus die „Io“ der griechischen Mythologie wurde, die, wegen ihrer Liebe zu Zeus von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt, auf der ganzen Erde umherirrte, bis sie endlich in Egypten, von wo sie ausgezogen, ihre Ruhe fand und mit Zeus dem Epaphus (= Apis) das Leben schenkte.

Der tote Apis wurde unter großartigen Feierlichkeiten im Serapeum beigelegt, sein Kadaver unter allerlei geheimgehaltenen Zeremonien in ein Grab verbracht, dessen Platz außer den Priestern niemand wissen durfte. Von diesem Augenblicke an heißt der Stier Osiris-Apis, woraus im Griechischen *Ὀσορόαπις*, *Σορόαπις*, *Σάραπις*, *Σέραπις* wurde. Ihm gelten die zahlreichen Aufschriften auf den sog. Apis-Stelen, welche überall in Egypten sich vorfinden, besonders aber in dem von Mariette entdeckten Serapisgräberfeld (zwischen Abusir und Saqqarah) ausgegraben wurden. Solche Aufschriften sind: „Osiris-Apis, lebend von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ oder „Osiris-Apis, verleiht jegliches reine Leben und Gesundheit“ und andere mehr**).

Ferner wurde die große Göttin Neith, welche den Lichtgott Ra gebar und im unteregyptischen Sais ihr Hauptheiligtum besaß, als die alles gebärende und nährenden Urmutter in

*) Wir kennen aus den Apis-Urkunden sogar einige Eigennamen von Apismüttern. So hieß die Apismutter vom Jahre 253 v. Chr. „Rauen“, diejenige vom Jahre 231 „Tanaekt“, diejenige vom Jahre 210 „Taamun“ (vgl. die Monatsberichte der Berl. Akademie 1853 Nr. 720).

**) Vgl. das Stiersymbol im kretensischen und marathonischen Theseus-Cyklus; auch die Lurilia der Römer sind religiöser Art (Livius XXXIX, 22: „religionis causa“).

Ruhgestalt mit der Mondscheibe, dem Symbol des befruchtenden Himmelszeichens, zwischen den Hörnern abgebildet. In ihren Mysterien nimmt die Kuh die erste Stelle ein. Dieselbe galt als Symbol des erneuten Daseins nach der Nacht des Todes „des Ausgangs am Tage“, wie das Totenbuch sich ausdrückt.

Endlich findet sich hier eine Isis-Horus-Mythe, welche sich an eine der libyschen Oasen knüpft, eine beachtenswerte Bedeutung. Nach Brugsch (Mythologie der alten Egypter S. 343) lautet dieselbe: „Isis, die Mutter, die Herrin der Oase ‚Kuhland‘ (Taahit, heute Tarafra), das junge Weib ist in der Wüste, dem Lande des typhonischen Set, mit ihrem Kinde, dem Horus, den Nachstellungen des bösen Dämon ausgesetzt. Um denselben zu entgehen, nimmt Isis die Gestalt der Kuh an, das Horuskind wird in einen jungen Apisstier verwandelt und beide ziehen miteinander nach der Apisstadt, auf dem Gebiete des libyschen Nomos (d. h. dem westlichsten Gebiete in Unteregypten), um den daselbst verehrten Vater Osiris in seiner Apisgestalt zu schauen.“ Auch zum Isiskultus gehörte das Stieropfer. Herodot (II, 40) berichtet: „Die Egypter opfern der Isis als ihrer größten Gottheit an einem prächtigen Feste einen Stier, den sie, wenn er ausgeweidet ist, wobei allerlei Regeln beobachtet werden, mit mancherlei Früchten und Spezereien anfüllen, und dann zu Ehren der Göttin verbrennen; Stiere begraben sie auch in den Vorstädten, indem sie ein Horn oder beide über dem Grab hervorstehen lassen, damit solches als Symbol diene.“

Auf Grund dieser von uns gesammelten Hauptmomente des hieratischen Stiersymbols in Aegypten ergibt sich für die Bienenprocreation der Bugonie-Fabel folgende Parallele:

Die Bienen, diese auf wunderbare Weise entstandenen und geheimnisvoll lebenden Geschöpfe mit ihrer ätherischen, dem Lichte und Leben zugewandten, Naturseite finden in dem Stier, als dem irdischen Ausgangspunkt und sichtbaren Repräsentanten der zeugenden Licht- und Lebenskraft den passenden Untergrund der Entstehung.

Wie das Eine in der Vielheit aufgeht und wieder in die Einheit zurückkehrt, so nimmt das Licht der Einen Sonne in dem Apis-Stier seinen Eingang und gewinnt in den „stier-gezeugten“ Bienen seinen Ausgang; es kehrt zurück. Der Kreislauf der Naturkraft setzt sich ununterbrochen fort. Gleich der zeugenden Naturkraft des Einen Sonnenkörpers (Djiris) verteilt sich die Eine Lebenskraft des symbolischen Stieres durch die Metamorphose des Verwesungsprozesses, dieser verborgenen Nachtseite alles Kreatürlichen. Der Verwesungsprozeß ist ein Vervielfältigungsprozeß. Nun werden uns auch die einzelnen seltsamen Vorschriften des Bugonie-Experimentes klar: Der für das Experiment bestimmte Stier darf nicht auf die gewöhnliche Art getötet werden, da hierbei Blutverlust, was gleichbedeutend mit Kräfteverlust ist, unvermeidlich ist. Die dem Stiere, als einem symbolischen Tiere, innewohnende göttliche Lebenskraft soll ganz intakt, voll und ganz erhalten bleiben, damit das Resultat ein ganzes werde. Daher wird der Stier in der Bugonie-Fabel nicht geschlachtet, sondern zu Tode geprügelt und zwar nicht durch einen gewaltigen Schlag auf einmal, wodurch wieder Blut- d. h. Kraftverlust eintreten könnte, sondern langsam nach und nach.

Ebenso darf dem toten Stier nichts von seiner Kraft entweichen; deshalb die Vorschrift, daß alle Öffnungen des Leibes mit Tüchern, die in Pech getaucht sind, sorgsam verstopft werden.

Die neu entstandenen Bienen wollen „im Feuchte“ sitzen. Das Feuchte mit seinen latenten Keimkräften ist das Element der Geschöpfungsbildungen. Daher die Vorschrift, das Operationshaus zu schließen und vor dem austrocknenden Ostwind zu schützen. Der Entwicklungsprozeß dauert drei Wochen und zehn Tage, also ungefähr einen Monat. Der Mond und sein Umlauf ist für die Zeitdauer der Procreation maßgebend. Der Mond selber (s. v. Keith) steht als Symbol der Befruchtung mit dem Stier in Beziehung.

Die geeignetste Zeit zur Vornahme der Kunst ist das Ein-

treten der Sonne in das Zeichen des Stieres. Mit der Sonne im Zeichen des Stieres verbindet sich der Begriff der gedeihlichen Witterung, des erwachenden und ausblühenden Naturlebens*). Kreuzer hat recht, wenn er als der Erste, der auf den egyptischen Ursprung der Bugonie-Fabel hinwies (Symbolik I, 375 f.), meint: „aus dieser physikalischen Metamorphose gingen, um im Bilde zu bleiben, wie aus dem Stierleib der Bienenschwarm, eine ganze Schar geflügelter Mythen hervor.“ Die oben erwähnte Zo der Griechen ist ein Gleichnis dieser von Egyptern zu Griechen, von Griechen zu Römern und von diesen zu den Völkern der christlichen Welt unaufhaltsam gewanderten Fabel der Bugonie. Daß wir in der That in Egypten, und nicht etwa anderswo bei Phöniziern oder im persischen Mithrasdienst, das Mutterland dieses Mythos zu suchen haben, dürfte aus den bis in das Einzelste zutreffenden Parallelen evident von uns nachgewiesen sein. Um allen Zweifeln an der Wichtigkeit dieses von den Symbolikern vielumstrittenen mythologischen Objektes zu begegnen, schließen wir mit einem ganz klaren und bestimmten Zeugnis, welches Hermias (in Platons Phaedra; cf. Porphyr. de austr. XVII) niedergelegt hat: „*γενέσεως γὰρ σύμβολον ὁ ταῦρος.*“ Mit diesem symbolisch naheliegenden Tiere hat zuerst die mythologische, dann die philosophisch-poetische Einbildungskraft der Alten ihr Spiel getrieben, bis dasselbe in der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geheimkunft ein Inventarstück der magischen Wunderwelt wurde, dessen physikalische Wichtigkeit erst der erwachende Sinn der modernen Naturwissenschaft aufgedeckt hat. Die Bugonie-Fabel ist gleichsam ein erratischer Block, welcher von den sagenumrauschten Gestaden des Nil auf den Wassern der Tradition und des Aberglaubens bis in die Länder und Völkerwelt der christlichen Aera herübergetragen wurde.

*) Vgl. das Stiersymbol auf zahlreichen Münzen griechischer Städte (Thurinum, Athen, Larissa, Pherae, Pharkadon, Perthäbia, Paestum u. a.).

- Vgl. Brugsch: „Religion und Mythologie der alten Ägypter.“
Piehl, Karl: „Inscriptions hiéroglyphiques.“
Brugsch: „Thesaurus Inscriptionum Aegyptiacarum (Abteilung IV, mythol. Inschriften).“
Mémoires, présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles lettres de l'institut de France (1^e Série, tome III).
Deysius: „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumsfunde.“
Dümichen: „Historische Inschriften altägyptischer Denkmäler.“
Léon de Rosny: „Les écritures figuratives et hiéroglyphiques des différents peuples anciens et modernes.“
Wilkinson: „Manners and customs of the ancients Egyptians.“
Stephan, Heinrich: „Das heutige Ägypten.“
Hartmann: „Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer.“
-

Drittes Kapitel.

Bei Hebräern und Mohammedanern.

„Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig und
allesamt gerecht.“

„Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines
Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim.“

(Psalm 19, 10 u. 11.)

„Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch
die Biene, indem er zu ihr sagte: Baue deine
Häuser in die Felsen der Berge und in die
Bäume der Wälder mit solcher Kunst, wie die
Menschen zu bauen gewohnt sind! Fliege aus
zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr
dir angewiesen!“

(Koran, Sure 16.)

Von den Gestaden des Nil wenden wir uns zu den Ufern
des Jordan, von den Egyptern zu den Hebräern. Das Hebräer-
land, Kanaan, wird in der alttestamentlichen Literatur mit
einer Art sprichwörtlichen Vorliebe als das Land, „wo Milch
und Honig fließt“, bezeichnet (2. Mose 3, 8; 13, 5; 33, 3;
3. Mose 20, 24; 4. Mose 13, 28; 5. Mose 6, 13; Josua
5, 6; Jes. 7, 16; Jer. 11, 5; Ezech. 26, 6). Zumal während
des langen und beschwerlichen Wüstenzuges weiß der große
Gesetzgeber und Führer Moses die unzufriedene Volksmasse,
welche sich zuweilen nach den Fleischtöpfen Egyptens zurück-
sehnte und bis zur offenen Empörung widerständig wurde, mit
der lockenden Aussicht auf Milch und Honig, die im gelobten
Lande in Strömen fließen sollten, zu beruhigen. Ein Schla-
raffenland war deshalb Palästina noch lange nicht; der alte

Hebräer mußte so gut wie sein ägyptischer Nachbar das tägliche Brot dem Acker „im Schweiß seines Angesichtes“ abringen; doch läßt die sprichwörtliche Hervorhebung des Honigreichthums mit Sicherheit den Schluß zu, daß das Land einer außerordentlichen Menge von Bienen zum Aufenthalt diene, denen die noch heute dort wildwachsenden aromatischen, honigreichen Kräuter Nahrung in Fülle boten. Tristram (the natural history of the Bible, London 1867) bemerkt, daß gegenwärtig noch die größere Quantität Honig, welche im südlichen Palästina auf den Markt kommt, von wilden Schwärmen gewonnen wird. In den zahllosen Spalten und Klüften des Kreidekalks finden die Bienen passende Stellen genug zur Ansiedelung. „Israel saugte Honig aus den Felsen und mit Honig aus dem Gestein sättigt Gott das gehorsame Volk“ (5. Mose 32, 13; Psalm 81, 17). Auch an Bäumen kleben die wilden Schwärme ihre Wohnungen an, wobei es dann vorkommen konnte, daß ein Stock wegen der Fülle des Honigs in den Waben zu Boden stürzt und von den Bienen verlassen wird. Einen solchen Stock fand Jonathan, als er einst während eines Feldzuges durch den Wald marschierte (1. Sam. 14, 257). Auf wilden Honig deutet auch der Prophet Jesaja hin, wenn er verkündet, daß im verwüsteten, mit Dornestrüpp überwucherten Lande die geringe Zahl der das Kriegselend Überlebenden Rahm und Honig essen werde (Jes. 7, 22). Dagegen möchten wir die bekannte Erzählung von den Bienen im Nase des von Simson erschlagenen Löwen (Richt. 14, 8) hier nicht zum Beweise beziehen. Wenn auch die Unwahrscheinlichkeit, daß Bienen, die bekanntlich jedem üblen Geruch ausweichen, in ein verwesendes Nas sich ansiedeln, durch den von alten Eregeten beliebten Hinweis auf die ausdörrende und reinigende Kraft der palästinenfischen Sonne etwas plausibler gemacht werden kann, so wird doch die Hauptsache übersehen, daß wir in der ganzen Geschichte des Helden Simson, dieses hebräischen Herakles, nicht bloß in dieser einzelnen Episode, eine Sage vor

uns haben, die mit ganz anderem Maßstabe gemessen sein will. Simson, „der Sonnenmann“, ist Löwenbezwinger, d. h. die Kraft der Sonne, die mit ihren Armen (d. i. Strahlen) die an sich harte und widerstrebende Erde lockert und öffnet, bewirkt, daß „Süßigkeit ausgeht von dem Starken“ (Richt. 14, 14). Dafür wurden die Bienen, die an ihrem Teil dasselbe produzieren, das passende Symbol, wohlgemerkt die einzige Symbolisierung der Biene im ganzen Schrifttum der Hebräer und diese einzige ist nicht genuin-hebräisch, d. h. dem Geiste des hebräischen Monotheismus entsprungen, sondern muß als ein in denselben von außen hereingeföhobenes Motiv einer fremden Sagenreihe, ob ägyptischen oder iranischen Ursprunges (vgl. das Betreffende in Kap. 2 dßs. Teils) begriffen werden.*) Ob man schon in voregilischer Zeit Bienenzucht getrieben hat, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Doch findet der Honig im Leben des Volkes die mannigfaltigste Verwendung. Er wird benützt zur Speise (Richt. 14, 9; 1. Sam. 14, 26, 27), zur Arznei (1. Sam. 14, 27), zum Mettrank (Neh. 8, 10), in Krügen gefaßt zu angenehmen Geschenken (1. Mose 43, 11; 1. Könige 14, 3), zu schätzenswerten Gütern (Jerem. 41, 8).

Josephus (Altertümer XIV, 7, 4) berichtet, daß man den Leichnam des unglücklichen Aristobulus mit Honig bestrichen habe, um ihn vor Verwesung zu bewahren; ein Verfahren der Einbalsamierung, von dem sich in der Bibel selbst keine Andeutungen finden. Dagegen scheint in der nachexilischen Zeit die Bienenzucht betrieben worden zu sein. Wenn das Neue Testament den Täufer Johannes wilden Honig genießen läßt, so setzt dies voraus, daß es damals auch nicht an Honig von zahmen Bienen gefehlt habe (Matth. 3, 2). Philo (de vita contempl. III, 633) berichtet ausdrücklich, daß die in Kloster-

*) Auch die fünfte Großthat des Simson, daß er mit einem Efelstinnbade 1000 Philister erschlagen und nachher aus einer dem Knochen entsprungenen Quelle, vom Kampfe ermattet, sich erquidtet habe (Richt. 15, 18), kann nur mythol. Sinn haben.

ähnlichen Verbindungen lebenden Therapeuten Bienenzucht mit Vorliebe getrieben hätten. Dasselbe gilt von den verwandten Esfiären, welche außer Ackerbau und Viehzucht auch die Bienenzucht in geregelter Weise ausübten (Josoph. Antert. XVIII, 1, 5; Philo, quod omnis probus liber II, 457). Sogar ein Anfang zu einem Bienenrecht wurde gemacht. Die Mischnah führt dasselbe, allerdings ohne nähere Gründe, auf Josua zurück und bestimmt (Sabb. 24), daß den Bienen am Sabbath kein Wasser, wie den anderen Haustieren vorzusetzen sei, weil sie dasselbe selbst holen könnten. An einer anderen Stelle (Chelim 16, 7) wird eingeschärft, daß der von den israelitischen Jnkern schon gebrauchte Madoph oder Medaph, eine Art Rauchmaschine*), welche mit trockenem Rindermist angefüllt und zur Bändigung fechlustiger Völker beim Seideln in Brand gesetzt wurde, am Sabbath nicht gefüllt werden dürfe. Auch findet sich die Verordnung, daß die Bienenstöcke, um den öffentlichen Verkehr nicht zu stören, fünfzig Ellen von der Stadt oder dem Dorfe entfernt aufgestellt werden sollen.

Bei alledem ist bei dem Hebräervolk von einer mythologischen Symbolik der Biene, wie wir sie bei allen anderen Kulturvölkern der alten Welt wahrnehmen, keine Spur zu finden; denn die oben berührte Symbolik der Simsonsjage ist nicht auf dem Boden des nationalen Hebraismus erwachsen. Der strenge Monotheismus der mosaischen Religion hatte in dem kategorischen Gesetz jeglicher symbolisierenden Regung der Phantasie eine unübersteigliche Schranke gesetzt. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder dessen, das oben am Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, noch dessen, das unter der Erde ist“ (2. Mose 20, 4; 5. Mose 4, 16; 5, 87; 27, 15 f.). Damit war jeder Symbolik, auch der künstlerischen, der Mutterboden des Gedeihens entzogen. An

*) Also der älteste Smoker, den übrigens die Römer und Griechen ebenfalls gebrauchten.

Stelle der in den Naturreligionen zu klassischer Blüte gelangten Symbolik tritt eine künstelnde Emblematik, welche in dem Inventarium der Stiftshütte und später des Tempels, sowie auf einzelnen wenigen Kunstwerken für den Profangebrauch, wie dem prächtigen Löwenthron Salomos (1. Könige 10, 19) und in den Theraphimbildern der Könige (1. Sam. 15, 23; 1. Sam. 19, 13; 2. Könige 23, 24) zur Verwendung kam. Zumal in der späteren sog. nachexilischen Zeit machte sich unter dem Drucke der Zeitverhältnisse mehr und mehr ein starrer Rigorismus geltend, der die Bildwerke überhaupt, auch die unschuldigsten architektonischen Verzierungen, als Reizmittel zum Götzendienste verdamnte (Joseph. Antert. XV, 8, 1; XVII, 5, 2; XVIII, 3, 1; jüd. Krieg II, 9, 2).

Überaus reichlich ist dafür bei den mit Vorliebe allegorifizierenden Hebräern die metaphorische Verwendung der Biene und noch mehr ihrer Produkte, vorab des bei ihnen hochgeschätzten Honigs. So wird die Israel feindliche Heidenwelt mit den Bienen verglichen, die „von allen Seiten“ herandrängen (Psalm 188, 11 u. 12). Zur Strafe für den Abfall des Volkes „wird Jchovah die Fliege vom Nil Egyptens und die Biene vom Lande Assurs herbeizischen“ (Jesaja 7, 18). Treffend ist dieser Vergleich in der That: das ägyptische Volk, das ungemein zahlreiche, gleicht der schwärmenden Fliege; das assyrische Volk, das kriegerische und eroberungsjüchtige der wehrhaften und stechlustigen Biene; die Embleme entsprechen auch beidemal der Natur der feindlichen Länder, die Fliege dem schlammigen und deshalb insektenreichen Tiefland des Nildeltas, die Biene dem waldigeren und gebirgigeren Assyrien. In der Amoriterschlacht bei Seir brechen die Scharen der Feinde aus den Bergschluchten hervor und jagen hinter Israel her „wie die Bienen thun“ (5. Mose 1, 44). Die streitbare Debora, Sapidoths Eheweib, welche als Befreierin ihres geknechteten Volkes auftrat und mit dem Helden Barak den glänzendsten Sieg feierte, führt ihren Namen nicht umsonst von der Biene;

sie wurde ihrem weisellofen Volk eine „wahre Königin“ (Richter 4, 57). Dagegen scheinen die Hebräer, ähnlich wie die Ägypter, dem Bienenfleiß keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nicht die Biene, sondern die Ameise*) ist das Tierhsymbol des Fleißes, der Emsigkeit, der vorsehenden Klugheit, des in schönster Eintracht geordneten Haushaltes. „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne“ (Sprüchw. 6, 6). „Die Ameise, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise“ (ebenda 30, 25). Im Talmud (Erubin 100, 6) wird sie wegen ihrer Ehrlichkeit sogar über die Biene gestellt.

Außerst beliebt ist dagegen im Alten Testament der Vergleich alles Süßesten und Rößlichsten mit dem Honig**). „Die Rechte des Herrn sind süßer denn Honig und Honigseim“ (Psalm 19, 11; 119, 103). „Meine Predigt ist süßer denn Honig und meine Gabe süßer denn Honigseim“, rühmt der weise Siracide von seinem Buch (24, 27); desgleichen „wie Honig im Munde ist das Andenken des Gerechten“ (49, 1). Die dem Propheten Ezechiel und dem Apokalypstiker des Neuen Testaments zu teil gewordenen Offenbarungen waren wohl-schmeckend wie Honig (Ezech. 3, 3; 16, 13; Offenb. 10, 9). „Die Neben des Freundlichen sind Honigseim“ (Sprüchw. 16, 24). „Eine volle Seele zertritt sogar Honigseim“ (Sprüchw. 27, 7). Die Lippen der Braut sind wie Honigseim (Hohel. 4, 11), aber auch „die Lippen der Buhlerin sind süß wie Honigseim, aber hernach bitter wie Wermut“ (Sprüchw. 5, 3). „Wer zu viel Honig isset, dem bekommt es nicht gut und wer zu schwierige Dinge erforschet, dem wird es zu schwer“ (Sprüchw. 25, 27). Dem auferstandenen Christus, der den Jüngern am

*) Vgl. das berühmte „Buch von der Ameise“ von Gepler von Kaisersberg, worin die Demut, Dienstfertigkeit und Einigkeit der Ameisen den Christen zum Exempel vorgestellt werden; ebenso die Ameisenmoral des „Fornicarius“ von Joh. Nider.

***) Das Wort Honig kommt im Alten Testamente allein 38 mal, das Wort Wachs nur sechsmal; das Wort Biene nur fünfmal vor.

See Genezareth plötzlich erscheint, wird Honigseim als Speise vorgefetzt (Luk. 24, 42); für den durch die Auferstehung in dem Glauben der Jünger Verkärten, der nicht einmal „angerührt“ sein will (Joh. 20, 17), ist das reine Produkt der Bienen die passendste Speise. Um so mehr muß auffallen, daß der so hochgeschätzte Honig durch das mosaische Gesetz (3. Mose 2, 11) von den Opfern aus geschlossen war. Wie der Sauer Teig, als eine im Übergang zur Korruption und Fäulnis begriffene Masse, somit im Gegensatz zur Integrität und Reinheit, durch seine Beimischung zum Opferbrote demselben den für jedes Opfer wesentlichen Charakter der Reinheit benommen hätte, ebenso war auch der Honig, welcher gleich dem Sauer Teig einen Gärungsprozeß bis zur Läuterung durchmacht, vom Altare Jehovahs ausgeschlossen. Daneben lief aber in der Intention des Gesetzgebers ein bewußter kultischer Gegensatz gegen die Symbolik der umgebenden heidnischen Völker mit unter, welche den Honig mit Vorliebe zu Opferzwecken verwendeten.

Was dem Hebräer und Christen die Bibel, das ist bekanntlich der Koran (al Koran, d. i. Sammlung der Schrift) dem Mohammedaner, dem gläubigen Moslem. Nur ist der ethisch gemilderte und messianisch erweiterte und über die nationale Grenze hinausgehobene Monotheismus der Hebräer hier zur starren und schroffen Satzung geworden; der dichterischen Produktionskraft ist hier die starre, unlösbare Fessel des Dogmas angelegt; jedes Sichergehen der Phantasie in das Reich der Symbolik ist unmöglich geworden. Die Sprache des Koran, eine gereimte Prosa, ist nur das willige Gefäß zu den Visionen und Verzückungen des Propheten, welcher, von dem Feuer seines Glaubens hingerissen, nur da wahrhaft poetischen Schwung erreicht, wo er die Szenen des jüngsten Gerichtes mit den Dualen der Hölle und den Freuden des Paradieses ausmalt (vgl. die 11. Sure von der Sündflut). Daher ist bei den Mohammedanern von einer mythologischen oder kultisch-symbolischen Bedeutung der Biene keine Spur wahrzunehmen. Wohl aber

wird das Thun und Treiben der Biene allegorisch verwertet. Ein ganzes Kapitel des Koran (Sure 16) trägt die Überschrift „Die Biene“, darin heißt es (nach der Übersetzung von Dr. Ullmann 1877): „Auch in den Tieren habt ihr ein belehrendes Beispiel; denn wir trinken auch von dem, was in ihren Leibern die Mitte hält zwischen Rot und Blut, nämlich mit der reinen Milch, welche für die Trinkenden so angenehm zu schlürfen ist. Von der Frucht der Palmbäume und der Reben erhaltet ihr berauschende Getränke und auch gute Nahrung. Wahrlich, hierin liegt ein Zeichen für verständige Menschen! Der Ewige und Allbarmherzige lehrte auch die Biene*), indem er zu ihr sagte: Baue deine Häuser in die Felsen der Berge und in die Bäume der Wälder mit solcher Kunst, wie die Menschen zu bauen gewohnt sind. Fliege aus zu allen Blüten und Früchten, welche der Herr dir angewiesen! Aus ihrem Leibe kommt nunmehr der köstliche Honig, verschieden an Farbe, aber eine wahre Arznei für die Menschen. Wahrlich, auch in ihnen ist ein Zeichen für nachdenkende Menschen.“

Bei den mohammedanischen Dichtern findet sich jedoch im Lehrgedicht, in der Satire, in der oft allerliebsten Makamen-Humoristik, besonders in der reichen Fabeln- und Märchenlitteratur manch treffende allegorische Erzählung über die Bienen und den Honig. Als Persiens größter dichterischer Genius, Firdusi, sein berühmtes Heldenbuch, das Schahname, dichtete, gab Schah Mahmud seinem Wesir den Auftrag, an den Dichter für jedes Tausend von Doppelversen alsbald nach Vollendung tausend Goldstücke auszuzahlen. Fünfunddreißig Jahre dichtete Firdusi an den 60 000 Doppelversen der Helden sagen — aber der versprochene Lohn wurde nicht gegeben. Da schleuderte der betrogene Dichter gegen den wortbrüchigen Sultan eine Satire von furchtbarer Kraft, in welcher er denselben auf's herbste geißelt:

*) Vgl. Sure 27 „Die Ameise;“ Sure 29 „Die Spinne.“

„Ob einen Baum von bitterer Natur
Man auch verpflanzen mag auf Edens Flur,
Ob man ihn aus des Paradieses Flüssen
Auch trinkt mit lauter Honiggüssen,
Nicht läßt sich seine Bitterkeit bezwingen
Und immer wird er schlechte Früchte bringen!“

Wie keine Rose ohne Dornen, so kein Honigseim ohne Stachel, diese Lehre wendet Sadi, „der genialste und fruchtbarste Dyrker, welchen im Orient der Fuß der Muse getveckt hat“, auf das menschliche Leben an:

„Auf die Welt und ihre Güter
Lege nicht zu großen Wert,
Weil noch keinem Menschenohne
Ihre Treue sie bewährt.
Keiner aß in diesem Leben
Stachellosen Honigseim,
Keiner trug aus diesem Garten
Dornenlose Rosen heim.“

(Mutathaat I, übers. von Rosenzweig.)

Der Honig ist ein Geschenk Gottes. So heißt es in Sadi's Postan (II, S. 96, übers. von R. S. Graf):

„Drum wenn auf rechten Weg dein Fuß dich führt,
Nicht dir, dem Herrn ist's, dem der Dank gebührt,
Schuf in dir guten Sinn sein weiser Rat,
So geht hervor aus dir nicht böse That.
Aus Bienen Süßes läßt hervorgelangen
Derfelbe, der das Gift erschuf den Schlangen.“

Im Übermaß genossen ist auch das Kostbarste schädlich; dieser Wahrheit giebt Sadi in seinem „Rosengarten“ *) (S. 102) Ausdruck:

*) Sadi's Rosengarten wurde schon 1654 ins Deutsche übersetzt von Adam Olearius, welcher die von Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Schah Sefi nach Spanien entsandte Gesandtschaft als Sekretär begleitete. „Persianisches Rosenthal, in welchem viel lustige Historien, scharfsinnige Reden und nützliche Regeln vor 400 Jahren von einem sinnreichen Poeten Sadi in persischer Sprache beschrieben, jezo aber von Adamo Oleario mit

„Wenn in der Speise gleich Genuß und Freude liegt,
So bringt die Speise doch im Übermaß den Tod;
Des Rosenhonigs Viel kann dir verderblich sein,
Wie Honigseim schmeckt Hungrigen das trockne Brot.“

Als Sadi jemand fragte, wem der Wissende ohne gute Werke gleiche, antwortete derselbe: der Biene ohne Honig:

„Sprich zu der groben, ungeschlachten Wespe:
Da du nicht Honig giebst, so stich auch nicht!“

(Ebenda S. 25.)

Gelehrte Leute sind oft recht unpraktisch und werden in der Welt leicht zu Schaden kommen:

„Gelehrte, Heil'ge, Scheiche und Novizen,
Und die vom Predigtstuhl die Stimm' erheben:
Wenn sie sich in die Welt herabgelassen,
Sie bleiben bald wie Fliegen an dem Honig kleben.“

(Ebenda S. 87.)

Für den Tod ist aber auch der süße Honig kein Rettungsmittel:

„Den Pflanzen hat Gott Heilungskraft gegeben,
Wenn einem noch beschieden ist das Leben.
Der Honig ist dem Leib gut und gesund,
Doch heilt er nicht mehr was vom Tode wund.
Wenn sich die Seele trennt in letzter Stunde
Vom Leib, was hilft der Honig da im Munde?“

(Sadi's Bostan II, S. 85.)

Auch die Kleinen haben Kraft, wenn sie zusammenstehen:

„Viele Bienen stürzen wohl den Elefanten,
Mag er auch der Mächtigste und Stärkste heißen,
Der Ameisen viele, wenn sie sich versammeln,
Können leicht des grimmen Löwen Fell zerreißen.“

(Sadi's Rosengarten S. 122.)

Das Angenehme will auch auf eine angenehme Weise an den Mann gebracht sein, sonst findet es keinen Beifall:

„Ein Lächelnder trug Honig aus zum Kauf,
So hold, die Herzen flammten vor ihm auf,

Zuziehung eines alten Persianers, Namens Hakwirdi, in deutscher Sprache herausgegeben und mit vielen Kupfern geziert.“

Gleich Zuckerrohr, bereit zu süßer Spende,
Wie Fliegen drängten sich der Käufer Hände.
Ja, reichte Gift mit seiner Hand er dar,
Als Honig hätten sie's verzehrt fürwahr.
Ein plumper Mensch, der auf sein Treiben blickte,
Ward neidisch, daß dem so der Handel glückte.
Den andern Tag lief hin und her der Wicht,
Sein Kopf trug Honig, Essig sein Gesicht.
Vergebens gng er schreiend hin und wieder;
Nicht eine Fliege ließ bei ihm sich nieder.
Nichts, als kein Geld in seiner Hand er sah,
Saß finster er in seines Hauses Winkel da.
Zum Gatten sprach die Klügre Gattin dann:
„Herb schmeckt der Honig bei dem herben Mann!“
O mache selbst das Leben schwer dir nicht;
Vom Mürrischen kehrt sich des Glücks Gesicht!“

(Sadi's Bostan I, 188.)

Bekannt dürfte das Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“ sein, wo eine Biene von der Tafel eines Sultans Brotsamen fortträgt, um einen erblindeten Sperling damit zu nähren. Wir schließen mit einem Märchen aus dem „Frühlingsgarten“ des Abdurrahman Dschami*) (übers. v. Schlechta S. 130):

„Eine Hornisse griff eine Biene an, um sie zu verzehren. Diese begann zu jammern, bat um das Leben und sprach: Mein Korb schließt so viel Honig ein; ich selbst aber kann dir nur von geringem Werte sein; warum willst du nicht lieber jenen aufessen und mich in Ruhe ziehen lassen? Die Hornisse aber sprach: Jener ist süß, weil er Honig hat, du aber mußt noch viel süßer sein, weil du des Honigs Schacht und Quelle bist.“

*) In Dschami's Frühlingsgarten (Beharistan) steht der berühmte nihilistische Satz:

„Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen, sei nicht erfreut darüber,
es ist nichts!
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen, sei nicht im Leid darüber,
es ist nichts!
Vorüber gehen, Schmerzen sowie Wonnen: Geh' an der Welt vorüber:
es ist nichts!“

- Vgl. Bähr: „Symbolik des mosaischen Kultus.“
Herder: „Vom Geiste der hebräischen Poesie.“
Mejer: „Die poetischen Bücher des Alten Testaments.“
Delitzsch: „Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluß der
5. Schrift d. A. B.“
Ewald: „Die Altertümer des Volkes Israel.“
Dillmann: „Über den Ursprung der alttestamentlichen Re-
ligion.“
Levysohn: „Zoologie des Talmud.“
Weil: „Historisch-kritische Einleitung in den Koran.“
 „Tausend und Eine Nacht, aus dem arabischen Ur-
text treu übersetzt.“
v. Schack: „Heldenjagen des Firdusi.“
Daumer: „Hafis, eine Sammlung persischer Lieder.“
Tholuck: „Blütenammlung aus der morgenländischen Mythik.“
Kesselmann: „Der Rosengarten des Scheikh Muslih-Eddin
Sa'di.“
-

Viertes Kapitel.

Bei Griechen und Römern.

„Im rothsprangenden Lande gingst nun zur schirmenden Ruhe du ein.
o Gastfreund,

Im glanzreichen Kolonos,
Wo die melodische Nachtigall ihr süßjammerndes Lied hinausragt ins
grünende Waldthal,

Wo weindunkel der Epheu rankt über nimmer betretenes Laub,
Früchtebeladenes, welchem der Sonne Schein
Und jedes Windes Anhauch
Stets fern bleibt, wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos laut ein-
herzieht

Im Geleite der Götterammen.

Aufblüht unter des Himmels Tau hier schönsternig mit jedem Tag
Narkissos,

Euch zu kränzen, ihr beiden
Großen Göttinnen; goldeshell strahlt hier Krokos, und ewig gießt sein
schlafloses Gewässer

Durch die Auen Kephissos' Quell und vollschwellend die Tage lang
Nahet den Auen der Lebenerweckende

Mit seinem reinen Regen

Im weiflachenden Lande, wo gern der Reigen der Mufen weilt und gerne
Aphrodite mit goldnen Zügeln.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Asias keines,
Keins auf dorischer Flur dort in dem weiträumigen Eilande des Pelops,
Ein ungepflegt selber sich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Schreck,

Das herrlich aufgrünt in dieser Landschaft,
Rein sproßtreibender, laubschimmernder Ölbaum.

Kein Führer, sei Jüngling sei Greis er,
Wird mit friedlicher Hand je ihn zerstören;

Sieht doch ewig der weiheude Zeus ihn gnädigen Blicks an, feur'gen
Auges Athene.“

Mit dieser schönsten landschaftlichen Schilderung aus jenem herrlichen Chorgesange des Sophokles, mit welchem die Greise von Kolonos den flüchtigen Ödipus auf attischem Boden gastlich willkommen heißen, begrüßen auch wir auf unserer Wanderung vom fernen Osten her das klassische Land der Freiheit und Schönheit. Wo die Blumen so duftig blühen, wo die Nachtigallen so traulich klagen, „wo die goldene Ceres lacht und der friedliche Pan, der Flurenbehüter“, da hat auch unsere Biene eine traute Heimat gehabt und liebevolle Pflege und Verehrung gefunden, mehr als bei irgend einem andern der bis jetzt von uns besuchten Kulturvölker. Attika trägt die Palme eines durch die ganze alte Welt gefeierten Honigs; den Preis der cekropischen Bienen (Virg. Georgic. IV, 177) und des hymettischen Honigseims wiederholen die römischen Dichter. Hier ist das Mutterland der ältesten Bienenzucht und -Zucht. Den nach Sizilien und Italien weiterwandernden Griechen war die Biene eine treue Begleiterin der Kolonisation. Daher haben die Römer, die später so fleißige Bienenzüchter geworden sind und aus deren Mitte der klassische Sänger der Biene und ihrer Zucht (Virgilius) erstand, den größten Teil ihrer Bienenweisheit aus dem Vorgang der Griechen geschöpft.

Die ersten Andeutungen geordneter Haus- oder Garten-Bienenzucht finden sich in den Werken Hesiods (Theogn. 595), mit dem die Muse der griechischen Poesie aus den ritterlichen Übungen homerischer Schlachten und Meerfahrten in die idyllische Arbeit des bürgerlichen Feldbaues herabgestiegen ist. Er, der Vater des griechischen Landbaues, kennt schon „gewölbte Honigkörbe und die verschiedenen Arten der Bienen“; er bewundert den Tagesfleiß der Arbeiterbienen und tabelt die Faulheit und Freßlust der Drohnen; er rühmt den wunderbaren Bau der Zellen, das geordnete Regiment der Bienenmonarchie und ihres Oberhauptes; er erkennt in der erbarmungslosen Drohnenschlacht, die alljährlich im Bienenvolk geschlagen wird, einen Akt der Gerechtigkeit und haushälterischen Klugheit der kleinen Tiere (Op. 302).

Die Bienenzucht muß speziell in Attika einen nicht unbeträchtlichen Teil der Landwirtschaft ausgemacht haben, wenn Solon, der große Gesetzgeber der Athener, Veranlassung nahm zu verordnen, daß neu aufzustellende Bienenstöcke mindestens 300 Fuß vom nachbarlichen Stand entfernt aufgestellt werden müssen (Plut. in Sol. 23). Hierher weisen auch die ersten Spuren der bienenwirtschaftlichen Litteratur, welche kein Geringerer als der große Aristoteles, dieser „maestro di color chesanno“, wie ihn anderthalb Jahrtausende später Dante genannt hat, in seiner Naturgeschichte auf einen klassischen und für lange Jahrhunderte, zumal für die römischen bienenwirtschaftlichen Schriftsteller maßgebenden Ausdruck gebracht hat. Mit welcher operativen Feinheit Aristoteles z. B. die Fische des Mittelmeeres zergliederte, haben selbst in unseren Tagen Johannes Müller und Liebold staunend durch die Resultate eigener Untersuchungen anerkannt. Nicht minder bewunderungswürdig sind die für die Hilfsmittel seinerzeit großartigen und treffenden Beobachtungen über das geheimnisvolle Leben unseres Insektes.

Das Leitmotiv der aristotelischen Philosophie, der Begriff der immanenten Zweckmäßigkeit, kraft welcher die der Welt einwohnende Vernunft sich dadurch erweise, daß jedes Wesen seinem Begriffe gemäß gebildet wird, daß alles Besondere aus einer inneren Einheit hervorgeht, daß das Ganze früher ist als die Teile, daß um des Besten und Vollendeten willen die Entwicklung und Gliederung sich vollzieht, daß im großen Haushalt der Natur auch das Unscheinbarste und Kleinste nicht zwecklos ist — wo fände das alles einen besseren Beleg, ein treffenderes Bild, eine natürlichere Deutung als im Bienenstaat und seinen nur auf das Zweckmäßige hinzielenden Gesetzen? (vgl. Aristot. hist. nat. V, 19; 21; 22; de genere anim. III, 10 u. ö.).

Eine lange Reihe kleinerer Geister — es sind nur die Namen von nicht weniger als 70 griechischen Agronomen, deren Schriften aber leider verloren gegangen sind, bekannt — hat

die Bienenzucht in den Spuren des großen Stagyrten weiter behandelt, so sehr war dieselbe ein wesentlicher Teil der nationalen Landwirtschaft, eine Nahrungs- und Erwerbsquelle des Volkes, die unererschöpfliche Fundgrube für die kultischen Bedürfnisse auf den Altären der Götter durch die Bienenprodukte des Honigs und Waxes, wovon später die Rede sein wird.

Auf den bienenwissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen der Griechen, vorab des Aristoteles ruht die Bienenzucht und -Wissenschaft der Römer, deren praktischer Realismus auch in diesem Gebiete der Kulturarbeit sich geltend macht. Während der Grieche mit angeborenem philosophischen Sinn in die Kräfte und Erscheinungen der Natur sein eigenes Bild hineinschaut und daran sich ergötzt, denn „der Mensch ist das Maß aller Dinge“, macht der praktische Römer die Natur sich dienstbar, um sie für die Bedürfnisse des Lebens zu verwerten und auszubeuten. Wo das Römerschwert über ein Volk gesiegt hat, da nimmt der Pflug von Grund und Boden Besitz. Die römischen Legionen haben nicht nur in ihren Kastellen die feindlichen Völker von des Reiches Grenzen ferngehalten; ihnen verdankt das Donauland die erste Kultur des Weinstocks; sie haben auch längs dem Rheinstrom die erste geordnete Bienenzucht getrieben; darauf weist die Angabe bei Strabo (IV, 6), daß am Rheine die *Casia* um die Bienenhäuser angepflanzt worden sei. Hier war also schon damals die vaterländische Gegend durch eine honigende, aus dem Süden eingeführte Pflanze bereichert.

In M. Terentius Varro (116 v. Chr.) tritt uns wie der erste gelehrte Landwirt so auch der erste und tüchtigste Bienenzüchter Italiens entgegen. Man merkt seinen Beschreibungen (Varro, III, 16, 1 ff.) an, daß er ein praktischer Jmmer war, aber seine bienenwirtschaftlichen Kenntnisse stützen sich durchgängig auf die griechischen Agronomen, namentlich auf Menekrates. Derselben Zeit gehören an die beiden Caserna, Vater und Sohn, Scrofa Tremellius und der bei den zeitgenössischen

Innern als Autorität ersten Ranges geltende Julius Hyginus, Augusts Freigelassener, Ovids Freund und Columellas (I, 13), geschätzter Lehrmeister. Leider ist auch das Werk des Hyginus der Nachwelt nicht erhalten geblieben, was im Interesse der apistifchen Archäologie umsomehr zu bedauern ist, als Hyginus nach dem Zeugnis seines Schülers Columella nicht nur die in den Schriften der Griechen zerstreuten apistifchen Lehrsätze mit großer Sorgfalt systematisch geordnet (Col. IX, 2, 1), sondern auch — und das war das Neue — die Erfahrungen und Beobachtungen bienenwirtschaftlicher Praktiker, wie der beiden Sicilianer Aristomachus aus Solus und Hyliskus*) aus Thapsus, zum erstenmale einem größeren Publikum zugänglich gemacht hatte. Hyginus war nach den Andeutungen Columellas aber mehr als Sammler fremder Meinungen; er hatte in der Bienenzucht eigene Kenntnisse und selbständiges Urteil. Letzteres kann von dem großen römischen Encyclopädisten**) Plinius, welcher unsere Bienen in seine große Naturgeschichte aufnahm, nicht behauptet werden. Er schreibt zwar sehr ausführlich; aber die Art und Weise schon, wie er Wesentliches und Unwesentliches aus der Bienkunde und -Pfleger aneinanderreicht, zeigt den gelehrten Dilettanten, dessen erster und letzter Gewährsmann Aristoteles bleibt; nur daß bei diesem mehr Klarheit und Disposition vorhanden ist. — Als Kuriosität sei angeführt, daß Plinius glaubt, der Bär, dieser schlimme Honigdieb, verfolge beim Erbrechen der süßduftenden Bienenkörbe nicht bloß den Zweck, sich ein leckeres Mahl zu verschaffen, sondern wolle sich zugleich einen der Gesundheit dienlichen Ueberlaß am Kopfe durch die bei dem Honigschneiden gratis verabsolgtene Bienenstiche erwirken (nat. hist. VIII, 129).

*) Hyliskus soll sich mit seinen Bienen in eine Einöde zurückgezogen haben und als Einsiedler 58 Jahre mit ihnen zusammengewesen sein (vgl. Plin. h. n. IX, 9).

**) Nicht weniger als 2500 Schriftsteller soll der unermüdete Sammler benutzt haben.

Dafür war der genannte C. Junius Columella, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb, ein theoretisch wie praktisch geschulter Farmer, der das Zeug und den Beruf zum apistischen Schriftsteller in der That besaß (vgl. Col. IX, 14, 9; 14, 18 u. ö.). Allerdings stand in seinen Tagen die römische Bienenzucht, vorab in Italien, auf einer sehr hohen Stufe der Entwicklung und des Betriebs. Sie war nicht mehr ein Nebengeschäft des armen Kleinbauern, der Honig und Wachs auf dem Markt der Stadt zu Geld macht, sondern gehörte zum landwirtschaftlichen Betrieb des Großgrundbesitzers so gut wie die Obstbaumpflege, die Weinkultur oder die Fischzucht. Die goldene Biene war recht eigentlich ein fashionables Tier geworden. Der Honig fand nicht nur als Hausstrunk des gewöhnlichen Mannes Verwendung, sondern wurde als Vorwie Nachtischkost bei den lukullischen Mahlzeiten der Reichen erwartet (Barr. III, 16, 1). Nach Columella (VIII, 1; XI, praef.) und Plinius (XI, 17) wies man den Bienen in den Nischen der Willenwände, in den bedeckten Säulenhallen der Parkanlagen, in Obst- und Wildgärten, auch in besonderen, den Willen benachbarten Bienenschauern (alvearium, apiarium, mellarium vgl. *μελισσοτροφείον*, *μελισσαίον*) ihren Platz an, während der ärmere Bauer und Hirte die bevölkerten Stöcke ohne weiteren Schutz unter Zeus' Himmel im Feld oder Wald aufstellte. Die Liebhaberei der Bienenzucht ging mit der in der Kaiserzeit verbreiteten Liebe zum Willenbesitz Hand in Hand. Hatten schon die strenggesinnten Republikaner, die Zeitgenossen Barro's und Cicero's volle Honiglannen für Erkennungszeichen des tüchtigen Landwirtes gehalten (Cic. de senect. 16, 8), so wurde die Bienenzucht bei den Römern der Kaiserzeit Modesache. Der eintretende Gastfreund, welchem die weißen, duftigen, den eigenen Stöcken entnommenen Honigscheiben ebenso vorgefetzt wurden, wie der selbstgezogene alte Maffiker (Mart. IV, 13) oder der Falerner (Hor. S. I, 10, 24; II, 2, 12), schmeckte und fühlte daran den Erfolg der landwirtschaftlichen Bestrebungen des Hauswirtes

welch letzterer seinerseits darauf vielleicht einen größeren Wert legte als die alte *Vaucis* gethan haben mag (*Ovid. Metam. VIII, 676*).

Von den XX Büchern der „*artes*“ des *Aulus Cornelius Celsus*, welche unter die Regierung des *Tiberius* fallen, sind gerade die ersten fünf, worin die Bienenzucht als Teil der Landwirtschaft behandelt war, nicht mehr vorhanden (*Col. I, 1, 14; III, 17, 4; IV, 8, 1*). Ähnliches Schicksal hatte das Wirtschaftsbuch des *Julius Atticus* und die Monographie des Weinbaues von *Julius Gracinus*, welche beide die Bienenzucht nebenbei wohl berührt haben dürften.

Noch möge hier erwähnt werden, daß *Rom*s gefährlichster Gegner, das phönizische *Carthago*, zwei land- und bienenwirtschaftliche Schriftsteller besaß, *Mago* und *Hamikar*. Ersteren stellt *Varro* (*I, 1*) über alle Griechen und *Columella* giebt ihm den Ehrentitel eines „*Vaters* der Landwirtschaftslehre“ (*Col. IX, 4, 11; XII, 4, 2*).

Es muß angesichts so vieler verloren gegangener Litteraturstücke von allen *Ämtern* und *Freunden* des klassischen Altertums als ein besonders gütiges Geschick gewürdigt werden, daß wenigstens *Virgils Georgica*, dieses klassische Hohelied auf die edle Landwirtschaft und deren edelsten, poesiereichsten Teil, die Bienenzucht, der Menschheit erhalten geblieben ist. Hier hat der Sänger der *Aeneide*, wie *Columella* sich ausdrückt (*I, 1, 14*) „den Landbau zur Geltung im Liede erhoben“, sich dabei erweisend als ein berufener Träger jener gesunden italischen Volkskraft, welche der durch *Üppigkeit* und ziellose Genußsucht entnerzten Weltstadt der *Cäsa*ren noch immer vom Lande zuströmte. Größere Liebe zum Landbau und zur Bienenzucht hat keinen Dichter vor ihm und nach ihm beseelt. Mit welchem Verständnis und poetischen Geschick weiß er auch das Unbedeutende und *Prosa*ische zu verwerten! Wie anmutig und idyllisch-lieblich wechselt in den vier Büchern Scene um Scene! *Jahrelangen Fleiß* wandte er auf die Vollenbung dieses Werkes,

während*).... „Cäsar der Held am tiefen Euphrates donnerte mächtig im Streit, siegreich willfährigen Völkern Rechte gab und Gesetz, und den Pfad aufstieg zum Olympus. Damals weilt' ich Virgil in der holden Parthenope freundlich rührender Flur von Geschäften umblüht ruhmlöseren Mühn.“

... Wenn wir es auch bedauern müssen, daß Virgil in der *Georgica* von Anfang an zu viel Regeln und Beschreibungen giebt, statt den Landmann in seiner mit den Jahreszeiten wechselnden Thätigkeit handelnd darzustellen, so sind doch die Reize der Natur und das Glück des friedfamen Landlebens im Bunde mit ihr gemüthlich und anmutig geschildert; den Fehler, welchen er in der Conception der *Aeneide* beging, daß er die mythologischen Götter- und Heldengestalten bloß zur allegorischen Maschinerie und Draperie verwendete, hat er in der *Georgica* glücklich vermieden; sparsam hat er den mythologischen Stoff benutzt, wo aber mythologische Bilder aufgenommen sind, erscheinen dieselben nicht als gesuchter Schmuck, sondern ergeben sich ungesucht aus dem Gegenstande der Dichtung, wie Blüten aus dem Zweig aufsprießen.

Am sinnigsten aber vertieft sich des Dichters Genius in das geheimnißvolle Leben und Weben seiner und unserer Lieblinge, der Bienen; in ihnen sieht er mehr als in den übrigen Tieren der Landwirtschaft das Walten der alldurchbringenden Weltseele.

„Die Gottheit geht durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Tiere des Feldes und Waldes, und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und so kehren zu ihr sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels.
Schau' den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schau' die leuchtende Scheibe des Mond's und die Sonnengestirne,

*) *Georgica* IV, 560 ff.

Immer ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet.“

In einer Schrift, welche wie die vorliegende die poetische Natur der Biene und ihrer Pflege behandelt, muß Virgils Leistung in erster Linie genannt werden. Wir glauben daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mänen des Dichters, der einen Dante zu seiner *comedia divina* anregte, zu erfüllen, wenn wir demselben zum Schlusse (III. Teil d. Symbolik, klass. Beilagen) noch einmal das Wort erteilen und das klassische Lob der Biene aus seinem Munde vernehmen.

Die Symbolik der Biene, zu welcher wir uns nun wenden, wurde in der griechischen Mythologie mit den verschiedensten Göttergestalten und -Geschichten in Beziehung gebracht. Die Volkssage versetzt die Entstehung der Bienen nach der Insel Kreta und bringt sie in Zusammenhang mit der Geburt des Göttervaters Zeus selber. In einer heiligen Grotte dieser Insel hat Rhea den jungen Gott geboren und Bienen waren nebst der Biege Amalthea die Ammen. Um den Neugeborenen vor dem feindlichen Vater, dem kinderfressenden Saturn, zu verbergen, erhoben die Kureten*), diese erzgewappneten kretensischen Bergknappen und Waffenschmiede, einen lärmenden Waffentanz. Jahrhunderte lang wurde diese mystische Geburt des Göttervaters durch mimische Darstellungen in den Weihungsfeiern der Mysterien von Knossos verkündigt (Diodor V, 77). Dort zeigte man auch die Windeln des Zeus (*σπάργανα*) und sein erstes Spielzeug, den goldenen Ball mit den himmelblauen Streifen (*σφαίρα*), aus dem sich die Weltkugel der römischen

*) Die Kureten, Dactyli Idaei, sind mythologische Personifikationen der alten phönizischen Bergleute und Metallschmelzer, welche zugleich Erfinder der Waffenschmiedekunst waren und gerade in Kreta lohnende Ausbeute fanden. Der Waffentanz der Kureten ist die erste Liturgie des Jupiterdienstes (vgl. Plin. n. h. IV, 20; Hesiod. op. 143; Apollod. I, 7, 2). Die kretensische Erzgewappnung war die erste Stufe der griechischen Kultur.

Kaiser und zuletzt unser berühmter Reichsapfel als ein Symbol der Weltherrschaft gebildet hat, als heilige Reliquien. Später kam der Würfel und der heilige Honig dazu (Clem. Alex. Protrept. p. 12), welchen eine besondere Art kupferfarbiger und allen Stürmen trotgender Bienen in jener diktäischen Höhle auf dem Ida bereitet haben sollen. Weder ein Gott noch ein Sterblicher darf von diesem Honig kosten. Zu einer bestimmten Zeit, wenn das Blut des Zeus von seiner Geburt her aufsiebet, was alljährlich geschieht, sieht man starkes Feuer aus der Höhle flammen. Zeus selbst wacht über das Geschlecht, das ihn ernährte, und straft alle, welche dieses Heiligtum zu betreten wagen. Vier Vornwizige, Laius, Celeus, Cerberus und Agolius wagten es trotzdem. Am ganzen Leibe mit Erz umpanzert, schöpften sie von dem Honig der Bienen. Da zerriß das Erz an ihrem Leibe; Zeus donnerte und zuckte schon den Blitzstrahl, aber die Parzen und Themis hielten ihn ab, denn es war nicht gestattet, daß dort jemand sterbe (Anton. liber metam. 19); darum verwandelte er sie zur Strafe in Vögel. Von ihnen sollen die Vogelgeschlechter der Laier und Kolber (Dohlen), der Cerberer und Agolier abstammen, deren Erscheinen für augurisch günstig angesehen wird, weil sie das Blut des Zeus gesehen haben. Aus dieser Sage vom heiligen Honig des Zeus entstand die Fabel vom Göttertrank Nektar, der allerdings noch neunmal süßer ist als Honig (Ibyk. bei Athen. II, 39; Hor. I, Od. 13, 16). Die vier Hauptakte dieses kretensischen Zeus-Mythus giebt auf plastische Weise sehr schön ein bei Alba Longa aufgefundenener vierseitiger Altar, dem Jupiter Latialis geweiht*). Auf der einen Seite sehen wir die kreisende Mutter Rhea, auf der zweiten die Täuschung des Kronos, auf der dritten den Waffentanz der Kureten, auf der vierten die Begrüßung des jungen Gottes durch die Olympier.

*) Im Museo capitolino T. IV, tab. 5; vgl. das marmorne Bruchstück des Kuretentempels im Museo Pio-Clementino T. IV, tab. 9.

Merkwürdig für den Archäologen bleibt, daß auch die Variationen dieser ursprünglichen Zeussage doch immer den lokalen Hintergrund der für die griechische Kultur- und Mythengeschichte so wichtigen Insel Kreta beibehalten. Der Euhemerismus, welcher die Majestät des Göttervaters zur Würde eines kretensischen Königs ermäßigt, verlegt die Urheimat der Bienen doch auch nach Kreta; nur läßt er sie von Hornissen und der Sonne erzeugt werden (Lact. de fals. relig. I, 11, 13; de ira 11; Arnob. IV, 29). In einer anderen Variation derselben Sage erhalten die Bienen für ihre geleisteten Ammendienste von dem dankbaren Gott die Kunst, den Honig als Kost für den Winter in Wachs tafeln zu sammeln, gleich den Menschen ein durch Gesetze geordnetes Volk zu bilden, insbesondere auch die goldens strahlende Farbe des Leibes. (Col. IX, 2, 4.) Auch Nikander von Kolophon, der Verfasser eines Bienenwerkes (*μελισσοουργικά*), welches Cicero bekannt war (de nat. deor. I, 16, 69), bezeichnet Kreta als Ursprungsland der Bienen. Daher wird der Göttervater auf antiken Bildwerken öfters von Bienen begleitet dargestellt; gewöhnlich sitzen dieselben neben Zeus auf dem Füllhorn, dem Sinnbild des Segens*).

Interessant ist weiter, daß auch die dem Göttervater geheiligte Eiche, welche in dem dodonäischen Orakel als *quercus fatidica* („arbor numen habet coliturque tepentibus aris“ Sil. Ital. III, 691) so hohes Ansehen genoß, mit dem Honig im Dienste desselben Gottes in mythologische Beziehung tritt. Bienen haben den Gott genährt; der dem Gott geweihte Baum giebt Honig. Die natürliche Entstehungsursache dieser Sage war die den Alten wohlbekanntere Erscheinung des sog. Honigtaus (Arist. h. n. V, 22), welcher allerdings nicht, wie sie glaubten, als ätherischer Niederschlag vom Himmel herabkommt, sondern eine durch atmosphärische Veränderungen bedingte Ausschüttung der Blätter von Pflanzen und Bäumen, besonders der Eiche, der

*) Vgl. den Zeuskopf mit Bienen in den von Winkelmann gesammelten Gemmen (monument. inedit. Nr. 12 u. 13).

Linde und des Ahorns ist. Von diesem Honigtau ging bei den Alten das Sprichwort: „Zeus regnet Honig“ (vgl. Galen. de alimentorum facultatibus III, 38). Bei der Wiederkehr des goldenen Zeitalters werden „die knorrigen Eichen süßduftenden Honig“ spenden*) (Virgil, Eclog. 4, 30).

Wie dem Göttervater so war die Biene auch der großen Weltmutter, der gebärenden Naturkraft, heilig, welche als Kybele bei den kleinasiatischen Griechen, als Artemis oder Demeter bei den eigentlichen Hellenen in hoher Verehrung stand. Ihr größtes, weltberühmtes Heiligtum stand in Ephesus, dem nach Strabos Zeugnis gewaltigsten „Emporium der Asia diesseit des Taurus.“ Von dem Tempel singt der Alexandriner Kallimachos: „Nichts Göttlicheres wird die Morgenröte schauen und nichts Heiligeres; leicht wird er Pytho überstrahlen“ (Hymn. in Dian. B. 294 f.). Die Universalität einer solchen Mutter alles Lebendigen auf Erden, auch aller menschlichen ersten Kultur unter Einfluß des Himmels, speziell des Mondes, ist von dem Kultusbild, einem schwarzen Puppenbild, durch allerlei Tiere, Früchte u. dgl. symbolisiert.

Die in der vatikanischen Sammlung (Museo Pio Clementino I, 32) vorhandene berühmte Statue zeigt an der Göttin eine Turmkrone, Greifen als Hüter des Goldes und Diener des Lichtes, im Nimbus Frucht- und Blumenkranz, die bedeutungsvollen Eichel und Pinienäpfel, Zeichen des Tierkreises und der Jahreszeiten, endlich Reihen von Stieren, Löwen, Hirschen, Pantheren und — Bienen. Pinienkerne, mit Honig eingemacht, waren eine Opfergabe. Die Priesterinnen hießen geradezu Melissen (= Melitten). Die Biene selbst wurde das bevorzugte Wappentier der Stadt Ephesus**). Auch die Prieste-

*) Die Frage über die physiologische Entstehung des Honigtaues ist zur Stunde von unseren Gelehrten noch nicht endgiltig entschieden. Vgl. Dr. Büsgen, „Der Honigtau“. Jena 1891 (siehe das Nähere unter Teil III, Beilage I).

***) An einer farnesischen Statue der ephes. Göttermutter sind

rinnen des Artemistempels in Athen, besonders die Oberpriesterin der jungfräulichen Göttin, welche den Tempel öffnen und schließen mußte, wurden Melissen oder Melissonomen genannt (Aristophan. Ran. 1274). Ebenso war die Biene der mit der Kybele verwandten griechischen Ceres heilig. Sie vermied die unreine Bohne, welche der Göttin der Fruchtbarkeit nicht geopfert werden durfte (Porphyr. de antronymph. 19).

In einen anderen, originellen Mythencyklus weist uns das Vorkommen der Biene in der Dionysos- oder Bacchusfage. Bacchus, der Repräsentant der schwellenden in allen Organismen hervortretenden Naturkraft, welche im Kreislauf des Jahres dem gewaltfam eingreifenden Tode verfällt, um aus winterlichem Todes-schlaf zu neuem Leben geweckt zu werden (vgl. Shiva der Inder), ist zugleich der Träger jeder höheren, die Menschen von Not und Sorgen befreienden, alles Schaffen, Ordnen und Neubilden bedingenden Begeisterung. Als solcher hat Bacchus die vor ihm irr und wirr umherschwirrenden Bienen erstmals gebändigt und zuerst in die Höhlung eines Baumes zum Wohnungsbau gelockt. Der Schauplatz dieser Gottesthat waren die thessalischen Gebirge, Rhodope und das durch Rosen herrliche Pangäum (Theophr. H. Pl. IV, 6; Pl. XXI, 10), als der Bacchuszug durch dieses Land sich bewegte.

„Schon gelangt zu Rhodope's Höh'n und den Blüten Pangäums
Bacchus, es schläget die Hand seiner Gesellen das Erz.
Sieh! Da scharf sich neues Geflügel, geführt vom Geklingel;
Wo erschallet der Ton, ziehen die Bienen ihm nach.“

seitwärts zwei Bienen abgebildet (Monetreg. tab. 59). In Bellori's Münzsammlung findet sich auf vielen Stadtmünzen die Biene als begleitendes Wappentier. So führt Ephesus einen Hirsch mit Biene, Delphi einen Ziegenkopf mit Biene, Messina einen Hasen mit Biene, Dyrhachium eine säugende Kuh mit Biene, Neapel einen Stier mit Biene, Metapont eine Ahrze mit Biene, Syrakus eine Quadriga mit Biene, eine arad. Münze, einen Adler mit Biene. Auch die römische Juno Caprotina (d. i. mit dem Ziegenfell als Helm) führt eine Biene als Symbol.

Liber sammelt die Erren und schließt in die Höhlung des Baumes Ein sie; sein ist der Preis, daß er den Honig erfand.“

(Ovid. Fast. III, 738.)

Gleich dem Göttervater ist auch Bacchus als Kind mit Honig genährt worden und zwar durch Makris, die Tochter des Aristäus. Cornutus, der Erklärer des Persius (ad S. I, 76) nennt die Nymphe Brisa, welche den Gott auch die Kunst gelehrt habe, den Honig aus den Honigscheiben auszupressen. In dem Dionysustempel auf dem lesbischen Vorgebirge Brisa wurde Bacchus als Brisäus*) verehrt. Als Spender der sprossenden Blumen auf Feldern und Wiesen, diesen Honigquellen der Bienen, führt Bacchus bei den Dichtern das Prädikat des „Blüterreichen“ (ἄνθιος). Demnach ist Dionysus Bienenvater und Bacchus Brisäus der Gott der Süßigkeit, der Honiggott.

Vermöge ihrer prophetischen, sich besonders bezüglich der Dichter und Redner äußernden, Begabung nennen die Dichter die Bienen „Dolmetscher, Verkündiger, Redner der Musen“ (Theokr. XXII, 116) oder „der Musen Vögel“ (Barr. III, 16, 7, 30). So wurde die Biene zu einem dem „Führer der Musen“, dem Apollo, heiligen Tiere. Die Priesterin des Gottes zu Delphi, dem hellenischen Nationalheiligtum, hieß „delphische Biene“. Eine Sage erzählt, die Bienen hätten einst in Delphi einen Apollotempel im Kleinen aus Wachs gebildet zu Ehren ihres Patrons**).

Jamos, ein Sohn des Apollo, wurde als Kind auf Weilschen ruhend von zwei Schlangen mit Honig genährt und später der Stammvater eines berühmten Sehergeschlechtes (Pindar Olymp. VI).

Eine letzte, ebenfalls den Mysterien angehörige, Sage läßt dem Heros Aristäus, dieser Personifikation alles Trefflichen und

*) Das Wort Brisa leiten einige von βλίσσω oder βλίττω = Honig schneiden, zerkleinern ab, eine Kunst, die eben der Gott zuerst gelehrt haben soll.

**) Auf einem alten Vasrelief dargestellt in Millins mythologischer Galerie (deutsche Ausgabe 2. Aufl. Tafel 19 Nr. 63).

Guten, den Ruhm der Erfindung der Bienenzucht und des Honiggewinnes. Als Sohn des Apollo und der von ihm entführten Nymphe Cyrene wird Aristäus in Lybien geboren und von Horen oder bienenkundigen Nymphen erzogen (Oppian IV, 275). Nach einer anderen Version soll Ceres selber ihre Lieblingstiere, die Bienen, angewiesen haben, den Heros in der Bienenpflege zu unterrichten (Apoll. Rh. IV, 1132; Justin. XIII, 8, 10). Vor ihrer Entbindung erhielt die Mutter den Götterspruch:

„Dort wird einen Sohn sie gebären,
Den der erhabene Hermes,
Von der geliebten Mutter ihn nehmend,
Den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
Sie, den Knaben auf die Knie' sich setzend,
Werden Nektar ihm in die Lippen
Und Ambrosia träufeln,
Und zum unsterblichen Zeus
Ihn erheben und zum reinen Apollon,
Daß er die Freude der Menschen,
Der treueste Begleiter der Herden,
Der Jagd und der Triften Beschützer,
Aristäus genannt werd'.“ (Pind. Pyth. IX, 109.)

Thessalien, die mütterliche Heimat, wurde sein erster Aufenthalt. Dort am vaterländischen Strome Peneus lehrte er die Menschen die Künste des Ackerbaus, der Viehzucht und Bienenpflege*) (Virgil. IV, 318. Cic. de nat. Deor. III, 18). Er schloß die wild umherschweifenden Waldbienen zuerst in künstlich gefertigte Wohnungen ein, gab die Weisung, den Sirius, dessen Erscheinen den für die Honigtracht so verderblichen Mehltau erzeugen soll (Arist. V, 22), durch Opfer zu versöhnen (Virgil I, 14, 282). Über die ihm zugeschriebene Kunst, aus verwesenden Stierkörpern Bienen zu erzeugen, haben wir oben (s. Bugonie, Egypten) ausführlich gehandelt. Die Aristäus Sage gehört gleich der Herakles Sage nicht bloß einem Lande an. Auch

*) Der italische Volksglaube unterstellte die Kunst der Bienenzucht dem Priapus und der Mellona (Arnob. IV, 7, 8, 11).

Aristäus soll von Thessalien aus viele Wanderungen nach Böotien, nach Keos, der fruchtbaren Insel des myrtoischen Meeres, nach Thracien, Arkadien, ja bis nach Sicilien und Sardinien unternommen haben, überall Ackerbau und Bienenzucht lehrend. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß die Mehrzahl der genannten Länder bei den Alten wegen ihres Honig- und Bienenreichtums berühmt waren*). Besonders Sicilien erzeugte viel und vorzüglichen Honig; der bei der Stadt Hybla und dem Berge gleichen Namens erzeugte wurde nach dem hymettischen für den besten gehalten (Ovid. Pont. II, 7, 15; Trist. V, 13, 22; 6, 38; A. a. III, 150: II, 517; Sil. XIV, 197). Der in Galatea verliebte Corydon bekennt:

„Nereus Kind, Galatea, mir süß vor hybläischem Honig.“
(Virg. Eclog. VII, 36.)

Als Produkt des reinen, mit den Göttern selbst in so vielseitiger Beziehung stehenden, Tieres muß der Honig in der gottesdienstlichen Verehrung eine hervorragende kultische Bedeutung erlangen. Mit Mehl und Milch erscheint der Honig fast bei allen Opfern. Es repräsentieren die genannten drei Produkte eine Art heilige Trias; das Mehl repräsentiert die nährende Pflanzenwelt, die Milch die Tierwelt; im Honig ist die nektarische Göttergabe symbolisiert. Der Honig war, wie Varro sagt, „Göttern und Menschen willkommen; man bedarf

*) Andere honigberühmte Gegenden und Länder waren: Die an Wiesen, Wäldern, Wein- und Obstbäumen reiche Umgegend von Larent, „wo Hymettus' Feldern nicht der Honig weicht“ (Hor. Od. II, 6, 13); Gnossus auf Kreta (Ovid. Ib. 588); Cypern (Plin. h. n. XI, 14; XX, 78); Corsica (Diodor. S. V, 14); Spanien (Diod. S. V, 34); Kolchis (Str. XI, 2). Doch erhält der attische vom Hymettus immer das größte Lob; er ist „der Ruhm Attikas“ (Athen. I, 50):

„Hier, solch' edlen Nektar entsandte des Theseus Hymettus'
Bewohnerin dir, die Dien', her vom palladischen Wald.“

(Mart. XIII, 101.)

Wegen seiner purgierenden und berausenden Wirkung war der pontische Honig bei den Alten als giftig verrufen (Xenoph. Anab. IV, 8, 20; Plin. h. n. 21, 44, 45; Strabo XII, 3, 18).

ihn auf den Altären.“ Es dürfte wenige griechische und römische Gottheiten geben, welchen der Honig als Opfergabe nicht dargebracht worden ist. Vor allen erhielten die den Feldbau schützenden Gottheiten Honig als Opfergabe. So der ländliche Pan, „der Flurenbehüter“ (Theokr. V, 59), der fruchtspendende Buhle der Demeter, Priapus:

„Wir auch bringen den Laren des obstpflanzten Gartens
Erfllinge dar und weth'n dir gebildete Fladen, Priapus,
Waben gedrängt voll triefenden Seims und geläuterten Honig.“
(Calpurn. II, 64.)

Auch der Terminus wurde nicht vergessen (Ovid. Fast. II, 639; Juvenal XVI, 39); in Hellas erhielt der Hermes vorzugsweise Honigopfer (Antipat. Ep. XXVIII, Antol. graec. II, 13). Der Landmann brachte den Honig am Feste der Frühlingsfeldweihe (ambarvalia), sowie bei dem großen Erntedankfest im Oktober der fruchtspendenden Ceres*) dar; auch Bacchus, der Erfinder des Honigs, der Bändiger der Bienen, der Freund aller Süßigkeiten (Ovid. Fast. III, 73), der Bekleider der blumenreichen, von Bienen bevölkerten Wiesen, verlangte sein Teil. Ebenso wurden die unterirdischen Gottheiten, der Hades, die Hekate, die Erinnyen sowie die Manen der Verstorbenen durch Honigopfer besänftigt; den Toten wurden Honigtuchen zur Besänftigung des Höllenhundes Cerberus mitgegeben (Apoll. Rh. III, 1034; Eurip. Iphig. Taur. 165, 636; Hom. Odyss. X, 519; XI, 27; Virgil. Aen. VI, 418).

Dazu kommen die Dii minorum gentium, die zahlreichen Haus-, Familien- und Geschlechtergottheiten, welche alle mit Honig erfreut sein wollen (Tibul. I, 10, 24). Auf die Opfertiere, welche den höheren Gottheiten geschlachtet wurden, wird außer Milch und Wein auch Honig gegossen (Virg. Georg. I,

*) Athenäus (I. 14) meldet, daß man zu Syrakus an dem großen Ceresfest, den Thesmophorien, Kuchen von Sesam und Honig in der Form der weiblichen Pudenda gebacken und in Procession herumgetragen habe.

344). Als schlafwirkendes Mittel wurde der Honig Totenopfer; denn der Schlaf ist den Alten ein Bild des Todes. Neben den aufgebahrten Leichen werden schon in vorhomerischer Zeit honiggefüllte Gefäße und Honigscheiben aufgestellt; so an der Bahre des Hector (H. XXIII, 170) und des Achilles (H. XXIV, 67). Das Grab des Hesiod pflegte das fromme Hirtenvolk in Lokris pietätvoll mit Honig zu begießen. Überhaupt pflegten die Hinterbliebenen das Andenken geliebter Toten durch Honigspenden, welche auf die Gräber ausgegossen wurden, zu ehren (vgl. Cilano, röm. Altert. II, 403). Auch eine verwesungswidrige, konservierende Kraft legten die Alten dem Honig bei. Nach Columella (XII, 45) soll der Honig den Verwesungsprozeß auf lange Jahre hinaus verhindern (vgl. die im alten Assyrien und Babylon heimische Sitte, die Toten in Honig einzubalsamieren). Alexander der Große soll in Honig einbalsamiert worden sein (über Aristobulus s. o. unter Hebräern). In den leontinischen Weihen des Mithras-Kultus, welcher im kaiserlichen Römerreiche bis in die westlichsten Provinzen*) sich verbreitete, war der Honig für die Neuaufzunehmenden ein Symbol der Reinigung und Wiedergeburt**). Der bekannte

*) Vgl. die zahlreichen Mithreen im Dekumatenland (im Badischen in Osterburken und Neuenheim bei Heidelberg), noch mehr im alten Gallien.

***) Bei den in den ersten Grad der „Wissenden“ Aufzunehmenden wurde Honig in das Wasser gemengt. Diejenigen, welche den letzten Grad erworben hatten, opferten nur Honig. Daß der Mithraskult aus der Römerzeit bis in die Zeit der Frankenkönige sich als Geheimcult erhalten hat, beweisen die 300 goldenen Bienen, welche man 1653 nebst einem vergoldeten Stierkopf in dem Grabmal des Childeric III. zu Tournay (Doornik) in Flandern ausgegraben hat. Leider ist der größere und wertvollere Teil dieses einzigartigen Gräberfundes bis auf einen Rest, der sich jetzt im Museum des Louvre in Paris befindet, verloren gegangen. Doch sind gerade von den Bienen mehrere erhalten geblieben. Es sind goldene, mit roten Edelsteinen verzierte Bienen, welche auf den golddurchwirkten Stoff des Königsmantels eingestekt waren; dabei weist ich auf die erstmals von Felix Dahn (siehe die naturgetreuen Ab-

Löwe der Mithrasbilder hat regelmäßig die Biene zur Begleiterin. Ob auf diesen Altarbildern die Bienen aus dem toten Löwen hervorgehen oder von dem lebendigen Löwen gefressen werden, es ist dasselbe Symbol, nur in zwei verschiedenen Momenten aufgefaßt: Das eine Mal ruft die Sonne das Leben hervor, das andere Mal verzehrt sie es mit ihren sengenden Strahlen.

Demokrit spricht von einer Wiederauferstehung des Leibes, wenn er in Honig begraben würde. Eine mythische Parallele zu diesem Volksglauben ist die Sage vom Glaukos. Dieser, ein Sohn des Kreter-Königs Minos, fiel einst in ein Honigfaß. Der Vater sucht den Verunglückten lange vergeblich und erhält endlich den Orakelspruch, derjenige werde ihm seinen Sohn wiedergeben, der eine dreifarbige Kuh, die sich in des Königs Herden befände, am besten zu vergleichen wisse. Minos beruft den Seher Polyidos aus dem Geschlechte des Melampus und dieser vergleicht treffend die Farbe der Kuh mit der Frucht des Brombeerstrauches, die im Stadium der Halbreife bekanntlich in mehreren Farben sich zeigt. Minos fordert nun die Belebung des Sohnes und schließt den Seher mit dem Leichnam in ein Grabgewölbe ein. Hier schleicht eine Schlange auf die Leiche zu. Polyidos tötet sie, sieht aber in demselben Augenblick eine

bildungen in dessen Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III. Band, S. 42/43) gemachte Beobachtung hin, daß die erhaltenen Bienen zufolge einer verschiedenen Größe der oberen Körperhälfte (siehe die Bilder bei Dahn, Nr. 15 und 16) ganz deutlich sich als Drohnen und Arbeitsbienen charakterisieren. Das goldene Stierhaupt (ebenda Nr. 18 und 19) läßt Dahn als Prunkschirmung des mitbegrabenen königlichen Schlachttrofes gelten. Nr. 17 der Abbildungen zeigt deutlich die Hefte, mit der die Bienen an den Mantel angeheftet waren.

Vgl. J. Chiflet: *Anastasis Childerici I., Francorum Regis, sive thesaurus sepulcralis Tornaci Nerviorum effossi et Commentario illustratus*. Antwerpiae 1655.

andere Schlange herbeikommen, welche ein Kraut im Rachen trägt, mit welchem sie die tote Schlange bedeckt, worauf diese wieder lebendig wird. Nun legt der Seher dasselbe Kraut auf den Leichnam des Glaucos und dieser steht vom Tode auf (s. Edermann, Melampus und sein Geschlecht S. 138). In einem Homerischen Hymnus auf den Hermes (550 ff.) wird der Honig als Mittel zur Erlangung der Gabe des Hellsehens, somit der Weissagung gepriesen. „Die Wahrsagerinnen suchen den Honig der Blumen und treiben das Geschäft der Bienen; sobald sie den frischen Honig gekostet haben, ergreift sie die Begeisterung.“ Hier hat also der Honiggenuß augurische Wirkung.

Der Honig ist auch Zaubermittel. Wenn heilkräftige Kräuter, wie etwa herba britannica, von dem bei den Römern der Glaube ging, daß es seinen Besitzer gegen Blitzschlag schütze (Plin. h. n. 25, 3), ausgegraben wurden, mußte das Erdbreich rings um die Pflanze vorher, gleichsam zur Sühne der unterirdischen Götter, mit Honig und Met begossen werden (favis ante et melle terrae ad piamentum datis circumscriptam ferro verbenacam effodi sinistra manu et sublime tolli, ebenda 25, 9).

Auch das andere Bienenprodukt, das reine, duftende Wachs, diente kultischen Zwecken.*) Die Verwendung desselben war so beliebt und mannigfaltig, daß sich sogar das Gewerbe und die Kunst desselben als willkommenen Objectes bemächtigte. Es gab bei den Römern eine Gewerbszinnung der cerarii und sigillarii (Plant. Mil. III, 1, 2). Für die griechische Welt war das kunst- und gewerbreiche Alexandria mit seiner hochentwickelten Wachs bildnerkunst (τέχνη κηροπλαστική), für die römische Welt Rom selbst Hauptplatz dieser weitverzweigten Industrie. Dort wurden unter anderem Wachsf Früchte so täuschend

*) Vgl. den Gebrauch des Wachses zu Schreiftafeln (tabellae pugillares, κηρώματα), zu medizinischen Zwecken (ceratum), in der Kosmetik zu Salben und Schminken (γυναικες κηρίαι), in der Gymnastik zur Salbung der Fechter.

gebildet, daß einst der stoische Hofphilosoph des Königs Ptolemäus eine auf die Tafel getragene Schüssel wächserner Granatäpfel für natürliche ansah und anbiß (Diog. Laërt. VII, 177). Varro rühmt die Kunstfertigkeit des römischen Wachsziehers Pofis, welcher Äpfel und Weintrauben so täuschend imitierte, daß auch der Kenner sie nicht unterscheiden konnte (vgl. Plin. n. h. XXXV, 45). Die Wachs-künstler (fictores) stellen aber nicht bloß dekorative Kunstwerke wie Früchte, Kränze und Puppen her, sondern verkauften in ihrem Quartier, dem vicus sigillarius, auch sämtliche Opfertiere, aus Wachs en miniature gebildet. Besonders die Armen, deren Mittel zum Ankauf eines lebenden Opfertieres nicht zureichten, waren die Abnehmer dieser sog. simulacra, sigilla animalium, hostiae fictae (Ovid. Her. VI, 91; Cic. Fam. V, 12; Tertull. de or. 12). Mit Anchusa gefärbte Wachs-bilder der Ahnen wurden bei wichtigen Familiener-eignissen in den Häusern aufgestellt (Cic. de nat. D. I, 29; Auson. Id. VII), ebenso Götter-bilder bei allen feierlichen Göttermahlen (Juvenal. X, 55; Symm. I, 203). Bei der Leichenfeier wurden die imagines majorum, d. h. die nach dem Leben geformten Wachs-masken (cerae) der Vorfahren dem Leichenkondukt feierlich vorausgetragen und zwar von den Klienten und Sklaven des Hauses. Bei der Leichenfeier des Divus Augustus ver-sahen die neugewählten Konsuln diesen Dienst, was besonders bemerkt wurde (Dio Cass. LVI, 34). Wachs-bilder berühmter und verdienter Männer werden von ihren Verehrern im Atrium des Hauses aufgestellt (Juvenal. VIII, 19; Tacit. dial. 11), bei Gelehrten in der Bibliothek (Plin. Ep. III, 7, 3), oder wie die-jenigen des Appianus Claudius und Scipio Africanus in einem Tempel (Valer. Max. VIII, 15, 1). In augurischem Sinne setzte man Wachs-bilder von Göttern und Heroen auch über die Thürschwelle, an Scheidewege und selbst auf Gräber (Plato de leg. XI, 933). Besonders waren die Wachs-bilder der thessa-lischen Zauberinnen bei dem abergläubischen Volk im Aufe magischer Kraft (vgl. den Zauber der Wachs-bilder im deutschen

Mittelalter im Abschnitt 5). An den großen Festen des Saturnus, Bacchus und der Ceres fanden Wachskerzen und Kränze reichliche Verwendung. Der größte Prunk mit derlei Wachsfabrikaten wurde jedoch nicht in Rom, sondern im griechischen Orient am Adonisfest zur Schau gestellt. Am Tage der Todesfeier des Adonis*), dieses gestorbenen und wiedererstandenen Geliebten der Aphrodite, unter dessen lieblichem Bilde die belebende, zeugende Naturkraft, die im Winter erlischt, symbolisch verherrlicht wurde, stellten die Frauen die wächsernen Bildchen des Gottes öffentlich aus und erhoben die Totenklage. Dabei wurden sog. Adonisgärtchen neben dem kleinen Katafalk aufgestellt, welch' letzterer mit den mannigfaltigsten Wachsfiguren von Früchten, Tieren u. dgl. verziert war. Wir besitzen von Theokrit eine sehr anschauliche Beschreibung einer solchen Adonisfeier, welche von der egyptischen Königin Arsinoë veranstaltet wurde. Darin heißt es:

„Dir zum Dank, Aphrodite, du tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arsinoë heut' mit allerlei Gaben Adonis.
Neben ihm liegt anmutig, was hoch auf den Bäumen gereifet,
Neben ihm auch Lustgärtchen, umhegt von silbergeflochten
Körben, auch goldenen Krüglein, gefüllt mit syrischen Düften.
Auch des Gebadenen viel, was Frauen in Formen bereiten,
Mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen,
Was sie mit lieblichem Öle getränkt und der Süße des Honigs.
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die Tiere der Erde.
Grünende Laubgewölbe vom zartesten Dille beschattet,
Baut man und oben als Kinderchen fliegen Ercoten.
Sehet das Ebenholz und das Gold! Und den reizenden Scheden,
Herrlich aus Eisenbein, vom Adler entführt zu Kronion!
Auf dem purpurnen Teppich hier, sanfter als Schlummer,
Ist ein Lager bereit zugleich dem schönen Adonis.
Hier ruht Kypris und dort mit rosigem Armen Adonis.
Morgen tragen wir ihn, mit der tauenden Frühe versammelt,
Alle hinaus in die Flut, die heraufschäumt an das Gestade,

*) Vgl. den Osiris-Horus der egyptischen Mythologie. Brugsch
„Religion und Mythologie der alten Egypter.“ S. 659 f. ..

Und mit fliegendem Haar, das Kleid tief bis auf die Knöchel
Offen die Brust, so stimmen wir hell den Feiergefang an:
Hohler Adonis, du nahst bald uns, bald Acherons Ufern,
Wie kein andrer Heilgott, sagen sie

Schenk uns Heil, o Adonis und bring ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamst du Adonis; o komm', wenn du kehrest, auch freundlich!"
(Theokr. Id. XV, 112 f.)

Wo die Biene und ihre Produkte so sehr im Mittelpunkt
des religiösen und kultischen Lebens des Volkes standen wie bei
Griechen und Römern, konnte es nicht fehlen, daß die Symbolik
derselben auch in der Dichtung, wie in der Sprache des Volkes
überhaupt eine überaus reiche und bevorzugte werden mußte.
Dies trifft sogar für die Prosa der Sprache zu. Der Sprach-
kenner weiß, daß es im Griechischen wie im Lateinischen wenige
Wortverbindungen von gleicher Fruchtbarkeit und Plerophorie
gibt, als die allegorische oder metonymische Verbindung des
Begriffes von Personen und Sachen mit dem Worte Biene und
Honig.*) Ein gleiches gilt für den Sprachgebrauch der Römer.
Daher begegnen wir der Biene und ihren Produkten nicht nur
in den oben angeführten Fachschriften der Land- und bienen-
wirtschaftlichen Schriftsteller, sondern auch in allen Gebieten der
Dichtung, im Epos wie im Drama, in der Didaktik wie in der

*) Im Griechischen: *μελίσειν, μελίωρος, μελικός, μελικτίς, μελίπνοος, μελισμός, μελισσότοκος, μελιστής, μελιτιμός, μελιτώεις, μελιφθογγος, μελίφων, μελίβρομος, μελιχρός, μελιγαθής* u. s. f.

Im Lateinischen: *melli est* = gereicht zu Honig (Hor. S. VI, 32).
Puer mellitus (Cic. ad. Att. I, 18; Cat. 90). *Puella mellita* (Plaut. I, 2, 47). Eros giebt als „avis mellitus“ „oscula mellitissima“. Die Geliebte heißt bei dem Geliebten „*mea mellitula*“ (Apul. III, 63) oder „*meum mel*“ (Plaut. I, 4, 12), „*meum melliculum*“ (Plaut. Cas. IV, 4, 14), „*mea mellila*“ (Plaut. Cas. I, 57), „*corpusculum mellitulum*“ (Plaut. Cas. IV, 4, 19) u. s. f. Vergleiche auch die vielen Ortsnamen: *Melitonus* (in Pontus), *Melitaia* (in Thessal.), *Melita* (in Sicil.), *Meliteria* (in Cappadok.), *Melitussa* (Syrien), *Melissurgis* (in Makedonien) u. s. f.

Lyrik. Besonders im Idyll, welches recht eigentlich dem Genuß der landschaftlichen Natur gewidmet ist, wurde die Biene ein beliebtes und ausgiebiges Objekt poetischer Symbolik. Es dürfte wenige Idyllen geben (vgl. Theokrit und Moschos), wo die Bienen nicht ein wesentlicher Bestandteil der Naturschilderung sind: Die Hirten ruhen auf hochschwellendem, duftenden Grase, die Quellen rauschen, Ulmen und Pappeln werden vom sanften West bewegt, die Lerche und der Goldfink zwitschern ihre Lieder, die Turteltaube girrt, das Käuzlein ächzt melancholisch und — goldene Bienen regen sich mit Eikaden und Schmetterlingen um die Wette.

Anstatt vieler sei hierfür nur die Schilderung der Nachtruhe von dem spartanischen Dichter Alkman angeführt:

„Es schlafen die Gipfel der Berg' und die Felsenschluchten,
Höhen und Tiefen zumal;
Al' das kriechende Volk, das nährt die schwarze Erde,
Die Tiere im dunkeln Wald'
Samt dem Volk der Bienen,
Das Ungetüm unten am Grunde des Meers,
Es schläft der Raubvögel
Mächtig befiedert Geschlecht.“

Auch der ernste Homer, welcher doch wilde Meerfahrten und blutige Männerkämpfe besingt, beobachtet mit kindlicher Liebesfähigkeit das Leben und Weben der Geschöpfe der Natur. Seine Helden stehen „wie hochwipfelige Eichen des Berges, welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig“ (H. XII, 132). Seine Jünglinge senken im Tode das Haupt wie die Blumen des Mohnes oder fallen dahin wie „des Ölbaums stattlicher Sprößling“, welchen der Sturm entwurzelt (H. VIII, 306; XVII, 53). Das im Winde wogende Getreidefeld ist ihm ein Symbol der wogenden Schlachtreihen. Aus dem Tierreich ist ihm nicht bloß der Eber (H. XI, 324, 414, 474), der Löwe (XII, 42), die Hirschkuh (Ob. XVII, 126), der Esel (H. XI, 558), die Hündin (Ob. XX, 14), der Schwan (H. II, 459), der Kranich (H. III, 3), die Taube (V, 778),

die Nachtigall (Ob. XIX, 517), sondern auch — die Biene ein beliebtes Symbol, und zwar vorzugsweise kriegerischer Natur. Ihnen vergleicht er den Ansturm der hauptumlockten Achäer:

„Her nun stürzten die Völker,
Wie wenn Scharen der Bienen daher zieh'n, dichten Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels, in beständigem Schwarm sich erneuend;
Fest, in Trauben gehängt, umfliegen sie Blumen des Lenzes,
Andere hierhin entfliegen sie zahllos, andere dorthin.
Also zogen gedrängt von den Schiffen daher die Achäer.“

(H. II, 85 f.)

„Aber sie (die Achäer), wie die Wespen mit regsamem Leib und die Bienen,

Die am höchrigen Berg' ihr Felsennest sich bereitet,
Nicht verlassen ihr Haus in den Höhlungen, sondern den Angriff
Raubender Jäger besteh'n, im mutigen Kampf für die Kinder.“

(H. XII, 167.)*

Doch nicht nur Dichter, auch Philosophen, Politiker und Pädagogen fühlen sich von dem wunderbaren Wesen und Treiben der Bienen angezogen. Ihnen allen ist die Biene Symbol. Den einen ein Symbol der paradiesischen Urzeit, des Volkes der Seligen, den anderen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung, anderen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit, wieder anderen ein Symbol der Wehrhaftigkeit und des kriegerischen Mutes, oder der Reinlichkeit und Jungfräulichkeit, oder in augurisch-prophetischer Deutung ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst, mit Vorliebe endlich vielen ein Symbol der Liebe. Nur für eine, bei den Alten hochgerühmte und vielbewiesene Tugend und Pflicht, für die Göttern und Menschen wohlgefällige Gastfreundschaft konnte unsere Biene kein Symbol sein; denn in dem Bienenstaate gilt, wie in dem alten Italien (Cic. Off. I, 29), der Gastfreund (hospes) als Staatsfeind (hostis) und Besuch wird nicht angenommen.

*) Bgl. Odys. IV, 9; X, 34; H. I, 180; XI, 638; XVI, 65.

Die Biene ein Symbol des verlorenen Paradieses, des goldenen Zeitalters.

Das glücklichste Zeitalter war nach den Vorstellungen der Alten das goldene Zeitalter, die Zeit des Paradieses ohne Sorgen, ohne Kummer und ohne Not, ein alle beglückender, einfacher Zustand unschuldigen Genusses für Menschen und Tiere. Die einzigen noch lebenden Zeugen dieser seligen Zeit sind die Bienen; sie besaßen schon damals (Col. IX, 2, 5) die Fähigkeit, Honig zu sammeln, welcher, ein köstlicher Saft von dem Himmel, unvermischt mit geringeren Stoffen, ein wahrer Himmelstau, reichlicher träufelte als in Syrtanien, Matiane, Lakusene, Aragene in Medien und Armenien, jenen fernen glücklichen Länder, wo das Getreide sich von der ausgefallenen Halmfrucht von selbst fortzeugt, die Bienenschwärme auf Bäumen sich anbauen und Honig von den Blättern herabfließt (Strab. XI, 7). Dieses übersprudelnden Segens waren im goldenen Zeitalter alle Länder unter der himmelumwandelnden Sonne theilhaftig:

„Es tropfte herab goldfarbiger Seim vom grünenden Eichenbaum.“
(Ovid Met. I, 112.)

Nur auf den Inseln der Seligen ist noch dieser ursprüngliche Zustand vorhanden:

„Dort quillt Honig aus Eichen heraus, vom hohen Gebirge
Hüpft munter und geschwätzig einer Quelle Fluß.“
(Hor. Ep. 14.)

Wie die Biene unter den Tieren, so ist die Eiche unter den Bäumen der einzige, in das eiserne Zeitalter herübergekommene Repräsentant des goldenen Zeitalters (vgl. den Zusammenhang von Eiche und Biene in der kretischen Zeusfage s. o.), bis das Kindheitsalter der Welt und Menschheit zurückkehren wird.*)

„Dann wird knorrigen Eichen enttropsen der tauige Honig.“
(Virg. Ecl. IV, 30.)

*) Vgl. Ovid. Met. I, 89 ff.: „flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant flavaque de viridi stillabant illic mella.“

Alle naturwidrigen Unterschiede hören dann von selbst auf:

„Dann wird allen gemeinsam die Erd', dann schneidet das Fruchtfeld
Nimmer ein Pfad und nimmer spaltet die Schärfe des Schares
Furchen; selbstentprossener Ähren erkrent sich der Schnitter.
Eichenstämmen entträufelt der Honig; all' Ortes ergießt sich
Wein in Strömen, dem Krüge das Öl, als Ehre gilt dann nicht
Bliese mit Purpur zu färben; die Herden erröten von selber,
Hirten zum Schreck; so weit auch branden die Fluten des Pontus,
Lächelt das grünende Schilf entgegen aufwachsenden Gemmen.“

(Claudian. Ruf. I, 380.)

. „Kräuter wie Honig
Treiben betauete Wiesen hervor und fruchtbare Auen
Alles in Fülle“

(Theotr. XXV, 15.)

„Honig geben die Eichen von selbst und willig entgegen
Trägt Mühlosen von Milch strogende Euter das Schaf.“

(Tibull. I, 3, 45.)

„Wo freiwilliges Laufs sich Bacchus ergießt und dem zähen
Laube der Honig entspringt und Pallas dem schattigen Ölbaum.“

(Cornel. Sever in An. 13.)

So ist das Bienenvolk ein Symbol der Ordnung, des Friedens und der Fülle, welche im goldenen Zeitalter vorhanden war. Die Bienen bewahren daran gleichsam die heilige Erinnerung; ihr bewundernswerter Instinkt ist ein Teil des heiligen Geistes der Gottheit, welcher durch das erste Erdenparadies gegangen ist und mit der Wiederkehr desselben den Menschen aufs neue offenbar werden wird. Die Biene ist für das klassische Altertum das einzige symbolische Tier, welches Anfang und Ende, Morgen und Abend der Weltentwicklung mit dem Menschen miterlebt. So verdienen sie das Lob, welches in der griechischen Anthologie ein Sängler ihnen spendet:

„Schwärmet hinaus, ihr Bienen, ihr Kinder des sonnigen Frühlings,
Schwärmet auf Blumen und bringt euren gesammelten Tau.
Uns, den Sterblichen strömt aus euren kunstvollen Zellen
Goldener Strom, ein Quell aus der verlorenen Zeit,
Wo nicht Hade noch Karst, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
Wo die Natur uns selbst Nektar in Strömen verkeh!

Schwärmet, Schwärme der Luft, ihr Nektar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr genießet und schafft.“

(Nach der Übers. Herders.)

Die Biene ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung.

Bewunderungswürdig schien den für öffentliche Leben des Staates veranlagten Griechen und Römern die gesellige und staatliche Ordnung der Bienen. Mehr noch als die auch gesellig lebenden Ameisen weist der Bienenstaat Ordnung und Gesetz auf. Der Kirchenvater Ambrosius, dessen Leben noch der, allerdings im Niedergang begriffenen, antiken Welt angehört, sagt sehr richtig: „Die Bienen allein haben allen gemeinsame Kinder, Ein Haus bewohnen sie alle, Eine Heimat umgrenzt sie, gemeinsam ist allen die Arbeit, gemeinsam die Nahrung.“ (Heraem. V, 21).

„Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und vereinbart
Häuser und Stadt und leben beherrscht von großen Gesetzen.
Heimat kennen nur sie und eignen Herdes Penaten,
Und vom nahenden Winter gewarnt, arbeitet im Sommer
Jegliche emsig für alle, verwahrend gemeinsamen Vorrat.“

(Virg. Georg. IV, 153.)

Gleich dem höchst organisierten Geschöpf, dem Menschen, ist die Biene buchstäblich ein ζῷον πολιτικόν, d. h. ein Wesen, welches nur im Verband der geselligen Ordnung seine Kräfte entfalten, ja ohne dieselbe gar nicht existieren kann. Der Biene gilt gleich dem Menschen der Ruf des Dichters:

„Zimmer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes werden,
Als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!“

(Schiller.)

Als gesellige Tugend pflegen die Bienen Gutmütigkeit und Verträglichkeit, allerdings nur unter den Angehörigen desselben Volkes. Keine Mitbürgerin fällt die andere an; keine zerstört was die andere gebaut hat; selbst, wenn sie wegen Schadhaftheit oder Unbrauchbarkeit eine Wabe zerstören, erfolgt der

Abbruch gemeinsam (Barr. III, 16, 7) und wenn der Hungertod oder die Pest im Volke Einzug hält, entweicht keine Biene. Wie sie im Leben zusammen wirken, so sind sie auch im Tode gesellig vereint.

So ist den Alten die Biene das „bürgerliche Tier“ (Plotin. Ennead. III, 4, 2). Xenophon erblickt in dem Bienenvolk das von der Natur gegebene Vorbild eines wohlgeordneten Hauswesens. Für Plato ist die Verfassung des Bienenstaates so musterhaft, daß er den realen Kommunismus der unvernünftigen Tiere als idealen Kommunismus seiner Republik zu Grunde legt. Epiktet erzählt von den emancipierten Frauen der römischen Aristokratie, diese hätten an diesem Vorschlage Platons solches Wohlgefallen gefunden, daß sie die Platonische Republik beständig in der Hand führten. Didymus erkennt im Regimente der Bienen Ähnlichkeit mit der vollkommensten Ordnung eines Staates und versichert, daß alle Arbeiten der Bienen als Staatsactionen von Obrigkeitswegen vorgenommen würden (Geop. XV, 2 u. 3). Die einzelnen Arbeiten, wie Wabenbau, Brutpflege, Wasserholen, Honigsammeln, Reinigen des Hauses, Wachstehen u. s. f. seien pflichtmäßige Staatsarbeiten (officia), welche nach bestimmter Ordnung durch den König des Volkes verteilt werden (Plin. XI, 16; Col. IX, 8, Senec. Ep. 121). Den alten Bienen, als den lebens- und arbeits erfahrenen, falle die Arbeit zu Hause zu, den jungen die Feldarbeit des Honigsammelns (Aristot. IX, 40; Virg. G. IV, 178), was in der Wirklichkeit aber gerade umgekehrt sich verhält, indem die jungen Bienen die Brut versorgen und erwärmen, die älteren als Flug- und Trachtbienen thätig sind (vgl. Virg. G. IV, 158—169; 177—181).

Ähnlich dem Römervolk hat das Bienenvolk drei Stände (ordines). Den ersten Rang nimmt der König ein; denn den Alten ist der Weisel nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechtes (Ael. I, 59; Aristot. IX, 40). Er ist Fürst und

König*) (*βασιλεύς*, rex), Oberhaupt im Frieden, Anführer im Streit (*ἡγεμών*, dux). Angethan von Natur durch seinen kräftigeren Bau mit Ansehen, Macht und Majestät denkt, handelt und ordnet er alles in seinem Volk, hält auf Recht und Ordnung, hält die Volksmasse als Ganzes zusammen (Senec. clem. 19), verteilt die Arbeiten innerhalb und außerhalb des Stockes, während er selber keine Sklavenarbeit verrichtet (*exactor alienorum operum*), vermehrt die Staatsschätze, teilt im Winter die Nahrungsmittel aus, wie der römische Cäsar dem Volk der Hauptstadt Getreide spendete, beschließt über Krieg und Frieden und freut sich als humaner Landesvater des Wohlergehens seines Volkes (*in officio conspici gaudet*, Plin. XI, 18). Ist durch die zahlreich ausschlüpfende Brut im Frühjahr eine Übervölkerung eingetreten, so entsendet er den jungen König mit dem überschüssigen Volksteil zur Gründung eines neuen Staates aus (Xenoph. Dec. VII, 33). Also haben die Bienen lange vor den auswanderungslustigen Phöniziern, Doriern, Joniern und den europamüden Leuten unserer Zeit systematische Kolonialpolitik getrieben. Wo der König sich niederläßt, macht die Kolonie Halt und siedelt sich an; auch die Zerstreuten finden sich bald ein (Plin. XI, 17). Wird der König altersschwach, flügelstumm und krank, so tragen ihn die kräftigsten Bienen auf den Schultern (Varr. III, 16, 8). Durch tausend Bewaffnete geschützt, bedarf der König die eigene Waffe nicht (Ael. h. n. I, 60); der ihm von der Natur nicht versagte Stachel ist bloß eine Art Gala- und Paradebege, den einen Fall ausgenommen, daß in der Brust des Alleinherrschers sich die berechtigte Eifersucht gegen aufrührerische Nebenbuhler als *jus laesae majestatis* geltend macht. Sonst läßt er seine Trabanten, die ihn wie die Leibwache des Perserkönigs und die *fascies*-tragende Vittorenschar bei Tag und Nacht umgeben, für seine Sicherheit wachen (Plin. XI, 17).

*) οὐχ ἀγαθὸν πολυκοιρανία, εἰς κοίρανος ἔστω.

. . . . „Dem Könige hat nie so Ägyptus, die große
Lybia nie und der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
Gehorcht.“ (Virg. G. 192 f.)

. „Bienen verehren
Schon bei seiner Geburt den König, der schwirrende Schwärme
Einst zu üppigen Wiesen zu leiten bestimmt ist; des Königs
Staatliche Rechte nehmen sie wahr und vertrauen die Waben.“
(Claudian. Honor. IV, 380.)

Erkrankt der König, so trauert das Volk, es senkt die Flügel, wie ein entmutigtes Kriegsheer die Fahnen senkt, wenn der Feldherr auf dem Schlachtfeld verwundet ist; anstatt des fröhlichen Gesummens, dieser Musik zur Arbeit des fleißigen Volkes, bringen dumpfe, heulende Klagetöne zum Thor der Stadt heraus. Die Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit ist dahin; Zerstörungswut tritt an ihre Stelle, Auflösung und Vernichtung ist das Ende. Das Volk ist weisellos.

. „Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht;
Stirbt er, sofort ist gebrochen der Bund; den gespeicherten Hontig
Plündern sie selbst und trennen den Bau der geflochtenen Waben.“
(Virg. G. 192 f.)

In dem Bienenvolke stellt sich also thatsächlich dar, was Sokrates bei Xenophon an dem jüngeren Cyrus als dem Vorbild eines edlen Fürsten rühmt: „Mit Cyrus kämpften seine Freunde, so lange er lebte; auch starben sie mit ihm, als er starb — alle im Kampf um den Leichnam des Fürsten.“

Die Biene als Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit.

— „In dem Stöcke summt laut der Schwarm der Bienen,
Wenn nun der Winter verfloß, und hinaus auf blumige Auen
Rüsten zum Flug sie sich zu, im Stöcke behaget es nimmer
Und die ein' ermuntert die andre zur fleißigen Arbeit.“
(Quint. Smyrn. I, 441.)

Frühlingszeit ist Bienenzzeit. Wenn die stürmischen Winterorkane dem linden Favonius gewichen, wenn das Schneegestöber und verderbliche Hagelgewölk ins Land der Hyperboreer getrieben

und Zeus' blauer Äther über Berg und Thal sich lieblich wölbt, dann

„sproßt die Erde auf grünende Kräuter,
Votos mit tauiger Blum' und Protus sammt Hyacinthus,
Dicht und locker geschwellt, die empor vom Boden sich heben.“
(Hom. Il. XIV, 346.)

Mit dem Jüngling, der auf den Fluren jetzt sucht, womit er seine Liebe schückt:

„bald leuchtende Lilien bringt er,
Balb zartblumigen Mohn mit purpurnem Blatte zum Pfätschen.“
(Theokr. XI, 56.)

zieht auch die Biene, als Freundin der neuertwachten Blumenwelt ins weite Feld und hält auf blühenden Bäumen, Sträuchern und Blumen willkommene Einkehr. Jetzt ist die Zeit, in welcher

„Künstliche Werke bereiten die rinderentsprossenen Bienen,
Prangende; und um den Stoc dichtwimmelndes Volk arbeitet
Frischabträufend und hell aus löchrigem Wachs die Waben.“
(Meleager.)

Nun belebt sich die Flur,

. . . „auf den Tristen
Wedet das zärtliche Schaf mit dem Lämmlein; jetzt füllen die Bienen
Emsigen Fleißes das Honiggebäude.“

(Theokr. XIII, 25.)

„Goldenes Bienlein, das du den farbigen, blütenumglänzten
Frühling bringst, umher gaukelnd auf blumiger Flur,
Über den duftigen Rain hin schwinge dich, schaffend das Tagwerk,
Daß dein wächsernes Haus reichlich anfülle den Seim.“
(Diotimus.)

„Goldene Biene, Verkünderin süßblühenden Frühlings,
Die sich mit taumelnder Lust unter den Blüten berauscht,
Fliege hinaus zur duftenden Au und betreibe die Arbeit,
Daß dein wächsernes Haus schwelle von lieblichem Seim.“
(Nittas.)

Und welch ein rastloser, unermüdlicher, die Fleißigen selber buchstäblich aufreibender Fleiß offenbart sich jetzt! Wenn die Sonne aufgeht, giebt die Thortwache, wie im römischen Lager für das Soldatenvolt, das Zeichen zur Arbeit. Alle erheben sich

zugleich; kein Schläfer ist säumig (Virg. G. IV, 184). Vor dem Abmarsch wird noch kurz das Wetter ausgespäht und die Honigfelder ausgekundschaftet, dann geht es hinaus zum frohen Tagewerk (Plin. XI, 10. Aristot. IX, 40, 23. Virgil IV, 158).

„ . . . Alle fliegen zugleich an die Arbeit
Früh drängt aus dem Thore die Schar, nicht Raft noch Verzug ist.“
(Virg. G. IV, 182.)

Fast alle Blumen der Wiesen, Wälder und Felder durchirren sie spähend, am liebsten aber besuchen sie den Thymus, doch

„ . . . auch Arbutus kosten sie ringsum,
Weiden von bläulichem Grün, Zeiland und feurigen Krokus,
Auch die balsamische Lind' und die dunkle Blum' Hyacinthus.“
(Virg. G. IV, 181.)

Bald kehren die ersten mit schwerer Honig- und Blumenstaubbürde zur Wohnung zurück; fast wollen sie unter der Last erliegen, da stehen schon Genossen unter dem Thore bereit und nehmen einen Teil der Bürde in Empfang*) (Xenoph. Dec. 7, 33. Virg. IV, 167) und drinnen treibt der König die Säumigen an, die kunstreichen Waben, diese „Speicher und Keller duftenden Nektars“ mit doppeltem Eifer zu vollenden in einer für Menschen bewunderungswürdigen Weise (Xen. VII, 33; Varro III, 16). Andere glätten und wölben das Gewirk, entfernen den Unrat (Plin. XI, 10) und versorgen die Brut, das nachwachsende Geschlecht der „kleinen Quiriten“. Wieder andere verwahren die offenen Seiten der Wohnung gegen räuberische Feinde, bauen Schanzen aus Klebwachs (Propolis) und sorgen damit für die Sicherheit der Festung (Virg. G. IV, 36, 179, 193; Plin. XI, 5; Arist. IX, 40, 5). Allen ist nach ihrer Kraft, Geschicklichkeit und Einsicht eine besondere Arbeit übertragen, so daß der beobachtende Mensch an den Bienenfleiß

*) Eine nicht ganz korrekte Auffassung der sog. „Wettelbienen“, welche zu gewissen Trachtzeiten an den Fluglöchern ihr innobles Geschäft machen.

wohl die sprichwörtliche Devise anknüpfen durfte: „sic vos, non vobis“.

Erst mit dem Erscheinen des Abendsternes, des Vorläufers der Nacht (Virg. Ecl. VIII, 17) geht die Arbeit zur Rüste.

„. . . Müd' in der Späte der Nacht kehrt wieder die Jugend
Voll von Thymus die Füßchen“

(Virg. G. IV, 180.)

Jetzt erst löst die Heerschar sich auf. Wie die Soldaten im Lager sucht jeder sein Zelt auf. Ein gemeinsames Mahl erquickt die Müden. Zum Schlusse wird mit demselben sumfenden Tone (bombyx), mit dem in der Morgenvigilie zum Erwachen gemahnt wurde, Nachtruhe geboten. Alle werden still und lagern sich in den Zellen (Plin. XI, 10).

„Bald nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht durch
Tiefe Still' und es fesselt der Schlaf die ermatteten Glieder.“

(Virg. G. IV, 189.)

So geht es Tag für Tag den Sommer und Herbst hindurch, bis das Plejadengestirn zum Untergang sich rüstet (Ael. V, 12) und der Winter hereinbricht. Dann träumen sie in warme Zellen gebettet (Ael. I, 1) vom kommenden Frühling; es sei denn, daß ein zu gestrenger Winter sie heimsuche, wo sie „Unnutzvoll vor Hunger und trüg im Froste sich schmiegen,
Dann erschallt ein dumpfes Getön und gezogenes Surren.“

(Virg. G. IV, 258.)

Wehe auch, wenn eine trüg sein wollte! Die Lässigen trifft Verachtung und Haß (Barr. III, 16), die Faulen censorische Beschimpfung oder Züchtigung, sogar Verbannung und Todesstrafe (Plin. XI, 10, 22). So ist die Biene mit ihrem rastlosen Fleiß, ihrem Ordnungssinn, ihrer Sparsamkeit und ihrem Verwaltungssinn ein Symbol der auch bei den Alten schon hochgeschätzten Hausfrau, die da

„reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.“

(Schiller, Lied von der Glocke.)

Melissa ist ein bedeutungsvoller Eigenname des weiblichen Geschlechtes.*) Die arbeitscheuen, faulen Drohnen, deren physiologische Bestimmung im Bienenstaat den Alten nicht klar war, haben glänzende und prächtige Leiber wie üppige Frauen, die ihre Zeit nur mit Luxusorgen ausfüllen (Aristot. IX, 40, 9, 22); dagegen sind die kleinen fleißigen Arbeitsbienen, besonders die älteren mit ihren unansehnlichen, bei der Arbeit des Honigsammelns rauh und farblos gewordenen Flügeln dem patriotischen Römer ein Gleichnis jener kernhaften, fleißigen Weiber der Sabiner- und Umbrier-Bauern, „deren kräftiger Nachwuchs das Meer mit Punierblut gefärbt hat“ (Virgil. IV, 200). Phocylides leitet den Ursprung der wackeren Hausfrau von der Biene ab und empfiehlt sie dem Freunde; denn diese ist

„Treffliche Wirtschaftsrau und rüstig im Haus arbeitend;
Ihr zum ersehneten Bunde gelobe dich, trauter Genosse.“

Simonides von Amorgos singt:

„Die von der Bien' stammt, glücklich ist, wer die empfängt!
Denn ihr allein nur sitzt nicht der Tadel nah.
Durch sie erblüht und mehret sich sein Lebensgut;
Geliebt und liebend altert mit dem Gatten sie,
Dem sie ein schönes, rühmlisches Geschlecht gebar.
Vor allen Weibern strahlet sie in Herrlichkeit,
Denn einer Gattin holder Reiz umschließt sie rings.
Es freut sie nie zu sitzen unter Weibervolk,
Wo man von Liebesklatsch sich müßig unterhält.
So sind die besten Weiber und verständigsten,
Die Zeus den Männern gnädig zum Besitz verleiht.“

Die faulen Drohnen, welche die fleißigen Arbeitsbienen als „träges Vieh“ von „den Honigtrippen“ scheuchen (Virg. IV, 168), sind das Gegenstück der Bienen.

„Der ist den Göttern verhaßt und den Menschen, welcher ohn' Arbeit
Hinlebt, gleich an Mute den ungewaffneten Drohnen,
Die der emsigen Bienen Gewerf aufzehren in Trägheit,
Nur Miteßer!“ (Hesiod. Op. 303.)

*) Vgl. die deutschen Eigennamen „Bina“ und „Emma“ (= Imma).

Die Drohnen sind wie die Kreter weiland „faule Bäume“, ein Gleichnis aller trägen, nutzlosen Menschen.

„In der Honigkörbe gewölbtem Baue die Bienen
Nähren Drohnengezücht, das Teil am bösen Geschäft hat.
Jene den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schaffen in Tagarbeit und bau'n weißzelliges Wachs auf —
Diese daheim im Verfluß der gewölbten Stöcke beharrend,
Mühen sich, fremden Ertrag in die eigenen Bäume zu sammeln.“
(Hesiod. Theog. 587.)

Die Römer gaben ihnen wegen dieses schmarozenden Verhaltens den Namen „Spitzbuben“ (*fures*), welches Schimpfwort gewöhnlich nur von den Sklaven gebraucht wurde (Virg. Eclog. V, 16; Terent. Eunuch. IV, 7, 6). Plutarch vergleicht die Drohnen mit den Sophisten der bürgerlichen Gesellschaft; ebenso Aristophanes, der in den Wespen (1113) den Chorführer sagen läßt:

„Freilich haben Drohnen sich auch eingemischt unter uns,
Welche keinen Stachel führen, aber müßig nur die Frucht
Unseres Ertrages hier verzehren, ohne Arbeit und Beschwerd'.“

Die Drohnen sind auch ein Symbol der Dummheit und Unbeholfenheit, wozu ihr im Verhältnis zu den regsamem Arbeitsbienen plumpe Benehmen Anlaß gab. Auf sie findet das griechische Sprichwort Anwendung:

„*παχεῖα γαστήρ λεπτόν οὐ τίθει νόον*“

(d. i. ein dicker Schmeerbauch zeuget nicht behenden Sinn).

Sehr gut persifliert ihr dummes, schmarozendes Wesen Ovid in dem durch die Biene so bitter bestrafte Silen. Der dickbäuchige Geselle muß sein Honiggelüste mit jäher Flucht aus dem Walde bezahlen, während die ergrimmtten Bienen wie Hagelgeschosse hinter ihm her sind und seinen Glaskopf zeichnen.* Der Vernichtungskampf der Drohnenschlacht ist für die Drohnen die gerechte Strafe (Varro III, 16).

*) Bekanntlich haben die Bienenschriftsteller des vorigen Jahrhunderts noch die Drohnen zu Ammen der Bienenbrut, sog. „Bienenmütterchen“ gemacht. Aber die kurioseste Erklärung hat doch ein hoch-

Die Biene ein Symbol der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit.

„Ein Volk, Ein Haus, Ein Heer“ — das ist die Losung der Bienen, dieses Amazonen-Volkes im Tierreiche. Hier ist die allgemeine Wehrpflicht, zu welcher die modernen Kulturvölker die ganze wehrfähige Volkskraft organisieren, seit unvordenklichen Zeiten Staatsgesetz. Nur das Geschlecht der Drohnen, dieser ehrlosen, faulen Sklaven, von denen wir im vorigen Abschnitte redeten, ist mit Recht von der Waffenehre ausgeschlossen (Hesiod. Op. 304). Von ihnen gilt: „Ehrlos — wehrlos.“ Wie ein Staatskleid ohne Purpurstreifen, wie ein Circusroß ohne wehenden Kopfschmuck, so entbehrt der freie Mann ohne Waffen der Ehre und des Ansehens, das war alt-römischer Waffenstolz.

Die Waffe der Honigbiene ist der scharfe Stachel (aculeus), das telum des „lanzenkundigen Volkes“, wie Vater Homer seine Troer nennt. Der Stachel ist scharf und giftgetränkt, wie die den Römern aus den Schlachten bekannten mauretischen Pfeile oder marsischen Wurfspeere. Wie diese wilden Völker tragen die kleinen Krieger des Bienenvolkes das Gift bei sich (Plin. VII, 3). Wunderbar! Im selben Leibe, wo die Natur die Süßigkeit des Nektar bereitet, erzeugt sie auch den ätzenden Tropfen des Giftes! So nahe liegen die Gegensätze auch im Naturleben bei einander. Damit aber der Stachel nicht bloß oberflächlich verwunde, sondern tödlich in der Wunde haften bleibe, ist derselbe mit einem Widerhaken versehen. In dieser natürlichen Beschaffenheit ihrer gefürchteten Waffe liegt zugleich das tragische Geschick der tapferen Biene..

gelehrter deutscher Philosoph des vorigen Jahrhunderts von ihnen zum besten gegeben. Christ. v. Wolf erhebt dieselben in seinem Werke „Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen“ zur Würde von Beträtern der Königin in der Regentschaft; sie wären also so etwas wie Geheime Regierungs- oder Staatsräte z. D.

Die Wunde am Feindesleib bezahlt der Krieger des Bienenvolkes mit dem eigenen Leben.

. „Sie lassen verborgenen Stachel
Eingefenkt in die Ader, den Geist in der Wunde verhauchend.“
(Virg. G. IV, 237.)

Mit Bezug auf diese verhängnisvolle Wirkung des Bienenstichs für die Biene selbst stellt Seneca (de clem. 19) die moralische Betrachtung an: „O daß es doch in der Menschentwelt ebenso geschähe, daß doch der Zorn mit dem Gebrauche der Waffe gebrochen wäre! Daß doch keiner öfter als einmal Schaden und seinen Haß nicht mit Anwendung fremder Gewalt in Wirksamkeit erhalten könnte! Maßlose Wut würde leicht ermatten, wenn sie sich selbst befriedigte, wenn sie ihre Gewalt in Todesgefahr ausließe.“ Die Philosophen erblickten ein Zeichen der Verweichlichung und Entartung darin, daß ihre Zeitgenossen die Bienenstiche nicht mehr ertragen können, ohne laut wie ein zartes Mädchen aufzuschreien (Cicero, Tusc. II, 22). Doch kann zu gewissen Zeiten und an gewissen Körperteilen (z. B. Augenbrauen, Augapfel und Rachen) der Bienenstich ebenso schmerzlich wie gefährlich sein. Das wußten die Alten wohl (Plin. XI, 29; Aristot. XI, 40, 17). Antenor erzählt, daß die kretischen Bienen auf dem Götterberge Ida, die Nachkommen der alten Götterbienen des Zeusmythus, so stechlustig seien, daß sie jedweden des Weges Daherkommenden angefallen hätten (Aelian. Hist. an. XVII, 35). Harmonax, des Amyntors Sohn, wurde von den Bienen beim Honigentnehmen getötet. In der That scheut die Biene, welche auf ihren Ausflügen niemand belästigt, weder Menschen noch Tiere, wenn sie ihre Wohnung bedroht glaubt oder sonst irgendwie gereizt wird. Wie der Homerische Eber aus des Waldes Dickicht hervorbricht,
„wehend den weißen Zahn im zurückgebogenen Rüssel
am Felsen“,

(Hom. Il. XI, 415)

so stürzt mit ausgerecktem, giftgetränktem Stachel die kleine Biene wutentbrannt aus dem Thore ihrer Stadt auf den Feind

los. „Sie wegt den Stachel am Rüssel“ (Virg. G. IV, 74). Für Hab und Gut, für König und Vaterland kämpfen sie bis aufs äußerste. Ihr Schlachtgeschrei heißt: „Siegen und Sterben“ (Senec. de clem. 19. Varro III, 16, 7).

„Ihnen entbrennt unmäßig der Born; beleidiget sprühen sie Geiferndes Gift in den Biß und lassen verborgene Stacheln Eingeschmiegt in die Ader

(Virg. G. IV, 236.)

Besonders den Räubern ihrer Honigschätze wissen sie zu begegnen:

. „In das Antlitz des Hirten
Stürzen erbitterte Bienen zu Hauf, wenn den Nektar des Seimes
Rauben er will; sie schwingen die Flügel und strecken die Stacheln
Und in Gliedern gereiht um die Beste des schwachen Gewirkes
Bilden sie Wehr um die spaltige Heimat und die geliebten
Grotten des Bimssteins, vorstürzenden Schwarmes verhüllend den Bau
rings. (Claud. Rufin. II, 460.)

Ebenso schlagfertig sind sie in den Kriegen gegen Volksgenossen, wenn es gilt, Empörungen aufständischer Könige (reguli seditiosi, Varro III, 16, 18) zu dämpfen oder Raubbienen und Wespen von der Burg abzuwehren. Wenn nur der König noch lebt, so werden sie mit solchem Raubgesindel bald fertig. Zuerst fliegen nur vereinzelt Bienen als Kundschafter aus und beginnen das Vorpostengefecht (Aristot. IX, 40, 30), dann wenn des Königs Kommando zum Hauptangriff ergeht, rückt laut dröhnend (sub murmure) die Schlachtklinie (agmen) zum Thore hinaus „nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten“ (Virg. G. IV, 72; Col. IX, 9).

. „Der gepriesenen Bienen Geschlechter
Folgen mit lautem Gedröhn dem zuganföhrnden König.“
(Quint. Sm. VI, 325.)

„Und dann kannst du des Volkes aufwallenden Mut und in Kampflust
Webendes Herz schon von Ferne vorherschaun, denn es ermuntert
Krieg'rischer Klang, wie des Erzes, die Zauderer, und ein Gesumse
Tönt umher, nachahmend den schmetternden Hall der Trompeten.
Rings dann strömen sie hastig herbei, mit den Fittigen schimmernd,

Schärfen den Stachel mit Macht am Gebiß und strengen die Muskeln,
Und um den König geschart und das ragende Zelt des Gebieters
Wüten sie all' und rufen den Feind laut drohend zur Feldschlacht.“

(Virg. G. IV, 70.)

Als solche Amazonen hat, wie oben schon erwähnt, Vater
Homer sie bewundert. Aber auch ein Aeschylus nimmt die
Bienen zum kriegerischen Vergleich:

„Das ganze Heer von Reitern und Fußtruppen
Hat wie ein Schwarm von Bienen
Die Stadt verlassen mit des Heeres Führer.“

(Perseus, 106.)

Dem Aristophanes sind sie ein Bild gerechter Notwehr,
welche der Friedsame gegen den bösen Nachbar üben darf:

. . . . „Ich mag gern friedlich zu Hause sitzen,
Betrübe keinen Menschen je und rühre keinen Strohhalbm;
Nur darf man nicht, wie einen Bienenstock, berauben mich und reizen.“

(Arist. 473.)

Wir begreifen gerne, wie dem waffenfrohen und berühmten
Geschlecht der Griechen und Römer in den besten Tagen ihrer
echten Manneskraft gerade die Biene das Symbol kriegerischer
Wehrkraft und freudigen Todesmutes werden konnte. Was die
einzelne Biene im Augenblick der Not für Volk und Vaterland
einsetzt, ist fast noch mehr als die Erfüllung jenes kategorischen
Entlassungswortes der spartanischen Mutter an ihren Sohn:
„Entweder mit dem Schild oder auf dem Schild!“

Die Biene ein Symbol der Reinheit und Jung-
fräulichkeit.

Eine hervorragende Eigenschaft der Biene ist der sehr
entwickelte Geruchssinn, ohne den allerdings dem Insekt auch
alle Möglichkeit benommen wäre, seine Nahrung, den in den
Blüten der Pflanzen versteckten Nektar, zu finden (Aristot. IV,
8, 15; Plin. X, 90; XI, 2). Wie wäre es sonst denkbar,
daß die Biene aus den Millionen blühender und duftender
Pflanzen gerade diejenigen schnell und sicher herausfände, welche

des Honigs „willkommene Gabe“ gewähren? Davon hat sich wohl jeder Bienenfreund schon zu überzeugenden Gelegenheiten gehabt. In Zeiten der Haupttracht, wo das Blütenmeer das intensivste Aroma verbreitet, welches dann, wie bei blühenden Akazien, Linden oder roten Kleeefeldern, auch für das weniger entwickelte menschliche Geruchsorgan bemerklich wird, leitet der Instinkt des Geruchsinnes die ausfliegenden Bienen so sicher, daß sie dann nicht nach allerlei Richtungen und im weiten Bogen abfliegen, sondern pfeilschnell aus dem Flugloch hervorstürzen und sofort in geradester Linie, in ein- und derselben Richtung davon-eilen, als sähen sie das entlegene Trachtfeld unmittelbar vor Augen. Allen Gerüchen sollen die Bienen denjenigen der Melisse und des Mohnes vorziehen (Virg. G. IV, 131; Porphy. de antr. 18). Der Imker, welcher die Hand mit Melissentraut eingerieben hat, darf den aufgeregtesten Schwarm nach Herzenslust teilen, durchsuchen und behandeln. Wenn der Stock mit Melissentraut tüchtig eingerieben ist, verläßt ihn der gefasste Schwarm nicht mehr (Col. IX, 9). Die größte Anziehungskraft hat aber der Duft des reinen, süßen Honigs auf die Bienen; ihm folgen sie überallhin, auch in die Häuser der Menschen (Col. IX, 8, 16; Aristot. IV, 8, 15).

„Es leitet der Honiggeruch durch die Lüfte die Bienen
Weit aus der Ferne daher.“

(Lucret. IV, 681.)

Dagegen verabscheut die Biene alle üblen Gerüche, allen Rauch (besonders aus Storaq und Hirschhorn); sie meidet alle unsauberen, verunreinigten Plätze; sie läßt sich auf keinem faulen, modrigen Baume, geschweige auf toten Körpern nieder (Plin. XI, 18). Hierin unterscheidet sich die edelgeborene, ätherisch-reine Biene von dem gemeinen Volk der verwandten Wespen und Hornissen, welche das Aas mit Vorliebe aufsuchen und an faulenden Cadavern ihre Freßlust befriedigen (Varro III, 116 Plin. IX, 24; Ael. V, 11). Ihr Abscheu richtet sich überhaupt gegen alles Unreine, Unlautere, Unkeusche. Der Ehebrecher ist

ihr ebenso verhaßt wie der Trunkenbold; die Venus vulgivaga wird von der keuschen, jungfräulichen Biene ebenso verabscheut wie die geschminkte, salbenduftende Städterin, deren Ruf zweifelhaft ist (Pall. I, 37; VIII, 5). Die Biene soll die Fähigkeit haben, diejenigen, welche unkeusch leben oder eine Frevelthat auf dem Gewissen haben, aus vielen herauszuerkennen und feindlich zu verfolgen (M. V, 11). Dem Diebe setzen sie auf der Flucht nach (Plin. XV, 15). Auch soll in der Nähe ihrer Wohnungen nichts Unreines geduldet werden; es kann ein ganzes Bienenvolk zum Auszug veranlassen, wenn eine Frau, welche gerade ihre Periode hat, den Stoch berührt (Plin. XXVIII, 23). Sollen die Bienen gedeihen, so muß sich der Eigentümer einer höheren Sittlichkeit befleißigen, Leib und Seele rein erhalten. Der alte Jmker mußte sich nicht nur äußerlich zur Beidellung vorbereiten, indem er die Honiggefäße reinigte, das Beidelmesser schärfte, die Rauchpfannen (pultuaria) mit Brennmaterial (Kohlen, Galbanum, trockenem Rindermist) füllte (Pall. VII, 17) und ähnliches mehr, sondern mußte in erster Linie den eigenen Leib reinigen und waschen, sich einige Tage vorher schon des Genusses salziger penetrant-riechender Speisen wie gesalzenen Fleisches, marinirter Fische, der Zwiebeln, des Knoblauchs, auch der Salben enthalten, keinen Rausch sich antrinken, vor allem aber, nach des Hyginus ausdrücklicher Vorschrift, wenigstens einen Tag, ehe er dem „geheiligten Sitze der jungfräulichen Bienen“ sich nahte, auf den geschlechtlichen Umgang verzichten (Col. IX, 45). Überhaupt muß er sich, so oft und so bald er den Bienenstöcken naht, reinigen und waschen:

„Wenn den geheiligten Sitz einmal und die Schätze des Honigs
Öffnen du willst, dann erst, mit geschöpfter Quelle dich spülend,
Säubre den Mund!“
(Virg. G. IV, 228.)

Reinen, Ehrbaren und Keuschen thun sie nichts zu leid.*)

*) Der alte Celerus (Oec. rur. et domest. S. 329) erzählt: „Meine Mutter, welche eine sehr ehrbare, tugendsame und züchtige Frau war, ist nie von einer Biene verlegt worden. Wenn die Bienen ganz die

So wurden die Bienen in der Symbolik der Alten zu Vorbildern der Entfagung, Mäßigkeit und Herzensreinheit, der Keuschheit und des jungfräulichen Sinnes. Die Priesterinnen der jungfräulichen Göttinnen (s. o.) erhielten mit Absicht darauf den Namen Melissen und die Heimkehr der „reinen, keuschen“ Seelen wurde mit Vorliebe dem Aufzuge der reinen Biene in den Äther des Lichtes verglichen (Theokr. XV, 94; Porphy. de antr. 18).*)

Die Biene ein Symbol der Dichtkunst und Redekunst.

An dem Verhältnis des Menschengewisses zur Natur, wie sie in ihrer unberührten Frische heilend und verklärend auf ihn wirkt, er selber aber in ihr sich gesund badet und sie durch den Zauberspruch der Poesie, des Guten, Wahren und Schönen zum Göttlichen emporführt, hat kein Geschöpf der vielgestaltigen Tierwelt so originellen Anteil als die Biene. Auch die Sängerin Cicade und der Psyche-Schmetterling der griechischen und römischen Kunst erreichen diesen einzigartigen Vorzug unseres Insektes nicht. Herrlicher ist diese höchste, zarteste, geistigste Symbolik von keinem der alten Dichter begriffen und dargestellt worden als von Euripides, wenn sein Hippolyt, vor das Bild der Artemis hintretend, in die Worte ausbricht:

„Dir bring' ich, Herrin, diesen frisch geflochten Kranz,
Zum Schmuck gewunden auf der unentweiheten Flur,
Wo nie der Hirt die Herden auf die Weide führt,
Noch nie die Art erklungen, wo die Biene nur

und schwarz vor den Stöcken lagen, konnte sie sich nahen und mit der Hand unter ihnen herumwühlen.“

*) Der Altar der Antonia Pomace in der Sammlung der Villa Medici zeigt auf dem Hauptreliefbild oben ein Gorgonenhaupt; unten liegt ein Totengerippe, die Hand wie im Schlaf über die Stelle der Augen gelegt, auf dem Knie sitzt ein Vogel (nach andern eine Eidechse), der eine auffliegende Biene (die Seele) vergebens erfassen will. (Siehe Gruter 669, 2.)

Auf heil'gen Auen über Frühlingsblumen schwärmt,
 Da wohnt die Unschuld, tränkt die Flur mit Quellentau;
 Wer nicht dem Angelernten folget, wem Natur
 Für alle Dinge weisen Sinn und Maß verlieh,
 Darf hier sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.
 So nimm, geliebte Königin, aus frommer Hand
 Die Krone, die dein goldnes Haar umkränzen soll."

Die Bienen sind „der Musen heil'ge Vögel“ (Barro III, 16, 7, 30), die „heiligen Redner der Musen“ (Theotr. XVI, 29), welche der Dichter wie der Redner und Weise verehren soll. Apollo selbst, der Führer der Musen, war ja Beschützer der Bienen (s. o.). Wie die Musen, den Niederungen des gemeinen Lebens, dem „Hauch der Gräfte“ entrückt, mit Vorliebe die Berge mit ihren Grotten und Quellen, den Helikon (Hesiod, Theog. 1), den Olymp (ebenda I, 64; Barro I, 1), den Parnass mit der poesie-rauschenden kastalischen Quelle (Paus. X, 32, 33) bewohnen, so halten sich auch die alles Unreine und Unwahre verabscheuenden Bienen am liebsten auf Bergen und an Quellen auf; die Blumenwelt, diese Naturpoesie der harten, rauhen Erde, ist der Bienen Tummelplatz. Gleich den Musen leben die Bienen in jungfräulicher Gemeinschaft, im harmonischen Verein bei Verschiedenheit der Gaben und Anlagen. Das Bienenvolk ist ein Volk der Kunst; das Bienenwerk ein Werk voll Schönheit und Ebenmaß, im Hinblick auf die süße Gabe des Honigs auch der Lieblichkeit. Es ist eine Reihe der Geister ersten Ranges mit vollem Bürgerrecht auf dem griechischen Parnass, welchen die bewundernde Nachwelt den rühmlichen Beinamen „Biene“ zugelegt hat. Xenophon, welcher das Schwert so gut wie die Feder zu führen verstand, hat als Fortsetzer des Werkes des großen Thukydides die attische Gesellschaft so anziehend und reizvoll geschildert und in seiner Anabasis die geistige und sittliche Überlegenheit der freien Griechen über das orientalische Wesen so treu und wahrhaft zur Darstellung gebracht, daß ihn seine Landsleute die attische Biene nannten. Gleicher Auszeichnung erfreute sich, mit noch mehr Verdienst, Sophokles.

Er hat in seinen dramatischen Schöpfungen die zwar kernige, aber ungefüge und nicht selten rauhe Art eines Aeschylus durch maßvolle Harmonie und vollendete Grazie gemildert. Er verdient in Wahrheit das Prädikat des „Anmutvollen“, welches ihm der Epigrammatist Simmias in einer Grabchrift beigelegt hat:

„Mögest du sanft hingeleiten um Sophokles Hügel, o Epheu!

Sanft ausgießen auf ihn, dein unverwelklich Gelock;

Rosengebüsch aufblühe da rings und, von Beeren umschimmert,

Schütte der Weinstock feucht grünende Sprossen umher:

Wegen der sinnigen Kunst, die der „Anmutvolle“ geübt hat;

Denn ihm waren zumal Musen und Grazien hold.“

Wer kennt nicht Sapphos feurige Strophen? Welch' echtes, tiefes, oft wie Flammen aufloberndes Naturgefühl in ihren süßen Braut- und Hochzeitsgesängen! Sie ist die lesbische, pierische Biene. Den Lippen des herrlichen Pindar, dieses größten griechischen Lyrikers, der von sich sagen durfte, daß die Muse ihn stark mache, um den olympischen Siegern gefellt „groß wie sie in Hellas Volk hervorzustrahlen durch des Gesanges Weisheit“, haben die Bienen, als gottgesandte Lieblinge der Musen, die erste dichterische Weihe gegeben. Als er, ein Jüngling, einst um die heiße Mittagsstunde nach Thespiä ging und ermüdet neben der Straße auf einer Anhöhe ausruhend einschlief, kamen Bienen herbei und tränkten den Liebling der Musen mit köstlichem Honig (Al. XII, 42; Valer. Max. I, 6); nach der Relation des Pausanias (IX, 23) sollen sie Wachs auf seine Lippen kunstvoll gebaut haben. Dasselbe widerfuhr dem großen Plato, als er, ein Kind noch, durch hymettische Bienen, welche auf seinem Mund sich niederließen, zu hohem Verufe der Weisheit und Wohlredenhait prädestiniert wurde. Wie tief dieser seine symbolische Zug der Musenverwandtschaft der Bienen in der alten Welt haftete, beweist, daß, als das Christentum bereits garantierte Staatsreligion war und alle heidnischen Mythen von Staatswegen verpönt waren, zwei hochangesehene Kirchenväter, der Grieche Chrysostomus und der Mailänder Ambrosius,

beide hervorragende Redner und Dichter, mit der gleichen Auszeichnung ehrend bedacht wurden.*)

Athenäus nennt überhaupt alle Schöpfungen der Dichter und Dichterinnen „bienengeflügelte Melodien der Muses“ (XIV, 8).

Nahelegend ist dann der Vergleich der dichterischen Produkte mit dem Honig. Höchst anmutig und galant werden in der griechischen Anthologie die Verse der Sängerin Erinna mit den honigbollen Waben der Bienen verglichen:

„Steh hier Waben Erinna's, der Lesbischen! Wenn sie auch klein sind,
Füllet sie doch durchaus Honig vom Helikon an.
Dreimalhundert der Zeilen des neunzehnjährigen Mädchens
Gleichen, erhabner Homer, deinem heroischen Lied.
Möchte die Spindel sie drehn, dem Gebote der Mutter gehorham,
Oder am Webstuhl stehn, diene den Muses sie doch!“

Noch sei bemerkt, daß das „Honigsüß“ im Sprachgebrauch der Alten durchaus von dem fade und heuchlerisch prädisierten „Zuckersüß“*) der hochdeutschen Sprache unterschieden werden muß. Honigsüße war das Kennzeichen der durch Wahrheit überzeugenden und zugleich durch Wohlklang, Ruhe und Ebenmaß der Gedankenentwicklung gefälligen Redekunst. Das hat für den griechischen Sprachgebrauch schon Homer ein für allemal festgestellt, wenn er in der Raterversammlung der Fürsten nach dem donnernden Peliden, der im Zorn das goldene Scepter auf den Boden schmettert, und nach dem lautwütenden Agamemnon, den ruhigen Alten von Phyllos mit holder, gemessener Rede eingreifen läßt, Nestor,

„Dem von der Zung' ein Laut' wie des Honigs Süße daherfloß.“
(*Il.* II, 249.)

*) Dieselbe Ehre widerfuhr dann im Mittelalter dem Iffidorus Hispanensis, dem h. Dominicus und dem Herold der Kreuzzüge Bernhard v. Clairvaux (Doctor mellifluus).

**) Es ist eine treffende Bemerkung, welche Alex. v. Humboldt gelegentlich in seinem klassischen Kosmos macht, daß sämtliche modernen Kolonialprodukte (Zucker, Kaffee u. s. f.) trotz ihrer Verbreitung über die ganze civilisierte Welt dennoch keine dichterische Wertverwertung erfahren haben, wie solche unserem Honig oder dem Wein zu teil wurde.

Die Biene ein Symbol der Liebe.

Wir haben gesehen, wie in der Mythologie der Inder die Bienen ein spezifisches Symbol des Liebesgottes Rama waren. Es ist eine interessante mythologische Parallele, daß auch Griechen und Römer die Bienen und ihre Produkte als Symbole der Liebe und ihres süßen Dienstes erwählt haben. Schon Theokrit (VIII, 83), gesteht:

„Süßer ist nichts als Liebe; die anderen Segnungen alle
Kleiner; den Honig sogar weiset die Liebe zurück.“

Auch im hohen Olymp kann es nichts Süßeres geben:

„Sicher, du trankst, Ganymedes, mit Nektar getränkte Küsse;

Vater Zeus, er selber, schenkt' sie dem Lieblinge ein.

Aber auch ich sog, als ich Antimachus küßte,

Der vor allen erglänzt, lauterem Honig ins Herz.“

(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Dem Freunde offenbart der beglückte Verliebte das Glück seiner Liebe mit den Worten:

„Dir sind die weichen Küsse der Damno

Und ihres nektarischen Mundes lieblicher Honig bekannt.“

(Silentiarius bei Jacobs IV, 41.)

Wie reizend vergleicht Sappho die unberührte Schönheit der jungen Braut mit dem im Laubwerk des Baumwipfels versteckten Honigapfel:

„So wie der Honigapfel am oberen Zweige sich rötet,

Hoch am obersten Ast; ihn vergaßen die Pflücker der Äpfel;

Nein! sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen.“

In nächste, symbolische Beziehung treten die Bienen zu Eros (Amor) selbst, dem Sohne und Boten der „schaumgeborenen“ Göttin der Liebe. Als einen Jüngling auf jener Marktscheide des Lebens, wo die Liebe in der Sehnsucht nach dem Ideal erwacht und alle Stimmung in dieser Poesie aufgeht, hat ihn Praxiteles, dieser größte Lyriker unter den Meistern der antiken Plastik, dargestellt. Das Haupt des Eros ist sanft geneigt; ein gewisser Ernst schaut auf der heiteren, glatten Stirne, ein halb schalkhaftes, halb schwermütiges Lächeln spielt um die Lippen; alle Züge reden von dem Süßen, welches dem

Jüngling vor der Seele schwebt. So ist er der zartgeflügelte Gott, welcher mit dem süßen Pfeil die Menschenherzen trifft, um die Liebe zu erwecken, die er selber fühlt.

„Den er empfunden, den Gott, hier offenbart ihn der Künstler,
Wie er das Urbild selbst trug in der liebenden Brust.“

Dagegen ist die Vorstellung von den Groten als kleinen neidischen Kobolden, die mit den Verliebten ein mutwilliges Spiel treiben, eine spätere Fortbildung und zwerghafte Verkleinerung des Gro, obwohl gerade diese Auffassung bei den Epigrammatikern und auf den Gemmen, wo Gro die mannigfachsten Proben von Schalkhaftigkeit und Mutwillen leistet, außerordentlich beliebt ist. Gro und die Bienen — das ist eines der lieblichsten und fruchtbarsten Motive der Dichter und Künstler des Altertums und in Nachahmung derselben auch der Modernen. Das antike Gegenstück dazu ist Amor und Psyche, dieses klassische, vom zartesten poetischen Duft umwobene, Liebesmärchen der alten Welt. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade zwei Angehörige der sonst nicht viel beachteten Insektenwelt, die Biene und der Schmetterling, die auserwählten Symboltiere für die Liebe wurden? Gro führt nicht nur goldene Pfeile, welche Liebe entzünden, sondern auch bleierne, welche die Liebe verschrecken; bald taucht er dieselben in Honig, um durch Liebe glücklich zu machen, bald in Galle, um zwischen den Liebenden Verdruß zu bereiten (Ovid, *Metamorph.* I, 488 f.).

Eines der schönsten und sinnigsten Motive für den Dichter wie für den Künstler ist der von der Biene gestochene Gro. Wir besitzen darüber zwei Variationen aus dem klassischen Altertum und unzählige Nachahmungen bei den Neuereu, die wir hier, weil es sich bei den letzteren doch nur um poetische Ausmalerei der antiken Grundidee handelt, gleich folgen lassen. Der lebensfrohe Anakreon, der eigentliche Sänger des „goldgelockten Gro“, scheint unter den Griechen der erste gewesen zu sein, welcher den glücklichen Einfall hatte, den Liebesgott den Stachel der Bienen fühlen zu lassen.

„Gros fand einst ein Bienlein
In einer Rose schlafend,
Und ward von ihm gestochen.
Kaum fühlt er sich am Finger
Der kleinen Hand verwundet,
So lief, so flog er weinend
Hin zu der schönen Kypris.
„O weh! o weh! ich sterbe,
Ich bin gebissen worden
Von einer kleinen Schlange,
Die aber Flügel hatte,
Der Landmann nennt sie Biene.“
Da sprach sie: „Macht der Stachel
Der Biene solche Schmerzen:
Wie meinst du, daß es schmerze,
Wenn du, mein Sohn, verwundest!““

(Nach der Übersetzung von Ramler.)

Die andere klassische Variation, welche von der eben angeführten nur darin abweicht, daß sie Gros zum bestraften Honigdieb macht, rührt von Theokrit her:*)

„Einst ward Gros, der Dieb, von den zornigen Bienen gestochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Born an den Händen
Hatten sie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies sich die Hände,
Schmerzvoll, sprang auf den Boden und stampfte. Jezo der Kypris
Zeigt er das schwellende Weh' und jammerte, daß so ein kleines
Tierchen die Biene nur sei und wie mächtige Wunden sie mache.
Lächelnd die Mutter darauf: Bist du nicht ähnlich dem Bienlein?
Schau, wie klein du bist und wie mächtige Wunden du machest!“

(Übers. von J. S. Voß.)

Eine etwas andere Deutung derselben Idee ist folgende Gros-Episode des spanischen Dichters Estevan Manuel de Villégas*):

*) Von dieser tragikomischen Familienscene besitzt die Kunst eine ganze Reihe trefflicher Genrebilder. Am bekanntesten sind diejenigen von Lukas Kranach dem Älteren, der diese Scene nicht weniger als fünfmal behandelt hat (vgl. Schuchardt, „Lukas Kranach, des Älteren Leben und Werke“, 1851, Bd. II, S. 17 (zweimal), 101, 127, 146). Siehe das Titelbild unseres Buches!

*) In dessen „Las Eroticas“ (1620), welche sich durch Bartheit

„An einem Rosenstocke
Sich Dien' und Amor treffen,
Die beiden Plagegeister
Der Blumen und der Herzen.
Mit Pfeilen hat der Knabe
Den Köcher wohl versehen;
Die schärfste Spitze führet
Der Stachel des Insektes.
Die Biene mit Gesumme
In Kreisen sich erhebet,
Und er, der Lese, kichert
Und trillt sich tausend Verschen.
Allein bald finden Rache
Die Blumen wie die Herzen;
Er geht hinweg verwundet
Und sie bleibt tot zur Stelle.“

(Aus Hofmanns Blüten spanischer Poesie.)

Der italienische Dichter Zappi läßt in einem Liebesgedicht eine Unzahl Eroten, als neckische Kobolde, wie ein Bienen-schwarm über die Geliebte herfallen. Sie hängen sich in ihr schwarzes Haar, sie steigen mit lodernnden Fackeln in die schönen Augen, sie verstecken sich hinter den dunklen Augenbrauen und — schießen von all' diesen Bastionen und Schanzen ihre Pfeile auf den Liebhaber. Eine Biene, der kleinste Kobold, verkriecht sich sogar in ihren Busen.*)

Weniger anmutig, aber immerhin originell ist das Schicksal, welches dem schlafenden Eros von seiten der Honig suchenden Bienen in einem Gedichte von Gonz beegnet:

„Als wir tiefer kamen ins Dunkel des heiligen Haines,
Lag wie ein purpurnes Äpfelchen hold, der Knabe Cytherens,
Ab den Bogen gelegt und den pfeilverwahrennden Köcher;
Diese hingen am Baum, vom säuselnden Laube geborgen.
Lächelnd lag er, von Schlummer umstrickt, auf Blättern von Rosen.

der Empfindung und süßen Wohlklang der Sprache auszeichnen und dem Dichter den Beinamen des spanischen Anatreon eintragen und sichern.

*) Vgl. den ganz ähnlichen symbolischen Gedanken in dem berühmten Freskobild von Sodoma „Alexander und Roxane“ in der Farnesiana in Rom.

Goldene Bienen umkrochen des Schlafenden wächserne Lippen,
Krochen hinein und heraus und sog den Honig der Liebe.“

Eine artige Raube nimmt Gros als „gestochener Amor“
in einem Sinngedicht bei Lessing:

„Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienschen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.
Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsklist nach:
Er lauscht' in Rosen und Viole,
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus und — stach.“

Unter aller Kritik ist die rohe, indecente Behandlung des
Lieblings der Götter und Menschen bei dem Satiriker des
dreißigjährigen Krieges, Michel Moscherosch in seinem Buche
„Wunderliche und wahrhaftige Gesichte (vgl. Sueños des Que-
vedo y Villégas) Philanders von Sittewalt.“ Der arme Gros
gerät, nachdem ihn die Bienen zerzaust haben, in die Hände
roher Landsknechte, welche ihn durchprügeln. Hier hört die
Poesie auf.

Ehe wir aber dieses interessante Kapitel schließen, müssen
wir noch die Symbolik des Kusses, dieses Siegels und Pfandes
der Liebe, durch die Biene in einigen der schönsten poetischen
Deutungen zum Worte kommen lassen. Daß die Liebe im
süßesten Kuß einen Stachel in das Herz drückt, davon giebt
ein liebliches Sinngedicht (aus der griechischen Anthologie)
Kunde:

„Blumentosende Biene, warum verlässest du deine
Süßen Blumen und störst summend den liebenden Kuß?
Oder willst du mir sagen, o Freund: die Biene der Liebe,
Auch im süßesten Kuß drückt sie den Stachel ins Herz.“

Neu und schön, ganz in dem Geiste der Alten, ist Vogaus
reizende Dichtung, daß die Bienen aus den Küssen entstanden

feien, welche Venus dem Adonis gab. Die Bienen erinnern durch die Süßigkeit ihres Honigs an Aphrodites Liebesglück und durch ihren Stachel an des Adonis Tod:

„Mädchen, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Mädchen, habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Als sie den Adonis liebte,
Der sie liebt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrten
Sie sich kamen zu bewirten,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer sie die Zeit vermessen,
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer um die Wette,
Eines ward des andern Klette,
Bis es Venus so verfügte,
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Innen blieben, nie verrauchten,
Daß die Küsse Flügel nahmen
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Meer der Lüfte,
Wiesen, Wälder, Feld und Klüfte,
Scharten sich zum Küssen immer.

.
Aber Neid hat schein gesehen
Und Verhängnis ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis' Totengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar schwerzlich dies erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Ging sie, ließ zusammenraffen
Aber dieser Küsse Scharen,
Wo sie zu bekommen waren,
Macht' daraus die Honigleute,
Daß sie geben süße Beute;
Daß sie aber auch daneben

Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen süßen
Und mit Leid ersezen müssen.“

Tasso läßt seinen Aminta berichten, wie auf grüner Au eine Biene um die Rosenwange der Phyllis schwärmte, sie für eine Blume nahm, anstog und stach. Da nahte Silvias Lippe der Schmerzensstelle, Zaubersprüche flüsternd, und ihr Mund heilt was er berührt. Aminta wird bald darauf in die Lippe gestochen und fleht um Heilung, die ihm gewährt wird:

„So süß entsaugen Bienen
Den Honig keiner Blum', als ich ihn sog
Aus jenen frischen Rosen;
Wenn gleich die glüh'nden Kisse
Nach feuchtem Labjal lechzend,
Von Furcht und Scham gezügelt
Nur leßere Berührung
Und minder kühne wagten.
Doch während jene Mischung
Von Gift und Süße heimlich
Und sanft mir in das Herz drang,
Empfand ich solch' Entzücken,
Daß ich mich stell', als sei noch immer nicht
Der herbe Schmerz gewichen;
So kam's denn, daß sie mehrmals
Den Zauber wiederholte.“

Dies liebliche Motiv entnahm Tasso aus einem idyllischen Roman der Alexandrinerzeit, Kitophon und Leukippe von Achilles Tatiüs.

Guarini, den die Italiener den „Dichter des Kusses“ par excellence nennen, sucht den Dichter des „Gerusalemme liberata“ in diesem Punkte noch zu übertreffen, anknüpfend an Theokrit, welcher des Fußwettpiels gedenkt, das die Megarer einst zu Ehren ihres Gastfreundes Diokles eingerichtet:

„Ihm um das Grabmal stets versammeln sich, hebet der Lenz an,
Jünglinge, eifrig bemüht Siegpriß zu gewinnen im Wettfuß.
Wer holdseliger nun anbestete Lippen an Lippen
Schwer mit Kränzen behängt hinwandelt er heim zu der Mutter.“

Die schöne Amarillis ist von Arkadien gekommen, Mirtilk liebt sie und noch ganz jugendzart mischt er sich als Mädchen verkleidet unter die Mädchen. Diese wollen den Fußwettstreit der Männer auch einmal probieren; Richterin sei, wer den „fußlichsten“ reizendsten Mund hat. Das ist Amarillis. Jede nach dem Loß geht nun hin, um ihre Lippen auf dem seligen Probierstein der Anmut zu versuchen. Mirtilks ganze Seele schwebt auf seinem Munde, all sein Gefühl fließt in Einen Punkt zusammen und wird zum — Fuß. Seine Glieder zittern vor dem Raub, den er begehen will, aber ihr heiteres Lächeln richtet ihn auf. So lange der Druck seines Kusses die geküßten Lippen schließt, empfindet er nur lautere Süßigkeit. Als sie aber wieder küßt, da fühlte er den Stachel der Liebesbiene im Herzen sanft und tödlich. Sie reicht ihm den Kranz, der ihm auf der Stirne brennt; er setzt ihn der Geliebten auf, sie reicht ihm die Blumen aus ihren Locken, die er noch trägt zum schmerzlich holden Andenken. Die Hirten singen:

„Der Kuß ist tot, der nicht erwidert wird!
Nur dann, wenn Mund an Mund sich schmiegt,
Der süße Pfeil von Amors Sehne
Nach Einem Punkt in beiden Herzen fliegt,
Wenn der empfang'ne Kuß die Schöne,
Wie der, den selbst sie giebt, vergnügt,
Wenn beider Wonne gleich sich wiegt,
Da küssen sich die Seelen und mit ihnen
Zieh'n Lebensgeister in die küßenden Rubinen,
Und quillt in sel'gem Lusterguß
In jedes Herz des andern Überfluß,
Es wird, wie es verborgen war,
Ein süßestes Geheimnis offenbar.“

Eine recht glückliche Nachahmung der erwähnten Logauschen Mythe brachte Vereslas in seinem „Amfen-Zmmenkrieg“, von dem weiter unten (s. german. Völker und III. Teil, klassische Beilagen) die Rede sein wird, zu stande:

„Venus, von glücklicher Liebe befeelt zu dem holden Adonis,
Sprach: der seligen Zeit verbleib' ein lebendiges Denkmal!

Da entquollen den Händen der Himmlischen Wundergeschöpfe.
Leicht auf ätherischen Schwingen entschwebten sie, gleichwie der Liebe
Süße Gedanken, durchs Frühlingsgefühl in die lockende Ferne.
Immer nur suchend das Eine, des Lebens liebliches Labfal,
Wo es aus himmlischer Höh' in Blumenherzen sich senkte,
Selig im Suchen und Finden und selig im Wiedergeben.
Cypria lächelte süß, voll Freud' an dem sinnigen Werke.
Aber das Schicksal lauerte schon, heimtückisch und plötzlich
Brach es herein, und der Herrliche sank vom Zahne des Ebers.
Nun in unendlichem Leid durchschweifte die trauernde Göttin
Hain' und Gebirg' — das bang nachrief die weinende Stimme —
Bis sich ihr Herz der Thränen gesättigt. Da rief sie mit Wehmut
Ihre kleinen Trabanten: Die Rose der Liebe hat Dornen,
Schmerzliche Dornen, auch euch nicht mangle der bittere Stachel!
Seid denn, wie meine Liebe, Bereiter der Lust und der Schmerzen!
Allen nun legte den Stachel sie an. So wurde den Bienen
Göttlicher Ursprung, süßes Gewerch' und tödliche Waffe!“

In den „Stimmen der Völker“ übersezte Herder ein sehr
stimmungsvolles sicilianisches Liebeslied von Meli (dem Honig-
reichen), wo die honigsuchenden Bienen zuletzt an die Honig-
lippen der Geliebten, als die wahre Honigquelle, gewiesen werden:

„Sag', o sag', du kleine Biene,
Wohin eilst du schon so frühe?
Noch auf keinem Wipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröte?

Allenthalben auf den Wiesen
Zittert noch der Nachttau funkeln.
Nimm in acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht schade!

Sieh! die Blümchen alle schlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfschen träumend
Dicht an ihre Blütenbettchen.

Doch, du schlägst so rasch die Flügel,
Eilest eifrig deines Weges!
Sage, sage mir, o Bienechen,
Wohin gilt's, wohin so frühe?

Suchst du Honig? Wenn's nichts andres,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Plätzchen zeigen,
Da du immer Honig findest.

Kennest du nicht meine Nise,
Nise mit den schönen Augen?
Ihre Lippen hauchen süße
Süßigkeiten uner schöplich.

Auf der purpurfarb'nen Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten,
Da ist Honig, auserles'ner,
Da, o Bienenchen, sauge, sauge!"

Es ist ein den herben Schmerz versüßender Scherz, wenn der Dichter das von der Biene auf den Mund gestochene Mädchen damit tröstet, daß die Biene gewiß den Mund mit der schönsten Rose verwechselt haben müsse, bis die Gestochene selbst auf den Scherz eingeht und unter Thränen lächelt. Oder der Dichter wird auf die in der Nähe der Geliebten summende Biene eifersüchtig und jagt sie als Nebenbuhler weg:

„Süße, warme Frühlingsluft,
Wenn bequem mit offner Brust
Lehnt im Fenster meine Schöne,
Hört der Nachtigallen Töne,
Unbesorgt, daß man sie sähe,
Weil sich rings in dichter Nähe
Bäume vor ihr Fenster drängen,
Welche schwer voll Blüten hängen.
Ich, geschmiegt an ihre Seite,
Zieh', indem ich mit ihr streite,
Ob ihr Dusen weißer sei,
Einen Blütenzweig herbei.
Aber, ehe wir's verglichen,
Ist sie schnell zurückgewichen,
Weil ein kleines Bienenchen sie,
In dem Blüten Schnee versteckt,
Plötzlich summend hat erschreckt.
Kleiner Nebenbuhler, flieh!
Ruf ich aus und schüttl' ihn weg,
Und ein Kuß versüßt den Schreck.

Der couragierte Liebhaber thut noch mehr als dies; er küßt den Bienenstich — Süße wie Schmerz — als Beschützer der Geliebten von der Lippe weg. So in dem galanten Gedichtchen von Haug:

„Ich wollte jüngst, o Cölestine,
Mit dir am Silberbach,
Als plötzlich lüftern eine Biene
Dich in die Lippe stach.

Da küßt' ich von dem Rosenmunde
Die Süße wie den Schmerz.
Der Honig blieb auf meinem Munde;
Der Stachel ging ins Herz.“

Julius Moser hat den Bienenstachel allegorisch zum Werkzeug der Liebesraube verwandelt:

„Im Blumenfelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: „„Ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir alles Scherz.““

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Hat in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.“

Und Gottfried Keller singt:

„Ich halte dich in meinem Arm, du hältst die Rose zart,
Und eine goldne Biene tief in sich die Rose wahr.
So reihen wir uns perlenhaft an Einer Lebensschnur;
So freu'n wir uns, wie Blatt an Blatt sich an der Rose schart;
Und zuckt mein Kuß auf deinen Mund, so zuckt die Flammenspur
Wiß in der Biene Herz, das sich dem Herz' der Rose paart.“

Auch in die darstellende Kunst reicht diese erotische Bienen-Symbolik mannigfach hinüber. Auf vielen alten Gemmen ist der, einen Bienenkorb umstürzende, Eros eine sehr beliebte Figur. Ein von Bienen umschwärmter Blumenstrauß ist Sinnbild der üppigsten weiblichen Lebensfülle. Geschäftige Bienen, welche auf Gemälden von Blume zu Blume fliegen und eine nach der andern durch einen Kuß der Süßigkeit berauben, sind Sinnbilder für Liebesboten.

Während die Biene bei der antiken Poesie und Kunst, welche beide mythologisch motiviert waren, in der Symbolik der Liebe die fruchtbarsten und sinnigsten Deutungen fand, ist dieselbe nach dieser Richtung bei den Germanen und Slaven vollständig leer ausgegangen. Für das Liebesleben der germanischen Phantasie liegen die Symbole mehr in der Pflanzenwelt als im Tierreich; die Biene wenigstens kommt als Liebesymbol zu gar keiner Verwendung. Dies der Grund, warum wir uns erlaubten, in diesem Abschnitt die An- und Nachklänge der klassischen Bienen-Erotik bei den Neueren hier vorauszuschicken.

Die Bienen ein augurisches Symbol.

Das augurische Moment ist ein Charakteristikum aller Naturreligionen. Die Gottheit offenbart ihren Willen in Bezug auf die Menschen bei besonders wichtigen, bevorstehenden Ereignissen durch allerlei außerordentliche Naturerscheinungen, welche dann als günstige oder ungünstige Vorbedeutung (omen) erfaßt, beobachtet, und von den dazu in erster Reihe befähigten Priestern gedeutet werden. Die ganze sichtbare Welt, der Himmel wie die Erde, das Pflanzenreich wie das Tierreich und das Menschengeschlecht, sind der Schauplatz solcher Offenbarungen. Besonders augurischen Charakter hatte die Vogelwelt, daher die bei Griechen und Römern systematisch ausgebildete Kunst der Auspizien und Augurien. Unter den Insekten stehen die Bienen als augurische Symbole oben an. Mit den Vögeln haben sie die freie, un-

gehemmte Bewegung durch die Luft, den ätherischen Flug zum Licht gemeinsam; besonders aber gab das geheimnisvolle Leben der Bienen als organisiertes Volk mancherlei symbolische Beziehung auf Leben und Schicksal der Menschen ab. Allgemein verbreitet war der Glaube, daß Bienenschwärme, welche sich an Häuser anhängen, Feuerbrunst bedeuten:

„molitasque examen apes passimque crematas
perbacchata domos nullis incendia causis.“

(Claudian b. get. 241.)

oder Unheil überhaupt:

„examen apum in arbore praetorio imminente consederat.“

(Liv. XXI, 46.)

„fastigium capitolii examen apum insedit.“

(Tacit. annal. XII, 64.)

In der griechischen Sage ist das Schwärmen der Bienen aber auch ein Symbol der Kolonienbildung für das Volk (Ael. var. XII, 40). Wie ein Rabe die Kolonie des Battus nach Phryene (Kallim. hymn. in Apoll. 66), der Wolf diejenige der Irpiner (Strabo II, 208) leitete, so haben nach Philostratus die Muses in Bienengestalt die Jonier nach Asien geführt, die Nymphen, ebenfalls in Bienengestalt, den Ephesiern den Ort für die Erbauung ihrer Stadt bezeichnet. Der Bienenschwarm, welcher sich zu Laurentum auf einen heiligen Lorbeerbaum niederließ, verkündet die Ankunft des Aeneas und seiner trojanischen Kolonie in Italien.

Daß Bienenschwärme als bedeutungsvolle Zeichen der Herrscherwürde angesehen wurden, erzählt Cicero (de divin. I, 33, 73): Als Dionysius von Syrakus noch nicht König war, wollte er eines Tages im Beontinischen Gebiete durch einen Fluß reiten, aber sein Pferd versank in Strudeln und konnte mit keiner Anstrengung herausgezogen werden. Dionysius ging ärgerlich weiter. Gleich darauf hörte er hinter sich Wiehern; er sah sich um, da kam sein Pferd lustig dahergerannt und an seiner Nähne saß ein Bienenschwarm. Was dieses Wunder

prophezeite, traf richtig ein, indem Dionysius wenige Tage nachher König wurde.

Stivius (XXVI, 23) berichtet aus der Zeit des zweiten punischen Krieges, daß ein ungeheurer Bienenschwarm sich auf dem Marktplatz zu Casinum niedergelassen habe, während gleichzeitig im Tempel des Jupiter zu Cumae Mäuse das Gold benagten und in Campanien mehrere Tempel und Grabmäler vom Blitz getroffen wurden. Das waren „drohende Zeichen“, wegen deren ein allgemeiner Betttag ausgeschrieben und einige Tage lang mit ungünstigem Erfolg geopfert wurde. Endlich verhiessen die Opfer Glück und es zeigte sich bald, daß das Unglück die Konsuln Quintus Fulvius und Appius Claudius allein traf, während der Staat ohne Schaden davon kam.

Dem Pompejus war der ungünstige Ausgang der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus im voraus verkündet worden, indem Blitze in das Lager einschlugen und Bienen sich auf den Feldzeichen niedergelassen hatten (Dio Cass. 42).

Dem Varus wurden auf seinem verhängnisvollen Zuge in den Teutoburger Wald die Bienen, welche sich auf dem Altar im Lager niederließen und dort Wachszellen ansetzten, ein schlimmes Vorzeichen (Dio Cass. 46).

Als Drusus im Jahre 12 unserer Zeitrechnung mit einem Heere den Zug in die untere Wesergegend ausführte, ließ sich vor dem Zelte seines Lagerpräfekten Hostilius Rutilius ein Bienenschwarm um ein starkes Seil und einen Lanzenstift nieder. Die Haruspices deuteten dieses Omen als böses Vorzeichen. Der Erfolg war aber ein anderer als der gefürchtete. Drusus schlug bald darauf die siegreiche Schlacht bei Arbalo, woraus die Soldaten den Schluß zogen, daß die Wissenschaft der Haruspices nicht unfehlbar sei (Plin. XI, 18).

Der Tod des Kaisers Claudius wurde durch einen Kometen, einen blutigen Regen, die freiwillige Öffnung des Tempels des Jupiter Victor und besonders dadurch angezeigt, daß sich ein Bienenschwarm im Lager niederließ (Dio Cass. 42).

Cicero berichtet, daß sich bei den öffentlichen Spielen ein Bienenschwarm auf der Arena niedergelassen habe. Dieses Wunder galt den Konsuln für so wichtig, daß Zeichendeuter aus Etrurien geholt wurden (de harusp. resp. 3).

Als sich ein Bienenschwarm an die neben dem Fisztempel auf dem Kapitol stehende Herakles-Bildsäule festgesetzt hatte, wurde der Tempel der ausländischen Gottheit, welche dieses Omen im Glauben der Patrioten veranlaßt hatte, sofort niedergeworfen.

Es ließe sich die Zahl dieser Beispiele noch um ein Erkleckliches aus den alten Schriftstellern vermehren.

Die angeführten Beweisstellen dürften zur Genüge darthun, daß die Bienen von besonderer augurischer Bedeutung waren und zwar für das Wohl und Wehe des Staates so gut als für Leben und Tod der jeweiligen Cäsaren oder Feldherren. Selbst die Adler der Legionen wurden durch das unheilverkündende Eintreffen der geflügelten Amazonen im Lager in ihrem welterobernden Siegesflug zeitweilig beängstet.

Die religiöse Unterlage dieses Aberglaubens, der hier wie überall in der Masse des Volkes eine Macht war, weist über die römische Staatsreligion hinaus in die Vorzeit der altitalischen Naturreligion, wie sie noch in der Kaiserzeit, besonders in Etrurien zahlreiche Anhänger und Verehrer hatte. Sonst müßten sich doch zwischen diesem Aberglauben und der von uns quellenmäßig nachgewiesenen Symbolik der Biene in der öffentlichen Religion der Griechen und Römer irgendwelche Vergleichungspunkte auffinden lassen. Wir konstatieren hier dasselbe Nebeneinander von öffentlicher Staatsreligion und geheimem Aberglauben, welches selbst in dem hochentwickelten Geistesleben der modernen Kulturvölker eine Thatsache ist.

- Vgl. Pauli: „Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften.“
Friedländer: „Römische Sittengeschichte.“
Göl: „Kulturbilder aus Hellas und Rom.“
Magerstedt: „Bilder aus der römischen Landwirtschaft.“
Mejer: „Tierkunde des Aristoteles.“
Schwend: „Sinnbilder der alten Völker.“
Creuzer: „Symbolik.“
Lübke: „Grundriß der Kunstgeschichte.“
Heine: „Die germanischen, ägyptischen und griechischen Mysterien.“
Stark: „Mythologische Parallelen.“
-

Fünftes Kapitel.

Bei Germanen und Slawen.

„Du gepriesenes Land des germanischen Volkes, wie bist
du vor andern gesegnet,
Daß der schwelgende Blick ringsum auf der Flur nur
des Reichthums Fülle begegnet.
Tief beuget die köstliche Ähre den Halm und die Saaten,
die goldenen Wogen,
Und heimwärts schwankt die erfreuliche Last von stam-
pfenden Rossen gezogen.
Da gedeihen erquickliche Früchte genug, frisch glänzend
in dunkelern Laube,
Und es träufelt, auf sonnigen Hügeln geglüht, uns der
Wein aus köstlicher Traube.
Breit rauschen die herrlichen Ströme hinab, nach dem
Meer in Eile gewendet,
Von dem Riele gefurcht, der Schätze uns bringt von
entferntester Zone.“
(Hoffmann.)

Mit diesem schönen Hymnus eines waderen Deutschen auf seine gesegnete deutsche Heimat betreten wir den lieben vaterländischen Boden, als letztes Kulturgebiet der Hienen, als letzte Station auf unserer symbolischen Wanderung vom Osten zum Westen, vom Süden zum Norden. Sei uns willkommen, teures Vaterland, du liebe, traute Heimat, in der unsere Wiege stand und so viele Gräber teurer Lieben gegraben sind! „Des Deutschen Vaterland“, nicht im engeren politischen Sinne des neugeeinten Deutschen Reiches, dessen wir uns freuen, sondern jenes größere, weitere, ideale, von dem der „Deutscheste der Deutschen“, unser Ernst Moritz Arndt gesungen hat, — es ist ein großes und schönes Land, der Liebe und des Lobes wert. Gottlob, daß wir Deutsche sind und singen und sagen dürfen: „das schöne Land ist uns bekannt, es ist ja unser Vaterland!“

Bei Griechen und Römern, in deren Mitte wir im vorigen Abschnitte weilten und die klassische Symbolik unserer Lieblinge inmitten eines klassischen Volkes bewundern durften, galt das deutsche Land, der Wohnsitz der germanischen Völkerstämme, nicht für schön; es war den Südländern nicht sympathisch und im Grunde genommen auch nur zum geringen Teil bekannt.

Tacitus, welcher doch gewiß allen guten Willen hat, von Deutschen und Deutschland nur Gutes zu reden und in seiner Germania diesem standard-work deutscher Kraft, Frömmigkeit, Zucht und Sitte die Altvorderen fast über Gebühr mit Ruhm bedeckte, läßt mit der Nord- und Ostsee — „die Natur“ enden und zwar nicht bloß im geologischen Sinn, daß dort bei den Hyperboräern der orbis aufhöre, sondern in dem ethischen Sinne zugleich, daß dort das Leben der Natur eigentlich nicht mehr lebenswert und genießbar sei, so wie wir etwa heute von Spitzbergen und Nowaja-Semlja reden würden.

Plinius, der Polyhistor, erzählt anderen nach, daß die Bewohner der deutschen Nordküste von Hafer und Vogeleiern leben; er glaubt sogar, daß die dort lebenden Menschen Pferdefüße haben und den nackten Leib mit übermäßig langen Ohren bedecken, ähnlich wie die Fledermäuse mit ihren Flügeln zu thun pflegen, wenn sie kopfüber ihr Winterschläfchen machen. Das sind allerdings Übertreibungen und zwar unbewußter Art: die Thatfachen wurden den nicht als Augenzeugen Berichtenden schon entstellt zugetragen und die Eindrücke der wenigen Augenzeugen, der Seefahrer, die den Bernstein an der Ostsee und das Zinn an Britanniens Küste holten, der Regionsoldaten, die nur vorübergehend bei einem Vorstoß in das germanische Binnenland einen oberflächlichen Einblick thun konnten, sind unklar und verschwommen, in gewisser Hinsicht auch ungerecht, sofern den an einen blauen, sonnigen Himmel gewöhnten Südländer der bleierne, nebelumwölkte, hagel- und schneeschwangere Himmel unserer Breiten wenig zusagte. Und doch ist das deutsche Land zu keiner Zeit, auch damals nicht, so rauh und

unwirklich, so öde und traurig gewesen, als die Berichte der alten Schriftsteller vermuten ließen. Die Natur hat unsere Heimat weder allzu üppig, noch allzu kärglich bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines oft recht harten und langwierigen Winters nicht verschont hat, so gab sie uns dagegen auch einen blütenreichen Frühling, fruchtereifende Sommerwärme, „wo lau die Lüfte weh'n, die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n“ und einen klaren milden Herbst, voll Früchten und Freuden. Und welche eine großartige Abwechslung bietet dieses germanische Land: Von den schneebedeckten Alpengipfeln im Süden durch eine große fruchtbare Hochebene, welche der Donaustrom dem Aufgange der Sonne zu durchströmt, über herrliche waldige Bergketten und durch viele fruchtbare Thäler bis zum großen, weiten Tiefland des Nordens, zu den Haiden und Marschen der Nord- und Ostseeländer!

Ebenso sind die Bewohner dieses großen Landes nicht schlechtweg „Barbaren“ gewesen, wie sie der Römer- und Griechenstolz zu nennen pflegte. Sie sind vielmehr — und dieses Ruhmeszeugnis stellt nicht düntelhafter Nationalstolz, sondern die Kulturgeschichte zweier Jahrtausende aus — ein überaus reich mit Kräften des Leibes und des Geistes ausgestattetes Naturvolk gewesen, der reichsten und vielseitigsten Entwicklung fähig, für die verständnisinnige Aneignung fremder, überlegener Kultur besonders glücklich veranlagt, und in seinem tiefen, reinen, gottesfürchtigen Gemütsleben von dem Herrn der Welt mit einem Himmelschatz gesegnet, um den es alle Völker des Erdkreises beneiden müssen.

Wir Deutschen brauchen uns weder unseres Landes, noch unserer Vorfahren zu schämen. Diese haben nicht umsonst in jenem gelebt und gearbeitet, gekämpft, gelitten und gesiegt. Aus dem frost- und nebelreichen hercynischen Waldgebirge ist durch den rastlosen Fleiß vieler Geschlechter ein schönes Kulturland geworden. Aber eben dieser Urwald, von dem Plinius (hist.

nat. XVI, 2)) Wunder über Wunder erzählt, hat unsere Altvorderen als eine natürliche, große, uneinnehmbare Festung gegen die schwersten Angriffe seiner Feinde geschützt; im Teutoburger Wald sind Roms siegestrunkene Legionen in den Staub gesunken. Der Wald hat den Germanen an Leib und Seele frisch, gesund und urwüchsig erhalten, so daß es dem abgelebten Römervolk in der That als jugendlicher Erbe der Weltherrschaft, als Träger der Zukunft, entgegenstreiten konnte. Im deutschen Walde hat die deutsche Jugend ihre Kraft im Kampf mit dem wilden Getier erprobt und gestählt; wenn die „Reden ausführen zum Pirschen in den Wald auf Bären und Wisende“, da durfte der Sänger wohl mit der Strophe des Nibelungenliedes fragen: „wasz kunte küeners gesin?“ Im Walde lagen jene futterreichen Weidegründe (Plin. h. n. XVII, 3), auf denen die Herden halbwilder Pferde und Rinder (*pecorum fecunda*, Tacit. Germ. V) ihre Nahrung suchten. Im Walde lag die dem Ackerbau dienstbar gemachte „Hufe“ mit dem Wohnhaus des Besitzers.

Im Tempel des Waldes, verborgen vor jedem profanen Blick, hatte der fromme Sinn des Naturvolkes seine Heiligthümer mit Vorliebe sich gegründet; die himmelanstrebenden Stämme uralter Eichen und Buchen, dieser riesigen, stummen Zeugen der Vorzeit, über deren Wipfel so mancher Sturm und Wetterstrahl dahingefahren ist, waren die lebendige Säulenhalle dieses Naturtempels; der um den blutigen Opferstein in Andacht versammelten Volksgemeinde rauchten die Zweige, vom Winde bewegt, ein Lied aus Walhalls fernen Räumen und was immer an frohen oder traurigen Zeichen der Griffel ihrer Geschichte aufzuschreiben hatte aus des Volkes Lust und Leid, das meldeten die Runen, eingegraben in die Rinde der Bäume, von Geschlecht zu Geschlecht. Der heilige Schauer im Halbdunkel des dicht-belaubten Haines, in dessen regen Wipfeln der Wind flüstert, während das goldne Sonnenlicht um die bewegten Blätter funkelt, aber kaum zum Boden mit warmem Strahle bringt —

er war dem altgermanischen Gemüthe im Naturgefühl der Erwecker der religiösen Stimmung; diese selbst mildert und verklärt sich durch die belebende Frische, durch das freudige Grünen, durch den Hauch von Gesundheit und Kraft, in welcher sich uns die Liebe der geheimnisvollen Nacht verkündet, die als Seele in allem wirkt und webt. Darum bewegen sich gerade in diesem germanischen Waldgefühl bis auf diesen Tag unsere schönsten Volkslieder, diese köstlichen Perlen echter, religiös gestimmter Naturpoesie. Wilhelm Müller singt uns Deutschen aus der Seele:

„Im Walde bin ich König,
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.“

Im deutschen Walde wuchs neben den heiligen Götterbäumen der Eiche und Esche, neben der weithinschattenden Buche „die Linde breit“, dieser Honigbaum unseres Vaterlandes im wahren Sinn des Wortes, mit seinem balsamisch duftenden, nektargetränkten Blütenmeer, welchen kein anderer Baum an Honigreichthum übertrifft. Was keine Palme und Cedre, keine Sykomore und Cyprresse, was der heilige Ölbaum und der Weinstock nicht bietet, das schenkte die deutsche Linde im deutschen Walde ihren „lieben Gesellen“, den Bienen in reichlichster Fülle. Wenn auch kein Lotus, kein Amrabaum und keine Madhavistaude die kalten, klaren Wasser unserer Flüsse und Seen schmücken, wenn der goldglänzende Krokus und die dunkle Hyazinthe unsere Anger und Wiesen nicht zieren, es blühen auch auf deutscher Erde „der guoten Blümlein vil, gar schöne grün und weiss und rot.“ — Sollte da die Mutter Natur nicht auch für die Biene gesorgt haben? Wie das deutsche Volk*) verdankt auch das Volk der deutschen Bienen dem Walde alles: Heimat, Nahrung, Schutz gegen Sturm und Kälte. Im Waldes-

*) „Dem Walde verdankt das deutsche Volk der Urzeit fast alles.“ (Felix Dahn, „Urgeschichte der german. Völker“ S. 34.)

didicht, tief im Innern hohler Stämme und knorriger Äste wird die Bienenburg gebaut; hier werden die Honigschätze geborgen; das Volk selbst gedeiht, geschützt vor dem sengenden, erschlaffenden Glutstrahl des Hochsommers, wie vor den verderblichen Regengüssen der Gewitter, vor dem Sturm, der sich an den Walddriesen, wie an einer ehernen Schlachtreihe bricht, wie vor der erstarrenden Kälte, welche die mit Moos und Schorf bedeckte Rinde des Baumes trefflich abhält*). Lange bevor die keltischen Urbewohner, welche überhaupt der Landwirtschaft mehr zugewandt waren als die Jagd- und Kriegsspiel liebenden Germanen, die edlen Obstsorten der Kirichen, Pfäulen, der Walnuß, der Birnen und Äpfel (belgische Äpfel) in den milderem Strichen des oberen Germaniens kultivierten; lange bevor der römische Legionär im Rhein- und Moselthal den Bienenpark (alvearium, apiarium) seines Landgutes mit der Cassia einpflanzte, hatte die Biene „als wildes Tier“ im deutschen Walde Heimatrecht und wahrscheinlich auch Bürgerrecht als Haustier auf „der Hufe“ des deutschen Bauern gefunden. In den abgesägten Baum- und Astklößen wurde das Volk der Waldbienen zur Wohnung des Menschen gebracht, um hier die erste primitive Pflege und Behandlung zu erfahren. Varus und Drusus (s. o.) begegnen auf ihren Eroberungszügen im Innern Germaniens Bienenschwärmen. Pytheas, der kühne Seefahrer, fand auf seiner Entdeckungsreise, die er mit einer Flotte von Cantium (Canterbury) aus über die Nordsee nach dem germanischen Festlande unternahm, in den Bernsteinküstern Bienenzucht vor. Die Bewohner dieser Küstenstriche frischen Honig auf ihr Brot und bereiteten aus Honig und Getreide den Met (Strabo IV, 5). In Noricum und Kärnten, also der Heimat der als tüchtige Bienenrasse bekannten Krainer Biene, waren Honig und Wachs Gegenstände des Tausch-

*) Die der Natur nachgebildete sog. „Kloßbeute“ bewährt sich heutigen Tages noch in Polen, Litauen und Rußland als treffliche Bienenwohnung für die dortigen kalten Winterfröste.

verkehrs und Handels mit Italien (Strabo IV, 6). Plinius (XI, 14) erwähnt es als ein Wunder, daß er einmal eine dunkel gefärbte Honigscheibe aus Germanien gesehen habe, welche eine Länge von über acht Fuß hatte (wahrscheinlich eine alte Niesenwabe aus einem hohlen Baumstamm).

Doch erst mit der allmählichen Einführung des Christentums wurde die Bienenzucht ein lebensfähiges Stück der nationalen Landwirtschaft. Das größte Verdienst darum erwarb sich auch nach dieser Richtung die Kirche. Besonders die zahlreichen Klöster mit ihren frommen, gelehrten und fleißigen Mönchen waren zugleich die ersten Kolonisationsposten für das deutsche Land. Neben den frommen Übungen eines beschaulichen Lebens gaben sich die Mönche gelehrten Studien hin, machten das Land urbar und widmeten sich mit Vorliebe dem Obstbau und der Bienenzucht, welche sie zuerst auf eine geordnete, systematische Weise betrieben haben und zwar nicht allein des Honigs wegen, sondern besonders auch um des Wachses willen, dessen „göttliche Fettigkeit“ für die Befriedigung der kultischen Bedürfnisse willkommen war. Abt Sturm, der hochberühmte Gründer des Klosters Fulda, soll seine Mönche an dem Beispiel der jungfräulichen Bienen die Vorteile eines geordneten klösterlichen Zusammenlebens gelehrt haben. Karl der Große, dieser im Krieg und Frieden gleich tüchtige, für alles Große, Schöne und Gute begeisterte Held und Kaiser, richtete auf seinen Domänen Mustertwirtschaften der Ökonomie ein, wozu er die nützliche Bienenzucht mit begriff. Das berühmte Capitulare Karls über die kaiserlichen Landgüter (de villis vel curtis imperialibus), welches den gewaltigen Herrscher und Helden auch im kleinen und kleinsten, in der Fürsorge für das Geringste großartig erscheinen läßt, behandelt in 70 Abschnitten alle Zweige und Produkte der damaligen Landwirtschaft; darunter befinden sich auch ausführliche Vorschriften über die Pflege der Bienen (s. Mühlbacher, Leg. Car. I, 181). So konnte es nicht fehlen, daß die Bienenzucht bei unseren Vorfahren bald ein geschätzter Teil der Landwirt-

schaft wurde, wovon die bienenrechtlichen Gesetzesbestimmungen der altdeutschen Rechtsammlungen, wie die Lex Wisigoth. (VIII, 6) und die Lex Baju. (XXI, 1, 9). Zeugnis geben*).

Wie verbreitet schon in der frühesten geschichtlichen Zeit die Bienenzucht und -Pfleger gewesen sein muß, erhellt aus den zahlreichen Ortsnamen, welche mit der Stammsilbe Imme (= Biene) anheben, Immendorf, Immenstadt, Immenhausen, Immenstaad, Immenstedt, Immendingen, Immini u. s. f. Trotzdem kann von einer eigentlichen apistifchen Litteratur bei den Deutschen vor dem 18. Jahrhundert nicht wohl geredet werden. Die wenigen agronomischen Schriftsteller, von denen wir oben (s. Ägypten, Bugonie) zu reden Gelegenheit nahmen, behandeln die Bienenzucht und -Wissenschaft in durchgängiger Abhängigkeit von der Bienenweisheit der Alten, besonders der Römer Varro und Columella. Eine gewisse selbständigere Beobachtung verrät der einzige Konrad von Regensburg in seinem „Buch der Natur“, auf welches wir im Verlaufe dieses Kapitels zurückkommen werden.

Weder in den sagenfernen Zeiten ihrer Wanderung aus den arischen Ursitzen nach Westen und Norden, noch in den

*) Die Biene heißt bei den alten Deutschen piā, was Grimm in seinem „deutschen Wörterbuch“ vom Stamme pi = bauen (vgl. Biber) ableitet. Im Mittelhochdeutschen heißt die Biene bie oder beie (peie), wie heutzutage noch im bayrischen Dialekt, während bin und Imme mehr Eigentum des schwäbischen Dialektes sind; vgl. beō (altgotisch; daher beō-wulf = Bienenwolf, d. i. Specht). Verwandt ist bith (litauisch), ptsche und ptschela (russisch), ptschelen (serbisch), wēla (böhmisch), pszezola (polnisch). Alle die genannten Bezeichnungen sind Derivata aus dem sanskrit. Worte pi (vgl. Indien, madhupa = Honigtrinker). Der Honig heißt im Altdeutschen das honag, im Mittelhochdeutschen das honeg; vgl. hunang (altnordisch), honey (englisch), honeg, hanig (altsächsisch), honing (schwedisch); dagegen übersetzt Wifilas in seiner berühmten gotischen Bibelübersetzung das Wort μελι (Mark. 1, 16) mit einem dem Griechischen nachgebildeten Wort: „millip“. Die romanischen Sprachen schließen sich an das Lateinische apis an; abeille (franz.), ape (ital.), abeja (span.), abelha (provençal.).

ersten heidnischen Jahrhunderten ihrer Ansiedelung in den jetzt germanisierten Ländern war die Biene nachweisbar ein Kulturtier der Germanen. Dazu fehlte so ziemlich alles: Ort, Zeit, Gelegenheit und Bekanntschaft. Von einer symbolischen Bewertung der Biene und ihrer Produkte in der Mythologie der alten Germanen kann deshalb in dem Sinne wie bei den bis jetzt daraufhin betrachteten Völkern nur wenig die Rede sein. Nicht die Biene, wohl aber der Honig und das künstliche Honigprodukt des Metes, dieses Lieblingsgetränk der altgermanischen wie noch jetzt der slawischen Völker, findet in der Mythologie eine Stelle.

Im Gegensatz gegen den episch-ideyllischen Hintergrund der griechischen Götterwelt trägt die germanische Mythologie einen ernsten, sogar tragischen Charakter. Die germanischen Götter stehen in unablässigem Kampfe mit den feindlichen Mächten der die Natur- und Kulturordnung bedrohenden Riesen. Dieser Kampf ist ursprünglich von dem Ringen und Wechseln der Jahreszeiten und der bald freundlich-fördernden, bald feindlich-zerstörenden Naturerscheinungen ausgegangen, später aber auf das Gebiet des Geistigen und Sittlichen übertragen worden. Eben diesen Charakter trägt in ausgeprägtester Weise der Patriarch der germanischen Götterfamilie, in dem das höchste und tiefste, das feinste und goldschmelzende Element des germanischen Wesens personifiziert worden ist — Odin (Wodan). Odin, der Gott des allbelebenden und alldurchdringenden Lufthauches, ist auch der Gott des Geisteshauches. Beide, Lufthauch und Geisteshauch, sind durchdringend und erfüllend, labend und erquickend, stärkend und mitsichforttreibend. Der mythologische Ausdruck dieses Geistes, der „vom Trank der Schönheit trunken“, Geister trunken macht in heiliger Begeisterung, der sie berauscht zu künstlerischem Schaffen, ist Odins Met*). Es ist kein ge-

*) Vgl. den Soma-Trank der Vedischen Götter. Indra berauscht sich im Soma.

wöhnlicher Met, sondern ihm war das Blut eines Zwergen
Kwäfir, „der war so weise, niemand mochte ihn um ein Ding
fragen, er wußte Antwort“, beigemischt. Den Trank hatte in
Verwahrung des Riesen Suttung schöne Tochter Gunnlöð,
deren Liebe Odin durch List und Verkleidung erlangt und
mit der Liebe, deren er sich drei Tage und drei Nächte erfreut,
drei Züge aus dem wunderbaren Met. In drei Zügen hat
Odin die drei Gefäße geleert und entflieht nach Walhall. Für
sich und für die, welche er bevorzugt und liebt, hat Odin die
Gabe der Dichtung und Weisheit gewonnen. Daher heißt die
Dichtung „Odins Fang“, „Odins Trank“, „Odins Gabe“. Nach
echt germanischer Auffassung ist die wahre Dichtung Weisheit.
Das Wesen dieser Dichtung ist aber trunkene, entzückte Be-
geistertung. Ein prachtvolles Bild der Edda (Hawamal) schil-
dert, wie Odin selber das Erlebnis mit diesem Met erzählt:

„Der Reiher Vergessenheit überrauscht Gelage
Und stiehlt die Besinnung;
Des Vogels Gefieder besing auch mich
In Gunnlöds Haus und Gehege.“ (12)

„Trunken ward ich und übertrunken
In des schlauen Fialars Felsen.
Trunk mag frommen, wenn man ungetrüb
Sich den Sinn bewahrt.“ (13)

„Gunnlöð schenkte mir auf goldnem Sessel
Einen Trunk des teuern Mets.
Ubel vergolten habe ich gleichwohl
Ihrem liebenden Herzen
Ihrer glühenden Gunst.“ (105)

„Matamund ließ ich den Weg mir räumen
Und den Berg durchbohren.
In der Mitte schritt ich zwischen Riesenstaigen
Und hielt mein Haupt der Gefahr hin.“ (106)

„Schlauer Verwandlungen Frucht erwarb ich;
Wenig mißlingt dem Listigen.
Denn Odhrdrir ist aufgestiegen
Zur weitbewohnten Erde.“ (107)

„Zweifel heg' ich, ob ich heim wär' gelehrt
Aus der Riesen Reich,
Wenn mir Gunnlöb nicht half, die gute Maid,
Die den Arm um mich schlang.“ (108)

Hier ist der Rausch dichterischer Begeisterung eingekleidet in den Rausch des Trankes des heiligen Met. Auch die Namen Kwásir (= die schäumende Gärung) und Odhrörir (= Geistauführer) sprechen etymologisch die gleiche Lehre aus. Aber merkwürdig: Nur durch die Liebe gelangt Odin zu dem selig berausenden Trank. Nicht ohne höchste Liebeslust wird Odin zum ersten germanischen Dichterkönig — aber auch nicht ohne tiefstes Liebesleid zu geben und zu empfangen. Odin verläßt treulos die liebende Maid:

„Den Ringeid, sagt man, hat Odin geschworen,
Wer traut noch seiner Treue?
Den Riesen beraubt er mit Ränken des Mets
Und ließ Gunnlöb sich grämen.“ (110)

Nach den drei seligen Nächten folgen für Gunnlöb die langen, bangen Tage des sehnsuchtsvollen Grämens, das ihr Leben verzehrt. Aber der treulose Liebhaber, und wäre er ein Gott, geht nicht leer aus. Aus dem Herzen des in Glanz und Glorie thronenden Dichterkönigs klingt es in Erinnerung „an die gute Maid, die alles dahin gab“ wie die Selbstanklage eines bösen Gewissens: „Übel vergolten hab ich der Holden heiligem Herzen!“ Rührender und tiefer kann man die alte Geschichte nicht erzählen: „Wie Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß.“

Auch die Kunst der tiefsten, geheimsten Weisheit floß für Odin aus diesem Met-Trunk:

„Hauptlieder neun lern' ich vom weisen Sohn
Bölthorns, des Vaters Bestas
Und trank einen Trunk des teuern Mets,
Aus Odhrörir geschöpft.“ (M. Edda. Hawamal 91.)

Der weise Seher Bölthorns ist Odin selbst; von sich selbst aus lernt er, ohne Lehrmeister, die Runen und Runenlieder.

Der teure Met ist das Lied, die Poesie, welche das tote Zeichen der Rune belebt und heiligt, nachdem sie selbst aus der Quelle der Begeisterung geschöpft ist. Daher das altnordische Sprichwort: „Die Runen müssen mit hehrem Met geheiligt sein“ (M. Edda, Sigdrifa 169).

Auch der Riese Mimir an der Esche Yggdrasil trinkt, sofern er das Gedächtnis der ursprünglichen Dinge, überhaupt das Gedächtnis und Wissen repräsentiert, „jeden Morgen Met aus Walvaters Pfand“ (Wöl. 22).

Ebenso Saga, die Göttin der geschichtlichen Überlieferung. Sie ist ja Odins Tochter und nimmt als solche schon an dem Mettrunk teil. Auch in der Heldensage begleitet der Mettrunk den Austausch wichtiger Mitteilungen. Hierher gehört der bei Trinkgelagen übliche Gedächtnistrank und der Minne-Trank zwischen zwei Verliebten. So tritt die schwedische Königstochter Hildegunn vor den Gast ihres Vaters, den Nfing Hörvard, mit metgefülltem Silberkelch und spricht zum Willkommen der Fremden: „Heil allen Nfingen zu Rölf Krakis Gedächtnis!“

Die jüngere Edda erzählt, Odin habe den Menschen Suttungs Met gegeben, wodurch diese die Dichtkunst üben können („yrkja“). So wird der Met schließlich gleichbedeutend mit Dichtkunst (skaldskapr) erklärt (Sn. 85, 87, 98). Im Rúnahal (Salm. 28, 3 f.) läßt sich ein Dichter also vernehmen:

„Einen Trunk gewann ich des kostbaren Mets,
Genezt aus Odhrörir.
Da begann ich zu wissen und weise zu sein,
Zu wachsen und Werke zu weben;
Wort suchte mir Worte vom Wort,
Wert suchte mir Werke vom Wert.“

Warum aber gerade Odhrörirs Met diese göttlichen Kräfte der Poesie weckt, sei noch zum Schlusse erwähnt. Auf seinem Weltgange lehrt Kwäfir bei den Zwergen Fialar und Galar ein. Diese laden ihn zuerst gastlich zu traulichem Gespräche ein; dann aber erschlagen sie ihn und lassen das Blut des Er-

erschlagenen in den Kessel Odhrövir (= Rührer, Erreger des Viehs) und in die zwei Gefäße Sön (= Sühne)* und Bodn (= Angebot, reconciliatio, oblatio) rinnen. Dieses Blut wird mit Honig vermischt; so entsteht der Met der Götter und Dichter (Heims-*Kr.* 1, 24). Wie sinnig und wahr ist in dem Bilde einer an sich barbarisch-grausamen That hier symbolisiert, daß des Menschenlebens tragische Schuld nur im Geiste der Weisheit gewürdigt, nur in dem von der Süße der Menschenliebe begeisterten und geweihten Dichterherzen die letzte Sühne erhalten kann!

Ein Symbol des Himmelsträfte enthaltenden, Leben und Gesundheit fördernden Honigs ist jener Honigtau, welcher von der Esche „Yggdrasil“, dem Weltbaum des Universums, auf die Blätter der Bäume und Pflanzen herabfällt. Während diese Esche, ein Gleichnis der sprossenden Naturkraft, von vielen feindlichen Mächten von unten bis oben in ihrem Wachstum fortwährend bedroht ist, besprengen sie die Nornen (Schicksalsgöttinnen) täglich mit dem heiligen Wasser aus dem Brunnen Urdt, um ihn vor Wellen und Fäulnis zu bewahren. Die dabei von der Weltesche auf die Erde herabfallenden Tropfen sind der Honigtau (s. o. den Honigtau auf den dodonäischen Eichen).

Als Sinnbild des himmlischen Segens kommt der Honig auch in den aus dem germanischen Heidentum herstammenden sog. „Ackersegens“ vor. Wie dem Jupiter Dapalis (Cato de rust. 132) die daps bereitet und Weinschalen ausgegossen, hernach Hirse, Fenchel, Lauch und Linse gesät wurden, so gingen ähnlich bei unseren heidnischen Vorfahren dem Pflügen des Feldes Opferbräuche voraus. Ein genaues Bild eines solchen Ackersegens, in welchem nächst Milch und Mehl gerade der Honig eine Rolle spielt, ist beschrieben im Cod. exon. 5214.

*) Met wurde noch bis tief in das Mittelalter hinein auf die Gräber der Erschlagenen zur Mord-Sühne ausgegossen.

Die Böt d. h. Sühne (f. v.) des durch Zauber verderbten Ackers nimmt folgenden Verlauf: „Aus den vier Winkeln des Ackers werden Rasenstücke geschnitten, darauf Öl, Hefe, Milch und Honig gelegt und das alles mit heiligem Wasser besprengt. Dann werden die Rasenstücke zur Kirche getragen und zwar so, daß das Grüne gegen den Altar gewendet ist, vier Messen darüber gelesen und die Rasenstücke noch vor Sonnenuntergang wieder auf den Acker gebracht. Nun werden die Segensprüche gesprochen und das Umpflügen des bezauberten Ackers beginnt. In die erste Furche wird zu Anfang Mehl von allerlei Getreide gelegt; kommt der Pflüger an das Ende der Furche, so soll er dort eingegraben finden einen Topf mit Honig.“ „Was alles,“ fragt hier mit Recht Jakob Grimm (Deutsche Mythologie II, 1036), „sollen diese seltsamen Vorschriften? Wie werden Pflüger mit Honig und Milch gespeist, wie Brote und Kuchen an die Aue gesteckt? Das sind eben uralte, aus dem germanischen Heidentum in das Christentum herübergenommene Bräuche.“*) Wir werden nachher bei dem andern Bienenprodukt, dem Wachs, noch mehr heidnischen Aberglauben zu konstatieren haben, dergleichen in allerlei Bienen-Bräuchen und Sprichwörtern, die wir zum Schluß anführen werden.

Eine weit intensivere Symbolik widerfuhr der Biene bei den germanischen Völkern, seit mit dem siegreichen Durchbruch des Christentums die christlichen Heilsgedanken in Kultus, Kunst, Dichtung und Legende zur allegorifizierenden Darstellung kamen. Wenn auch die Biene im Neuen Testamente gar nicht, der

*) Vgl. damit Hiob Cap. XXXI, 38—40, wo der alttestamentliche Dulder sich von jeglichem Vorwurf der Sünde reinigen will, auch von etwaiger Versündigung an seinem Felde:

„Wenn über mich mein Acker schreiet
Und zusamt seine Furchen weinen,
Wenn ich seine Kraft verzehrte ohne Zahlung,
So möge statt Weizen sprossen Dornengebüsch
Und statt Gerste giftiges Unkraut!“

Honig nur an wenigen Stellen (s. o. Hebräer) erwähnt wird, so ist die christliche Symbolik, auch hier in den Spuren der antiken Symbolik, als der künstlerisch maßgebenden Vorgängerin, sich bewegend, nicht arm an mancherlei typischen Bildern aus dem Bienenleben sowie der Bienenprodukte. Ein so häufiges Katafombenbild wie der Fisch, die Taube, der Adler, der Löwe, das Schäflein (des guten Hirten und agnus Dei), die Schlange (Teufel und Sünde) ist unsere Biene nicht. Doch kommt sie immerhin auch auf christlichen Sarkophagen der Katafomben-Welt vor.*) Die Kirchenväter Augustinus (de civit. Dei XXII, 24; de gen. III, 14), Ambrosius (hexaem. V, 21), Hieronymus (ad Heliodorum epitaph. nepot.), Basilius (in hexaem. 6), Tertullian (adv. Marcion. I, 14) gewinnen dem Bienenleben die verschiedensten allegorischen Beziehungen zu dem Leben der Christen ab. Eine Reihe von Tugenden der Christen, besonders die Wohlthaten der Kirche finden durch die Biene eine passende Vergleichung. Sie ist (s. o. Griechen und Römer) auch im Christentum ein auszeichnendes Attribut der Beredsamkeit und Weisheit vieler hervorragender Kirchenlehrer wie des Ambrosius, Chrysostomus, Isidorus Hispalensis, Bernhard v. Clairvaux. Mit ihrem himmelanstrebenden Flug in die Sphären des Lichtes ist sie ein Symbol des Auferstandenen, der in das ätherische Reich der Verklärung eintritt. Petrus von Capua nennt Christus „apis aetherea“. Frater Baptista de Pisa (liber conformitatum vitae S. Francisci ad vitam Jesu Christi, Mailand 1510) zählt an den Eigenschaften der Bienen eine ganze Reihe von Ähnlichkeiten zwischen dem Leben seines Ordensheiligen und Jesu Christi auf. In ihrem geistbeseelten Ordnen, Sammeln, Vorbereiten ist sie ein Abbild des heiligen Geistes, welcher als die süßeste und beste Gottesgabe die Herzen der Gläubigen „beruft, sammelt,

*) So auf dem schon von Windelmann beschriebenen Sarkophag des Junius Bassus; ebenso auf einem Sarkophage in S. Lorenzo fuori le mura (Rom).

erleuchtet,“ und auf das ewige Leben durch die heiligen Sakramente schon im Diesseits vorbereitet („spiritus meus super mel dulcis“, Eccles. 14, 17). Besonders durch Glaube und gute Werke hervorragende Jungfrauen werden durch die Attribute der Bienen ausgezeichnet; so nennt Ambrosius die h. Agnes „apis argumentosa“.*) Die Jungfrau Maria wird auf einem Gemälde des Tizian mit dem Christuskinde so dargestellt, daß letzteres eine Biene in der Hand hält. Maria wird in der „Goldenen Schmiede“ des Konrad von Würzburg nicht nur als Morgenröte, Tau, Taube, Rose, Lilie, sondern auch als Biene besungen, welche der Welt jungfräulich den Honig des Evangeliums in ihrem Kinde spendet. Oder sie ist selbst als dulcissima virgo „der Honig der Welt“.

„Maria! Du bist der süssen bete ein waben,
der schöne tropfet zu aller zit,
wann unter deiner zunge lit
diu milch und honigseim.“

(Strophe 205 a. a. D.)

„Maria! Mutter, reine maged
die sam der morgensterne taget
dem wisellosen armen heer,
das uf dem wilden lebensmeer
der grundlosen werld swebet.“

(Strophe 140 a. a. D.)

„Maria! „du bist das honig unvergället.
der gottelichen süssigkeit,
durch deine güte ward geleit
verborgentlich in unser wachs.“

(Strophe 1010 a. a. D.)

„du bist der wisellosen
panier und auch ir fahn.“

(Strophe 975 a. a. D.)

Frauenlob (mellifluus) preißt Christus als „der wisellosen herr“; er ist „unser Honig“.

*) Ebenso die h. Cäcilia „famula tua, Domine, quasi apis tibi argumentosa deservit.“ (Ecclesiast. in fest. S. Caec. bei Du Cange 315.)

Thomas von Cantimprat schrieb ein Erbauungsbuch, in welchem alle christlichen Tugenden in der Biene vorgebildet sind. Die Biene, sofern sie rein und unbefleckt mit sauberen Flügeln mitten im Honig lebt, ist ein Bild der keuschen Seele, die sich rein und unbefleckt vor den Versuchungen der Fleischesünden erhält.

In dem melodisch-schönen Hymnus auf die himmlische Herrlichkeit singt im Mittelalter Pater Damiani, das Natürliche in das Geistige erhebend:

„Zu des ew'gen Lebens Quellen ist der durst'ge Geist entbrannt,
Und die eingeschloss'ne Seele sprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, strebt empor zum Vaterland.

Welche Wonne, welch Entzücken dort am großen Hochzeitmahl,
Wo sich aus lebend'gen Perlen hebt und wölbet Saal an Saal,
Wo das Gold der Hallen funkelt und der Edelsteine Strahl.

Winters Kälte, Sommers Hitze bleiben ferne solchem Ort,
Hier in ew'gem Frühling glühen rote Rosen fort und fort,
Wiesen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort.“

(Nach der Übersetzung von M. Carrière
„Kunst und Ideale“.)

Die Bienen haben im Glauben des christlichen Volkes etwas Heiliges. Darum wird nach altchristlichem Brauche dem Täufling bei der h. Taufe ein Tröpflein Honig in den Mund geträufelt. Der Honig, als die süße Gabe der reinen Biene, symbolisiert hier die geistliche Reinheit und Milde, welche der Täufling als ein Wiedergeborener sich angeeignet haben soll. Wie die Juden an ihrem Neujahrstage, so genießen die Christen bei dem Beginn der Fastenzeit, besonders am Gründonnerstage in der Karwoche, mit Vorliebe Honig; hier ist der Honiggenuß ein Bild der Herzensreinigung und Vorbereitung auf das h. Osterfest.

In der christlichen Legende erscheinen die Bienen häufig als fromme dienstbare Wesen. Als die ersten britischen Glaubensboten Irland verließen, um den noch heidnischen Deutschen das Christentum zu bringen, sollen ihnen die Bienen auf das

Meer nachgefolgt sein. Im Bergischen steht eine uralte Immenkapelle, wo einst die Bienen um eine verloren gegangene Hostie eine köstliche Monstranz aus Wachs geformt haben sollen. Viktor v. Strauß hat diese Legende, welche übrigens in den verschiedensten Gegenden Deutschlands (auch im Elsaß und in Bayern) ziemlich gleichlautend auftritt, zum Gegenstand eines sinnigen Gedichtes erhoben:

„Kommen emsig alle Bienen,
Selbst die Drohne will nicht rasten.
Mit den Füßchen bau'n sie hurtig
Schlanke Säulenreihn von Wachs,
Leichte Bogen, spitz sich neigend,
Wölben droben sie zur Halle“ u. f. w.

Unter den zahlreichen Hostienlegenden des christlichen Mittelalters, in denen allen unsere Bienen dem Venerabile auf diese oder jene wunderbare Weise ihre Dienste anbieten, verdient die von Jakob Balde (Libr. II sylv. apiar. III, 53 ff.) erzählte, auch um ihrer schönen Diktion willen, besondere Erwähnung. Darin heißt es:

„Nec semel et tecto nivea sub nube tonanti
Aedificasse domum
Jucunda fama prodidit.
Heu! mediis quoties campis neglecta jacebat
Aethere missa Ceres
Periculosa in gramine,
Rumor ubi vestri regis pervenit ad aures:
Convocat et medius
Patrum rogat sententiam.
Pars indignantur mortalibus agmine facto:
Spicula pars acuunt
Justasque promittunt minas,
Numinis urget honor: bellum differtur et ira!
Rex meliore Deum
Censet reponendum toro
Vix ea: cum motis castris emissa juvenus
Ocius approperat
Humi jacentem tollere.

Hae sternunt alas, hae pulvinaria subdunt
Pallida de violis
Et de ligustris candida.“

Die Biene steht als Wachs und Honig produzierendes Tier im Dienste Gottes und der Kirche. Im Cod. vindobon. theol. 259 ist uns eine lateinische Beschwörungsformel zum „Festbannen“ davonziehender Bienenschwärme erhalten („ad apes conformandos“), in welcher der Schwörende die Bienen als „Mägde des Herrn“ anruft: „vos estis ancillae Domini, adjuro vos per nomen Domini ne fugiatis a filiis hominum.“ Einen merkwürdigen, uralten Bienensegen (s. unt. S. 251 u. 253) fand Haltrich auf einem Pappdeckel eines Buches der Schäßburger Schulbibliothek Nr. 245, betitelt: „disputatio de Deo etc. Claudio-poli 1570. Derselbe lautet: „Maria stund auf eim sehr hohen berg. sie sach einen swarm bienen kommen phliegen. sie hub auf ihre gebenedeyte hand, sie verbot in da zu hant, versprach im alle hilen und die beim verslozzen; sie sazt im dar ein fass, das Sanct Joseph hat gemacht. In das sollt er phliegen und sich seines lebens da genügen. In nomine u. f. w. Amen.“

Eine Beschwörung der Königin findet sich in einer oratio ad revocandum examen apum dispersum bei Baluz, capitul. tom. II, p. 663: „adjuro te mater aviorum per Deum regem coelorum et per illum redemptorem Filium Dei, ut non te altum levare, nec longe volare, sed quam plus cito potest ad arborem venire; ibi te collocas cum omni tuo genere vel cum socia tua. Ibi habeo bona vasa parata, ut vos ibi laboretis in nomin. P. F. Sp. S. Amen.“

Die Biene steht vermöge dieser Eigenschaften und Leistungen in einem höheren Rang als alle übrigen Tiere. Sie hat etwas Dämonisches: „diu pie ist maget“; „sie wird äne hileichiu dine geboren.“ Sie führt gleich einem menschlichen Kunstmeister „wift und wabe“. Der Weisel (Weiser) ist der Herzog des Stammes, dem die Arbeitsbienen als seine Dienstmänner

in Krieg und Frieden Gefolgschaft leisten müssen. „einen fürsten hânt bien“ (M. S. 1, 84); „volgheden als ihrem coningk doen diu bien“ (Maerl 3, 343); „alsam diu bien zuo dem karn (Wohnung) mit fröiden vallent, ob (wenn) ir rechter wisel (var. wîset) drinnen sî“ (M. S. 2, 3).*) Die Weisellofigkeit ist ein Bild der traurigen politischen Zerrissenheit des deutschen Reiches, über welche Walthar von der Vogelweide in die Klage ausbricht:

„O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!
Dass nun die Bien' ihrn König hat
Und dass dein Ehr' also zergât!“

Ähnlich betont der Mystikere (bei Müller 543) die Notwendigkeit eines geordneten Regimentes:

„diu mücken haben könig unter ihnen,
diu bienen einen weissel, dem sie volgen
kein' Kreatur lebt ohne Meisterschaft.“

Kaie, des Königs Artus strenger Seneschall, ist allem unnützen Wesen der Ritter „scherpfer dann den bien ir zâgel“ (= Stachel) (Wolfram v. Eschenbach im Parzival v. 8856 f.). Wer im Minnedienst ein rechter Ritter sein will, muß gleich der Biene die besten und angenehmsten Sitten, die den edlen Frauen gefällige Umgangsform sich aneignen:

„rechte gelicher wis als ein pien,
das süezeste was, das lass er in.“ (Ulrich.)

Eine frohe Botschaft erfreut das Herz des Ritters und tritt daraus zu Tage, wie der Honig durch die Biene aus den Blumen:

„diu zoch ûz sinem herzen die frönde
als ûz den bluomen süez die bie.“ (Titirell.)

Wenn aber selbst die reine Süßigkeit des Honigs nicht

*) Im Flandrischen hieß der Weisfel „koningk“; im Sennebergischen „hädherr“; in der vita S. Galli (ed. Pertz mon. Germ. 2, 7) „mater apum“; vgl. oben „Bienenmutter“ im Bienensegen von Schäßburg.

vor schädlichem Gift bewahrt bleiben kann, dann ist es traurig mit dem Lebensglück bestellt:

„O weh, wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
Ich seh die bittre Galle in dem Honig sweben.
Diu werld ist üzen schöne weiss, grünen unde rot,
Doch innen swarzer Farbe, finster sam der tot.“

(Walther von der Vogelweibe.)

In seinem mehrerwähnten „Buch der Natur“ rühmt Konrad von Regenberch von der Biene (S. 287 ff.): „Keinerlei ding ist gesellter auf erden“; „in aller arbeit ist gemeines nutz in allem“. Als Kleriker und Domherr (in Regensburg) ist ihm der Bienenstaat ein Symbol eines geordneten Domkapitels unter dem Bischof als Weisel „da ein bischof weissel ist der chorherren mit witzzen (= Weisheit) und allen tugenden und item die peinen (= Bienen resp. Arbeitsbienen) das sind die chorherren. Die leiden unter ihnen nicht mehr denn Ein Haupt, das ihr Gotteshaus verdürb; darum wollen sie das best. Ach Gott! wie wenig der peinen zu unseren Zeiten ist! es sind all' peinen zu weben (= Wespen) und harniz (= Hornissen) worden. Gott, durch deinen bitteren tot und durch dein grundlos barmherzigkeit, komm deinem Gotteshaus zu hilf, das so gar verdirbt und verdorben ist. Du weisst wol, wie ich mein', barmherziger Gott! Herr, lass dein Gnad' erscheinen!“ (S. 294 f. a. a. D.) In dieser Richtung, aber ohne die ägende Lauge der Satire, ist der alte Regensburger Domherr mit seinen durch wiederholte Seufzer angedeuteten *pia desideria* ein Vorgänger des Straßburger Johannes Fischart, welcher die Kirche als des „heiligen römischen Reiches Immenschwarm“ apostrophiert und darin von Hummelzellen, Furnisnestern, Brehmengeschwärmern und Wespengetös redet, worunter er gewisse kirchliche Zustände in nicht immer sehr decenter Weise angreift (gestellt durch Jesuwald Richard, Straßburg 1588).

Die in kulturhistorischer Beziehung bedeutendste Bienen-Satirik bleibt jedenfalls die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts

erschienene „Bienenfabel“ von Bernard de Mandeville, auf welche wir im Verlaufe unserer Abhandlungen (siehe Teil III, Beilage II) noch ausführlichst zu sprechen kommen werden.

Wie die Biene und ihr Honig, so weist auch das Wachs im deutschen Mittelalter eine sehr mannigfaltige Symbolik auf; in gewisser Hinsicht ist dieselbe, wie wir gleich sehen werden, sogar reicher als diejenige des Honigs.

Bekanntlich dürfen nur Kerzen aus reinem, ungefälschtem Bienenwachs im Kultus der Kirche verwendet werden. Die Kirche, als letzte Instanz einer der Idee des Kultus entsprechenden Symbolik, hat mit Recht und einem anzuerkennenden ästhetischen Takt und Geschmac diesen Grundsatz für die zahlreichen Wachsfabrikate, welche im gottesdienstlichen Leben gebraucht werden, festgehalten.*) Nur das durch Vermittlung der reinen und in vielen Stücken für den Christen vorbildlichen Biene erzeugte Wachs und nicht die viel wohlfeileren, aber auch qualitativ und noch mehr symbolisch unwürdigen Wachsfurrogate (wie Erdwachs u. dgl.) der heutigen chemischen Industrieprodukte ist des Gottesdienstes würdig. Das hat auch das Volk längst herausgeföhlt. So heißt es in einem alten vlämischen Volkslied in Bezug auf die beim Begräbniß gebrauchten Wachskerzen zum Lob der Bienen:

„t'is en angenaeme beeste
die getrew is aen den mensch,
vertriebt van uns de höllsche gesten,
as het gaet ten laetsten end.“ (van Bamel V.**)

„Treu bis zum Tod dem Menschen!“ Wahrlich ein großes Lob, welches hier der Mund des Volkes unserer lieben Biene ausspricht. Ähnliches Lob wird der Biene in den alten walli-
fischen Gesetzbüchern gespendet, wo es heißt: „Der Bienen Ur-

*) Nach Durandi rat. off. VII, 7, 11 bedeutet das Wachs, als das reinste Produkt der Tierwelt (wie das Öl der Pflanzenwelt) die Reinheit der Christen durch Christus.

**) „aliis lucens uror, inserviando aliis consumor.“

sprung ist aus dem Paradies; um der Sünde der Menschen willen haben sie den Garten Eden verlassen. Gott aber gab ihnen einen Segen mit in die Welt hinaus: sie allein erzeugen die Schätze des Honigs und Wachses; ohne dieses kann die Messe nicht gelesen werden“ (ancient laws of Wales I, 739; vgl. Leoprechting, „Lehrain“ S. 80 f.). Aus Wachs sind jene Botivbilder meist gefertigt, in denen der fromme Glaube an heiliger Stätte seine Wünsche kund werden läßt oder seinen Dank abstattet zum Angedenken. Schon bei den Alten waren diese Botivbilder, -tafeln und Weihgeschenke bekannt und viel gebraucht (s. v. Römer und Griechen). Auch die ripuarischen Franken beobachteten nach Gregor von Tours diese Sitte: „membra secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebant et suspendebant“ (c. 66). Doch unterscheiden sich die altdeutschen Botivbilder sehr von denjenigen der Griechen und Römer. Diese brachten, wie Grimm richtig erkannt hat, das Botivbild (*ἀνάσθημα*) dar, wenn das Übel geheilt, der Schaden abgewendet war; der Deutsche dagegen stellte das Bild des erkrankten Körperteiles im Tempel oder in alter Zeit an der Wegscheide auf, um dadurch erst Genesung zu bewirken: „opitulaturo idolo“. Diese altdeutsche Gewohnheit berührt sich allerdings aufs engste mit dem Zauber durch Wachsbilder, auf den wir ausführlich zu sprechen kommen werden, auch mit den altheidnischen Opfern, welche zwischen dem, was erfleht werden soll und dem geopfertem Gegenstand eine geheime Analogie, eine Art sympathischer Wechselwirkung substituierten. So brachten z. B. kinderlose Eheleute gerne ein Kind aus Wachs (reichere auch aus Silber) dar. Die Kirche schloß sich auch hier der bestehenden Sitte an, indem sie allerdings christliche Ideen zu Grunde legte, und gestattete diese Botivbilder. Darum findet man bis auf diesen Tag in Kapellen und an Altären berühmter Wallfahrtsorte die bekannten Hände, Füße, Arme und andere Körperteile aus Wachs im kleinen nachgebildet. In Bayern und Oesterreich begegnet man dort außerdem noch einer krebs-

oder krötenähnlichen Figur aus Wachs, welche die im Leibe umherkriechende „Wermutter“ darstellen soll (s. Wolf, „Deutsche Sagen“ S. 491). In dem für Holland und Niederdeutschland hochberühmten Revelaar, welches durch Heine auch eine gewisse litterarische Berühmtheit erhalten hat, sollen sog. Bilder „for't ganze lichem“ (= für den ganzen Körper) in fischähnlicher Gestalt votiert werden. Das Volk dieser Wallfahrtsorte führt das Sprichwort:

„Wer eine Wachsband opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund'.
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird sein Fuß gesund.“

Nur zu bald artete indessen dieser Wachsbanderkultus in paganistisches Zauberwesen aus.*) Die Lehre vom „Azmann“, einem Wachskobold, wurde eine weitverbreitete Geheimkunst. So heißt es im „Fahrenden Schüler“ (Nw. II, 55, 56; siehe Grimm, Deutsche Myth. III, 424):

„mit wunderlichen sachen
lër ich sie danne machen
von wähs einen Kobold.
will sie, dass er ir werde hold,
und töufen in dem brunnen,
und legen an die sunnen,
und widersins umb die Küche gän.“

Zu der Wachskoboldweihe ahmte man also in sacrilegischer Weise die h. Taufe nach; man wähte dadurch, das Idol „kräftig“ zu machen. In dem „Buch aller verboten Kunst, ungläubens und der Zauberei“ des Doctor Hartlieb, des Leibarztes des Herzog Albrecht von Bayern, (geschrieben 1455 an Johannes Markgrafen von Brandenburg, cod. pal. 478, cap. 79) heißt es: „man findt etlich zauberinn, die machent pild und atzmann von wähs und anderen dingen. Sie machen diese zu besonderen stunden und nennen besondere kund und un-

*) zauber von ze-par (= opferbar) im Gegensatz zu Un-ziefer, welches die Götter verschmähen.

kund namen, und henken solche in die Luft und so der wind sie rührt, so meinen sie, dass der mensch, in dessen namen es gemacht ist, der soll kein ruhe haben.“

In dieser Wachsstockbuckst konnten aber auch Gegenmittel von seiten derjenigen angewendet werden, deren Ruhe, Gesundheit, Glücksumstände oder gar Leben durch Zauber bedroht war. Wie ein Mann durch rechtzeitige Anwendung solcher Gegenmittel sich das Leben rettete, dafür diene folgende interessante Episode aus „Schimpf und Ernst“ (Kap. 272):

„Es war Einer gen Rom gezogen, um S. Peter und S. Paul zu besuchen, und da er weg war, da ward seine Frau einem Anderen hold, der war, als man sie nennt, ein fahrender Schüler, der begehrt ihr zu der Ehe. Die Frau sagt: „Mein Mann ist gen Rom gezogen, wär' er tot oder könntest du ihn umbringen, so wollt ich dich haben vor allen Männern.“ Er sprach: „ja, ich kann ihn wohl umbringen“ und ging hin und kauft wohl 6 Pfund Wachs und machet ein Bild daraus. Da der fromme Mann gen Rom in die Stadt kam, da kam Einer zu ihm und sprach: „O du Sohn des Todes, was gehst du hin und her?“ Hilft man dir nicht, so bist du heute lebendig und tot.“ Der Mann sprach: „wie müßte das zugehen?“ Er sprach: „komm in mein Haus, ich will dir's zeigen.“ Da er ihn heimbracht, da richtet er ihm ein Wasserbad zu und darein setzte er ihn und gab ihm einen Spiegel in die Hand und sprach: „schau da hinein!“ Und er saß neben ihm und las in einem Buch und sprach zu ihm: „siehe in den Spiegel, was siehst du darin?“ Der Mann in dem Bad sagt: ich sehe, wie in meinem Haus Einer ein wächsernes Bild an die Wand stellet und gehet hin und nimmt die Armbrust und spannt sie und will in das Bild schießen!“ Da sprach dieser: „So lieb dir dein Leben ist, so tuck dich unter das Wasser, wenn er will schießen!“ Der Mann thut es. Dieser aber las weiter in dem Buch und sprach: „Siehe, was siehst du?“ Der Mann sprach: „Ich sehe, daß er gefehlt hat und ist sehr traurig und meine

Frau mit ihm. Der fahrend Schüler rüstet zu und will zum anderen Mal schießen und geht diesmal den halben Teil hinzu (d. i. er nähert sich dem Wachsbild um die halbe Entfernung, um diesmal sicherer zu treffen). „Tud dich, wenn er schießen will!“ sprach der Mann. Er tuct sich. Dieser sprach: „Lug, was siehst du?“ Der Mann sprach: „Ich sehe, daß er wieder gefehlt hat und ist sehr traurig, und spricht zu ihr (der Frau), fehl' ich zum dritten Mal, so bin ich des Todes. Er rüstet zu (legt den Schießbolzen auf) und sieht ganz nah zu dem Bilde, daß er nicht fehlen möge.“ Da sprach der, so in dem Buch las: „tuct dich!“ Der Mann tuctet sich vor'm Schuß. Dieser sprach: „Schau auf, was siehst du?“ Er sprach: „Ich sehe, daß er zum dritten Male gefehlet hat und ist der Pfeil in ihn selbst gegangen und ist tot und mein Frau vergräbt ihn jezo unten in das Haus.“ Da sprach er: „jezt steh' auf und geh hin!“ Der Mann wollte ihm viel schenken, doch wollte er's nicht nehmen und sprach: „bitt Gott für mich!“ Da der Bürger wiederum heimkam, da wollt' ihn seine Frau freundlich empfangen, aber der Mann wollt' ihr kein Gnad haben, lud und beruft ihre Freund (d. i. Verwandten, die nach altdeutschem Recht in Sache laesi matrimonii zunächst zuständig waren) und sprach zu diesen, was sie ihm für eine Frau hätten übergeben und sagt es ihnen alles, wie diese gehandelt hätte. Die Frau leugnet es stets. Da führt der Mann die Freunde dahin, wo sie ihn vergraben hatte und grub ihn wieder heraus. Da fing man die Frau und verbrannte sie. Das war ihr rechter Lohn.“ Diese Episode, welche ein anschauliches Bild der ganzen Geheimkunst entwirft, stammt ursprünglich aus den Gesta Rom. (ed. Keller, Kap. 102). Ähnliche Geschichten finden sich auch außerhalb Deutschland, sogar im nördlichen Polen und Finnland (vgl. Afzelius I, 48).*)

*) Nach einem Schriftstück aus dem Jahre 1482 (bei Du Cange) wurde die damals pestartig grassirende Krankheit „ignis sacer“ durch Wachs geheilt, welches in Wasser aufgelöst war.

Im 11. Jahrhundert ist ein solcher Wachszauber der Anlaß einer grausamen Judenverfolgung in Trier. In der Hist. Trev. wird erwähnt: „Quidam (Judaeorum) ad similitudinem Episcopi Eberardi Treverensis ceream imaginem lygnis interpositam facientes, clericum, ut eam baptizaret pecunia corrupuerunt, quam ipso sabbato accenderunt; qua jam ex parte media consumpta Episcopus coepit graviter infirmari et obiit.“ Bis nach Schottland und Italien reichen die letzten Ausläufer dieser Zaubererei mit Wachsbolden. Als der schottische König Duff an Auszehrung hinsiechte, vermuteten seine Räte Zaubererei; es wurde eine Nachforschung angestellt und ein altes Weib entdeckt, welches das aus Wachs gefertigte Bild des Königs, an einen Bratspieß gebunden, am Feuer drehte. Durch die Folter befragt, gestand die Zauberin ein, daß der Tod des Königs von ihr beabsichtigt war und in wenigen Tagen erfolgen müsse. Die Zauberin wurde zur Strafe sammt ihrem Wachs- bild verbrannt, worauf der König genas (Dobeneck „des Mittel- alters Volksglaube II, 26).

Besonders das Wachs junger Bienen, wir würden sagen „junger Bau“, erweist sich zum Zauber kräftig. In Pulci's Morgante (21, 73), besitzt eine Zauberin ein Wachs- bild aus solchem jungen Bau (delle prime ape) mit allen Gliedern versehen bis auf Eine Rippe.*) An dieses Bild war der Zauberin eigene Lebenskraft gebunden; als es Malagigi bei langsamen Feuer schmelzen ließ, schwand die Zauberin gleichzeitig dahin. Der oben genannte Straßburger Satiriker Fischart schrieb über dieses sog. Verderben der Menschen durch zauberkräftige Wachs- bilder ein eigenes Buch (daemonomania, Straßburg 1591; siehe S. 143 ff.). In derselben Zeit, nur wenige Jahre früher, verfaßte der alte Bierus ebenfalls ein Dämonenbuch („de prae- stigiis daemonum et incantationibus“, Basel, 1583), wo die

*) Aus der Einen Rippe glaubt der Zauberer mit Hinsicht auf 1. Moise II, 21 schöpferisch weiterzubilden zu können.

Wachsbilderkunst (Buch V, 9) ausführlich beschrieben wird: „damnum alocui inferre se credunt, si imaginem conficiant in ejus nomine, quem laesum cupiunt, ex cera nova, sub cujus axilla dextra hirundinis cor locetur et hepar sub sinistra; item, collo appenditur filo novo effigies, quae acu nova in membro laedendo figitur, recitatione verborum In eundem usum in Martis Dominio parantur duae imagines, una cerea et altera ex hominis mortui terra; et ferrum, quo homo necatus fuit, traditur alteri imagini ut alterius necandi simulacri caput transfigat; in utraque duo inscribuntur nomina et characteres seorsum peculiares ut certo altera reconditur loco.*)

Viel Wert legte man darauf, die Züge des Menschen, den man bezaubern wollte, in der Puppe von Wachs möglichst getreu nachzubilden. Förmliche Tauffeierlichkeiten mit Patena- assistenz, Salbungen und Waschungen mit Weihwasser wurden vorgenommen. Stach man die Wachspuppe mit Nadeln, so empfand der bezauberte Mensch heftigen Schmerz; stach man in den Kopf oder das Herz, so mußte der Bezauberte sterben. Die geweihten Kerzen wurden dazu aus den Gotteshäusern gestohlen; sogar an Hostien und den Gebeinen der Toten vergriff man sich, wenn man derartiges für besonders zauberkräftig hielt. Gegen diesen gotteslästerlichen Unfug ist dann auch die Kirche mit aller Macht und Strenge eingeschritten. Papst Gregor IX. erließ 1233 eine besondere Bulle, worin jeder „praestigiator, qui ad artes magicas vultus effingit“, mit ewiger Verdammnis bedroht wird. Erzbischof Gerhard von Bremen verdammt auf einer Synode im Jahre 1219 die Stedinger als Ketzer und legt ihnen unter anderem zur Last: „quaerere responsa daemonum, cereas imagines facere et alia nefandissima tenebrarum

*) Vgl. die ähnlichen Manipulationen der römischen Zauberer. Theokrit II, 28: „ὡς τοῦτον τὸν καρὸν ἐγὼ σὺν δαίμονι τάκω, ὡς τί- κοιδ' ἐπ' ἔρωτος.“

Horat. epod. 17, 76: „movere cereas imagines.“

Ovid. amor III, 7, 29: „sagave Punicea defixit nomina Cera.“

exercere opera“ (Sudendorf. registr. II, 158). Berthold von Regensburg eifert dagegen in seinen Volkspredigten: „so nimmt diese her und tauft ein wachs, diese ein holz, diese ein totenpein — alles, dass sie damit bezauber.“*)

Auch auf die slawischen Völker erstreckte sich dieser Aberglaube. Die Priester des höchsten Gottes der heidnischen Litauer und Samagiten, Potrimpos, des Glückbringers im Krieg wie im Frieden, des Spenders der Fruchtbarkeit des Feldes und alles häuslichen Glückes, wahr sagten aus den Figuren, welche geschmolzenes Wachs in Wasser gegossen bildet (s. Schwend, Mythologie der Slawen). So fragt eine Mutter (a. a. D.), nachdem sie lange auf die Heimkehr ihres abwesenden Sohnes geharrt hat, den Oberpriester des Potrimpos um Rat und vernimmt von diesem, er sei durch Schiffbruch umgekommen; denn das in das Wasser gegossene Wachs stelle die Figur eines gescheiterten Schiffes und daneben diejenige eines schwimmenden Menschen dar.

Die Biene findet überhaupt bei unseren östlichen Nachbarn, den Slawen, nicht nur eine sehr frühzeitige kulturelle Behandlung, sondern ist auch mit den mythologischen Vorstellungen derselben mannigfach verknüpft. Polen, Südrussland, Ungarn, Slawonien sind seit alten Zeiten als Honigländer berühmt. Die heidnischen Polen, Litländer und Schlesier hatten einen eigenen Bienengott, Babilos, bei den Russen Josim, welchem die Erfindung der Bienenzucht zugeschrieben wurde. Bei den Bienenvölkern pflegten dieselben das Bild des Gottes als des Schutzpatrones der Bienenzucht aufzustellen. Daneben wird auch eine Bienengöttin, Austeja, verehrt (s. Schwend, Mythologie der Slawen).

Bei den Finnen wurde die Biene als ein höheres Wesen geradezu göttlich verehrt und von den Schamanen angerufen,

*) Vgl. die strengen Verbote des „Indiculus superstitionum et paganiarum“ am Schlusse des Capitulare Karlomanni von 743 (Berz. M. G. III, 20).

um gute Heilmittel herbeizuschaffen: „Biene, du Weltbögelein, flieg in die Weite, über neue Seen, über den Mond, über die Sonne, über des Himmels Sterne, bis zur Achse des Wagengestirnes; flieg in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorratskammer, bring Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schenkel für böse Eisenwunden und Feuerwunden!“ (f. Tomasson, finn. Myth. S. 56 u. Schröter, finn. Runen, S. 41 und 45).

Im Glauben der Tscherkessen ist die Göttermutter Merime die Patronin der Bienen. Als der Gott des Donners den Bienen zürnend die Vernichtung angedroht hatte, gingen alle Bienen zu Grund bis auf eine einzige, welche die Göttin liebevoll unter ihrem Hemd verborgen hielt. Von dieser einen soll ein neues Bienengeschlecht abstammen (f. Du Bois de Montpereux, „Reise nach dem Kaukasus“, deutsch. Ausg. I, 78). Wenn die Tscherkessen ihr höchstes Fest (Schurem) begehen, bringen sie Opfer dar, bei denen kein weibliches Wesen teilnehmen darf. In diesem geheimen Opfertum wird ein Gebet recitiert, in welchem gerade der Bienen, des Honigs und Wachses ausdrücklich gedacht wird: „Wer Opfer gebracht hat, dem gebe Gott Heil und Gesundheit; den Kindern, die zur Welt kommen, schenke er Brot, Bienen, Vieh die Fülle. Er lasse unsere Bienen heuer schwärmen und Honig in Fülle sammeln. Wie das Licht leuchtet, so lasse Gott unser Leben hell scheinen! Wie das Wachs der Bienen im Bienenkorb über Nacht wächst, so lasse er unser Heil wachsen!“ (aus Aleks Fuks o Tschuwaschasch i Tscheremisasch, Kasan 1840). Auch die Osseten im Kaukasus verehren eine Bienengöttin, Meritta oder Merissa.

In Rußland genießt die Biene, etwa wie bei den germanischen Völkern die Schwalbe oder der Storch, besondere pietätvolle Behandlung. Der Südrusse hält es für eine Todsünde, eine Biene zu töten. Neben der Bahre, auf welcher der Leichnam eines Verstorbenen liegt, wird nach altem russischen Brauch ein Gefäß mit Honig aufgestellt. In den russischen

Volksmärchen (gesammelt von Afanasieff) erscheint die Biene als eine gute Fee, um braven Menschen in der Not beizustehen. So verwandelt sich a. a. D. V, 22) eine Biene einem greifen Vater zu lieb, der seinen einzigen in der Fremde weilenden Sohn vor dem Tode noch einmal zu sehen wünscht, in das Bild des Sohnes und tröstet den alten Vater. In einem anderen Märchen soll ein Vater unter seinen 12 Söhnen den besten und wackersten herauswählen; sie sind ihm aber alle lieb, das Vaterherz will keinem wehe thun; da fliegt eine Biene herbei und läßt sich auf dem Haupte des Jüngsten nieder, zum sichtbaren Zeichen, daß dieser von allen der Trefflichste sei. Ähnlich entscheidet die Biene, als ein junger Held unter 12 Mädchen die schönste als seine Braut herausfinden soll (a. a. D. V, 48). Auch der Bär als „Honigesser“ genießt bei den russischen Bauern einer höheren Achtung. Als „Honigfinder“ und Honigwischer“ ist der Bär gleich unserem Fuchs ein Tierymbol der Schlaueheit und Findigkeit.

In einer wallachischen Sage erscheint die Biene als Botin Gottes, die von demselben, als er eben im Begriffe war die Welt zu schaffen, zu dem Teufel geschickt wurde, um diesen zu fragen, ob es besser sei, nur eine oder mehrere Sonnen zu schaffen. Während der Teufel sich darüber besann, setzte sich die Biene auf seinen Kopf und erfuhr so die geheimen Gedanken desselben. Der Teufel nämlich überlegte gerade, daß, wenn mehr als eine Sonne geschaffen würde, könnte ihre Glut die Flammenglut der Hölle übertreffen und die Nacht zum Tage machen, so daß die Werke der Finsternis vor lauter Licht nicht mehr möglich wären. Er entschied sich deshalb für die Erschaffung nur Einer Sonne. Erst als eben die Biene aufflog, um Gott die Antwort des Teufels zu überbringen, bemerkte dieser, daß jene auf seinem Kopfe sitzend ihn belauscht habe. Da hieb er im Zorne mit seiner Peitsche nach der eben fliegende Biene und traf sie auf den Leib. Durch diesen Schlag erhielt die Biene ihre eingeschnittene Gestalt und die

schwarzen Ringe des Hinterleibes; denn vorher war, nach der Sage der Wallachen, die Biene als Dienerin Gottes, weiß wie das Licht. Doch heißt die Biene heute noch bei ihnen Albina (s. Schott, wallach. Märchen S. 283 f.).

Interessant ist auch wegen einzelner origineller Züge folgendes serbische Märchen, welches Uhlund („Schriften zur Geschichte der Dichtung“ III, 234 f.) mitteilt: „Ein Knabe trifft in einer Mühle mit dem ‚Bartlosen‘ (Übername des Teufels im Serbischen) zusammen. Nachdem er von demselben mehrfach geneckt und getäuscht worden, backen sie miteinander ein Brot und der ‚Bartlose‘ schlägt vor, um solches in die Wette zu lügen. Der Teufel als der ältere fängt an und lügt allerlei Unglaubliches zusammen. Doch der Knabe meint, das wolle nicht viel heißen, da könne er noch mit viel Wunderbarerem aufwarten: In seinen jungen Jahren habe er jeden Morgen seines Vaters Bienen gezählt; als er wieder einmal die Bienen Revue passieren ließ, da fehlte ihm die schönste und beste Königin (serbisch ‚Bienrich‘). Sogleich machte er sich auf, die Spur der Entflohenen zu entdecken. Er ritt über das weite Meer auf einer Brücke und jenseits derselben sieht er, wie ein Mann den ‚Bienrich‘ an den Pflug gespannt hat und eben ein Stück Land adert.“ Merkwürdig ist in diesem Märchen, daß die Metamorphose der Biene zum Stier, welcher den Pflug zieht und dadurch zur Fruchtbarkeit des Erdreiches beiträgt, ein beliebtes Objekt der Gemmenkunst der Alten war.

Wir kehren auf den vaterländischen Boden zurück und sammeln zunächst die mancherlei Bräuche, welche sich an die Biene und ihre Pflege, sowie an den Gebrauch ihrer Produkte anknüpfen. Vieles, ja das meiste mag dem nüchternen Verstand hier unglaublich erscheinen, aber in allem liegt mehr oder weniger ein tiefer Sinn, ein schöner symbolischer Zug. Wir werden sehen, wie in diesen seltsamen Bräuchen ein gut Stück altheidnischen Lebens fortlebt, unverstanden und unbewußt von dem Geschlechte der Gegenwart, gering geschätzt von vielen und

doch unvergessen vom Großvater bis auf den Enkel. Wir haben (s. o.) von dem Bienensegen des Mittelalters geredet; derselbe wird auch heute noch vom Volke gesprochen. Im Niederdeutschen, in Holstein und der bienenreichen Lüneburger Heide, im Braunschweiger Land und in Westfalen gilt der Spruch:

„Kün, Kün, Kün,
Immenwiser sett di
Up min gebett.
Up min löf im gras
Un drey mi flitich
Honig un wahs
Kün, Kün, Kün!“

oder:

„Imm, du sast di setten
An enen groenen twich
Un dreggen honig un wahs!“

oder:

„Immewiser, sett di nidder
Up Laub und Gras,
Bring mir honig und wachs!“

Im Bayrischen singt man:

„Bienlein, Bienlein,
Bleib bei mir im grünen Gras,
Wo einst Jesus, Maria und Joseph saß.“

In welchem innigen, familiären Verhältnis der deutsche Imker zu seinen pflegebefohlenen Bienen von jeher stand, liegt schon äußerlich in dem zärtlichen Deminutiv „Bienlein“, „Bienenchen“, „Immli“; nur die Lieblinge der Tierwelt, die „Böglein“, die „Schäflein“ u. s. f. werden mit dieser zutraulich liebenden Auszeichnung bedacht. Der Imker selbst ist bei den Deutschen ein „Bienenwater“. Väterlich soll er für die ihm anbefohlenen fleißigen Tierlein sorgen, die ja nur für ihn arbeiten („sic vos non vobis“). Daher das nahe Verhältnis der Bienen zu dem Schicksal ihres Herrn und Besitzers, zu Wohl und Wehe des Hauses. Ist der Hausherr mit Tod abgegangen*),

*) Nach den Berichten der Missionäre werden in China die Bienenstöcke beim Todesfall des Besitzers ebenfalls gerüdt.

so muß solches in aller Form, wie den Freunden und Verwandten, so auch den Bienen angesagt werden, wie dem Vieh im Stall; die Bienen gehören zum Haus (s. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie S. 601). In einzelnen Gegenden müssen beim Tode des Besitzers die Bienenstöcke vom Plage gerückt werden. Manchmal mag diese Ruhestörung von den Bienen mit Unwillen aufgenommen und von allerlei unliebsamen Störungen für das Trauerhaus und dessen Bewohner begleitet gewesen sein. So erzählt Jean Paul (Ges. Werke B. 59) einen tragi-komischen Fall dieser Art. Bei der feierlichen Beisetzung eines Hofmarschalls, wo alles nach Vorschrift des Ceremoniells höchst feierlich und steif herging, fielen die Insassen der von ihrem Platz gerückten Bienenstöcke mit solcher Verferkermut über die Cortège her, daß alles die Flucht ergriff.

Die Bewohner der Pyrenäen haben die Gewohnheit, ein altes Kleid des Verstorbenen unter den Boden, wo die Bienenstöcke stehen, zu vergraben, auch die Bienen des Verstorbenen weder zu verkaufen noch zu verschenken oder zu vertauschen.

Im Engadin glaubt man, daß die Seelen der Menschen in Gestalt von Bienen die Welt verlassen*). Wenn der Hausherr stirbt, begiebt sich das älteste männliche Glied der Familie zu dem Bienenstand, klopft dreimal an am ersten Stock und sagt den Spruch:

„Ime, din här es dot
verlatt mi nit in meiner not.“
„Bienenchen, dein Herr ist tot,
Verlaß mich nicht in meiner Not!“

(s. Buchholz, Deutscher Glaube u. Brauch I, 147 f.)

Deswegen kauft man nicht gern die Bienen eines Verstorbenen, da man fürchtet, sie fliegen fort. Umgekehrt, wenn die Bienen ohne näherliegende Ursachen die Wohnungen ver-

*) Vgl. Goethes Faust (Walpurgisnacht): „Mitten im Gesange sprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde.“

lassen, so deutet solches auf den baldigen Tod ihres Besitzers. In Westfalen werden auch freudige Familiener eignisse den Bienen angesetzt; die in das neue Heim eingezogenen Brautleute müssen sich den Bienen vorstellen, sonst haben sie in ihrem Ehestand kein Glück.

„Imen in, imen ut
hir is de junge brut
imen um, imen an
hir is de junge man.
imekes, verlatt se nitt
wann se nu mal kinner kritt!“

Ein rechter Bienenwatter muß beim Zeibeln dem Nachbar Honig schenken, weil die Bienen auch auf dessen Eigentum gesammelt haben; unterläßt er es, so hat er im Jahr darauf eine schlechte Honigernte zu erwarten. Wer Kranken Honig abschlägt, hat im nächsten Jahre kranke Bienen und leere Waben. Wer Kindern Honig ver sagt, versündigt sich an der h. Maria und an dem h. Joseph, dem Nährwatter des Jesuskinds.

Für die Kinder bedarf man des Honigs als erster Speise. Von dem lebenswürdigen Verkehr zwischen dem Bienenwatter und den Bewohnern seiner Stöcke zeugen auch die verschiedenen Bienensegnen. So ein weiterer altdeutscher, von Reifferscheidt in einem vormals Vorfcher Codez (jetzt in der Vaticana) entdeckt, nach der Lesart von C. Hofmann:

kirst! imbi ist hûze!
nû fliuc dû mir zu hûse!
fridu frôno in godes munt
heim zi comonne gisunt!
sizi, sizi, bina!
in bôt dir Sancta Maria.
urolob ni habês dû
zi holce ni fliuc dû.
noh dû mir n'indrinnês
noh dû mir n'intuinnês!
sizi uilo stillo
uuirki godes unillon!

Was in freier Übersetzung lauten würde:

„Paß auf! Der Dien hat geschwärmt!
Nun, stieg du mir wieder zurück!
Frieden sei dir beschieden in Gottes Schuß
Heim sollst du wieder kommen gesund!
Setz' dich, setz' dich, Dien!
Es schütze dich Sanct Marie,
Du darfst keinen Urlaub antreten,
Du darfst nicht in den Wald fliegen.
Du darfst mir nicht entrinnen!
Ich muß dich wieder finden.
Sitz' gleich still,
So ist's Gottes Will'!“

In Westfalen spricht man beim Schwärmen:

„Ime, du maut mi nit verlaten,
ick maut bruken dine raten!“

und sind die Bienen aufgeflogen:

„Ime kuem heraf un brenk uns honich un vass (Wachs)
etwass för de hillgen (Heiligen) un et huonich for use kinner.“

Ein belgischer Bienensegens lautet:

„O koning der biën, daalt hier in't gras
om te vereeren
het altar des heeren
met zoeten honinc ende was.“

In Pommern legt man dem Bienenstock, damit er gedeihe, einen sog. Krötenstein unter (wohl um damit die bienenfressenden Kröten und Frösche zu bannen). Gegen die honignaschenden Ameisen bringt man in das Flugloch (pommersisch „tielloch“) etwas Fischlaich.

Bienen sterben, wenn ihnen ein Nagel von einem Sarge in die Wohnung gelegt oder gesteckt wird.

Wer von Bienen träumt, wird Bank haben.

Gegen das Rauben, diese große Plage der Bienenzüchter in trachtloser Zeit, wird das magische Mittel des sog. „Frittbohrers“ angewendet. Dreht man dieses Instrument unter Nennung der drei höchsten Namen in das Holz oder Stroh der

Bienenwohnung vorwärts, so kann man die eigenen Bienen zum erfolgreichen Rauben antreiben; dreht man dasselbe rückwärts, so hält man dadurch fremde Raubbienen vom eigenen Stande fern.

Auch empfehle sich, die Luftröhre eines Marders oder Stiffes so in das Flugloch zu befestigen, daß die Bienen beim Ein- und Ausflug dieselbe passieren müssen, wodurch dem Rauben Einhalt geschehe. Zur Abhaltung fremder Räuber ist der Rauch von Wermut probat, der auf einem Gottesacker gewachsen ist.

Die Schwarmlust befördern die Kirchenglocken beim sonntäglichen Geläute. Dagegen kann man fortziehende Schwärme durch Klopfen an metallene Gegenstände (Kessel, Becken, Sensen u. dgl.) im Fluge aufhalten und zum Niederlassen bewegen*). Die Bewohner von Cornwall in England riefen den dortigen Lokal-Kobold „Brownj“ zur Hilfe, damit er fortziehende Bienenschwärme banne (s. John Brand „pop. antiquities“ II, S. 183).

Wer Bienen kauft, darf nicht bloß mit Geld bezahlen, sondern muß einen Teil der Kaufsumme wenigstens in Naturalien begleichen; denn um Geld allein gekaufte Bienen gedeihen nicht gut.

In Bayern soll man am Freitag, der überhaupt ein dies nefastus ist, auch keine Bienen kaufen oder transportieren.

Mit der h. Dreizahl soll man die Bienenzucht anfangen. Das meiste Bienenglück hat derjenige, welcher den einen Schwarm kauft, den zweiten sich schenken läßt, den dritten findet.

Wer durch Diebstahl zu Bienen kommt, stiehlt sich von vornherein alles Glück.

Hierher gehört endlich das sinnige Volksmärchen von den Bienen und dem trotz seiner außerordentlichen Honigfülle von ihnen gemiedenen roten Klee (*trifolium pratense*). Der liebe Gott habe gewollt, daß die Bienen gleich den Menschen am

*) Ob hier der erdröhnende Waffentanz der kretensischen Korybanten der Zeusfrage noch fortklingt? Fast möchte man's glauben.

Sonntag von der Arbeit ruhen sollten. Dieses Gebot des Schöpfers hätten die Bienen in ihrem Uebereifer übertreten und zur Strafe sei ihnen fortan diese reiche Honigquelle verschlossen worden*).

Endlich finden wir auch bei unseren Vorfahren die augurisch-prophetische Natur der Bienen, welche besonders bei Griechen und Römern (s. o.) in hohem Ansehen stand, berücksichtigt. Als bei einer polnischen Königswahl ein Bienenschwarm sich auf das Banner des Boiwoden Wisniowich niederließ, gab dieses Zeichen den Ausschlag für dessen Berufung zum König. Als unheilvolles Zeichen galt es, daß am Tage vor der Sempacher Schlacht sich plötzlich Bienen auf die Rüstung des Herzogs Leopold von Oesterreich setzten:

„da kam ein Imb geflogen
in d' Linden er genistet hat.
an's Herzogen waffen er flog
als do derselb' Herzog
wol für die linden zog.
das deutet frömbde geste
so redt der g'meine Mann.“

(s. Wadernagel, Lesebuch S. 703.)

Auch der bienengeschmückte Kaisermantel der Napoleoniden, in dem der erste, große Korse die für Frankreich heiligen Traditionen der alten Frankenkönige (s. o. Childerich III.) wieder aufleben ließ, bedeutete seinen Trägern zum Schluß nur Unheil und Untergang.

In Frankreich gab es sogar eine Zeitlang in dem Genre unseres Elbschwänen-Ordens auch einen Bienen-Orden, gestiftet von Luise Benediktine von Bourbon, der Gemahlin von Louis Auguste de Bourbon, gestiftet 1703. Das Ordenszeichen

*) Thatsächlich ist der Rüssel unserer Honigbiene zu kurz, um den in der Tiefe eines längeren Blütenkelches gelagerten reichen Nektar des Trifolium erreichen zu können, während die verschiedenen Hummelarten hier besser beikommen.

war eine goldene Medaille, welche auf der einen Seite das Bildnis der Fürstin, auf der anderen eine Biene zeigte, letztere mit der Überschrift:

„Je suis petite, mais mes piqûres sont profondes.“

In einem Ammenmärchen aus dem vorigen Jahrhundert hat der in derlei Dingen sehr starke esprit der Franzosen wirklich bis hart an die Grenze des Decenten farrikiert: Der Prinz Biribinter, der Held des Märchens, wird von kolossalen Bienen als Ammen gesäugt. Zufolge dieser Kost wird der kleine Prinz buchstäblich so durchjüßt, daß er — sit venia verbo — nichts mehr von sich giebt als Honig und Pommeranzenblütenwasser.

Eine wahre Blumenlese reichster und vielseitigster Bienen-symbolik entfaltet das Sprichwort. Aus den verschiedensten Jahrhunderten zu sammeln, bieten diese Sprichwörter für den, der sie in ihrer oft knappen Form zu würdigen weiß, manch praktische Lebensweisheit, nicht selten voll Geist und Kraft. Auch ist das Salz eines natürlichen Witzes in manchem derselben wohl zu verschmecken.

Insofern auch Sprichwörter fremder Völker und Zungen bei unserem Volk bekannt und beliebt sind, dürfen dieselben als Hinterlassen der genuinen deutschen wohl mit aufgeführt werden. Ein Teil derselben war ursprünglich Eigentum der populär gewordenen Dichter und Schriftsteller und ist erst später als dictum probans zu einem Volksspruchwort geworden. Aus diesen Gründen sehen wir von einer irgendwie prinzipiellen Einteilung nach Zeit der Entstehung, Verfasser u. dgl. ab und registrieren die hauptsächlichsten derselben in einfach fortlaufender Reihe. Jedes Sprichwort muß ja auch im Volksmund, wo es wie die Scheidemünze von Hand zu Hand geht, sich selbst vertreten und rechtfertigen.

1. „Die Biene ist ein wilder Wurm“ (Altdeutscher Rechtsgrundsatz).
2. „Wer vor den Bienen läuft, den verfolgen sie“ (Furcht macht Widersacher kühn).
3. „Es summt ihm eine Biene unter der Kappe“ (= „Er hat einen Sparren“, englisch).

4. „Bienen ins Bad tragen“ (etwas verkehrt anfassen).
5. „Drohnen und Bären
Lassen sich von andern Leuten nähren“
(nordamerikan. Von den Anterschnappern in den Vereinigten
Staaten gebraucht).
6. „Bienen bezahlen ihre Hausmiete nicht.“
7. „Beter is Ein Bye dann dusent vleige“ (flämisch).
8. „Wie die Biene aus allen Kräutern Süßes saugt, so saugt die
Spinne aus allen Gift.“
9. „üzen honic und innen gall.“ (Suchenwirth XXIV, 238.)
10. „Der bekommt kein Honig zu leßen,
Der sich von der Bienen Stachel läßt schrecken.“
(Froschmäusler 16.)
11. „Der Honig des Reichthums kommt aus dem Bienenstoch des Fleißes.“
12. „Was nicht sauert, süßt nicht.“
13. „Der Honig im Bienenkorb des Glücks wird leicht sauer“ (arab.).
14. „Der Honig ist für kein Efelmaul.“
15. „Der Honig ist nicht weit vom Stachel.“ (Simrod 4927.)
16. „in sine honege lit ein giftig nagel.“
(Walthër v. d. Vogelweibe.)
17. „des honeges süeze waere guot, wan dasz sin angel (Stachel)
wêhe tuot.“ (Freidant.)
18. „nû seht, das honeg, swie süeze es si
dar ist doch lihte ein angel hi.“ (Mittelhochdeutsch.)
19. „cher est le miel qu'on lêche sur épines.“ (Cahier 1093.)
20. „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem
Faß Eßig.“
21. „Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht süß.“
22. „Es ist um den Honig gesehen, wenn der Bär ihn hütet“ (= den
Bod zum Gärtner machen).
23. „Das Honig auf der Zungen,
Die Gall' in den Lungen.“ (Pauli, Postille II, 42.)
24. „Honig im Mund,
Gall' im Schlund.“
25. „impia sub dulci melle venena latent.“ (Ovid.)
26. „Honig bald (= frisch)
Wein alt“ (= gelagert).
27. „vil honiges ezzen enist nit guet.“ (Morolf.)
28. „mir gräset (= graust) so mich lachent an diu lechelaere, den
die zunge honeget und das herze gället“ (= Galle hat).
(Walthër v. d. Vogelweibe.)

29. „diu minne ward ir gfallen
diu honeg macht üz gallen.“ (Derfelbe.)
30. „bouche de miel, coeur de fiel.“
31. „das honeg dô in gallen rinnt.“ (Frauenlob.)
32. „Nach Honig schluct man, nach Barmut spuct man.“
33. „Ex gutta mellis generantur flumina fellis.“ (Gael. 1125.)
34. „Wer de huneg êten will, mot ok lien, dat òn de Beien stecken.“
(Niederdeutsch.)
35. „Wann nach honig glust (= geküßt) die fliegen,
dürfen sie wohl in die Beienwut fliegen“
(= sie bekommen den Zorn der Bienen zu fühlen).
(Fischart, Flohhaß.)
36. „es ist ein ewiclicher vâl, swer daz honic bütet dar, dà der
angel scharpf vorwar inne lit verborgen.“ (Mittelhochdeutsch.)
37. „quisquis apes, undasque timet, spinasque roseti,
non mel, non pisces, non feret ille rosas.“ (Gael. 212.)
38. „Wer Honig will sammeln und Rosen will brechen,
Muß leiden, daß Bienen und Dornen ihn stechen.“
39. „Wer mit Honig umgeht, dem bleibt auch etwas an den Fingern
hängen.“
40. „Wer mit Honig umgeht, leckt auch einmal die Finger.“
(Goethe, Reinecke Fuchs.)
41. „Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.“
(Schiller, Wilhelm Tell.)
42. „Wer sich selber zu Honig macht, den fressen die Bienen.“
(Simrock 4933.)
43. „Wer sich zum Honigsaß macht, an dem will jedermann lecken.“
(Ruffisch.)
44. „Wer sich mit Honig schmiert, den fressen die Fliegen“ (latevi
miele, che le mosche vi mangieramo). (Italienisch.)
45. „Wer will Honig lecken
Darf nicht vor Stichen schrecken.“
46. „des honiges süeze verdriuzet (= verdrißet)
so man's ze vil geniuzet.“ (Freidank.)
47. „habet et mel satietatem.“
48. „Ubi mel ibi fel.“ (Wahlspruch M. Luthers.)
49. „Wo Honig ist, da sammeln sich die Fliegen,
Wo Kinder sind, da singt man um die Wiegen.“ (Fischart.)
50. „Wo man Honig thut verkaufen,
Fallen die Fliegen zu mit Haufen.“ (Waldis II, 39, 5.)

51. „Zu seinem Honig legt der Teufel Einen Löffel,
Zum fremden zwei“.
52. „Aus Honig eitel Essig machen.“ (Luther, Tischreden.)
53. „Jemandem den Honig ums Maul streichen.“
54. „Einem den Honig nehmen“ (= mit List um etwas bringen).
55. „Ist nur Honig da,
Die Fliegen kommen von selber.“
56. „eim jeden schmeckt der honig süez,
doch fürcht' man stets die bienenfüez.“ (Waldis IV, 58.)
57. „Honig im Mund,
Im Herzen Gall,
Ist jezt bräuchlich überall.“
58. „Wer den Honig führt im Mund,
Und hat den Groll im Grund,
Den halt' für keinen Freund,
Schwör er gleich alle Stund.“ (Henisch 339.)
59. „Sein ganzer Honig ist sauer geworden“
(= mit all' seinem Glück ist es zu Ende).
60. „ir honeg ist worden z'einer gallen.“
(Walthar v. d. Vogelweide.)
61. „und machte z'einer gallen das vil honigsüeze spil.“
(Derselbe.)
62. „eitel honigred' seynd nit on gift.“ (Simrod 4923.)
63. „habet et venenum blanda oratio.“
64. „mel in ore,
verba lactis,
fel in corde,
fraus in factis.“
65. „dar le pere in guardia all' orso.“
(= die Bienen in die Obhut des Bären geben.) (Italien.)
66. „chi divide la pera (oder il miele) all' orso, ne ha sempre men
che parte“ (= wer Bienen [oder Honig] mit dem Bären teilt,
hat weniger als einen Teil; vgl. „mit großen Herren ist nicht gut
Kirschen essen“). (Italien.)
67. „L'orso sogna pere“
(= der Bär träumt von Bienen). (Italien.)
68. „Nur die dem Staat am treuesten dienen,
Dies sind die allerbesten Bienen.“ (Wellert.)

69. „Unter des Grünen
Blühender Kraft
Raschen die Bienen
Summend am Saft.“ (Goethe.)
70. „Ein Honigvöglein, weich und zart
Ist leichte Sinnenliebe,
Von Schmetterlings- und Bienenart
Sind ihre Nahrungstriebe.“ (Bürger.)
71. „Dumppig und wie Bienensummen
Klingt der Glocken Festgeläute.“ (Heine.)
72. „Oft tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten wie Bienen-ton.“ (Hölty.)
73. „Darunter mischt sich ein Gestöhn,
Das aus entzücktem Busen geht,
Wie Bienenfang und Schiffsgetön.“ (Bürger.)
74. „frouw, wo man euren namen nennt,
der stüezt vil bass im herzen mein
dann regnet es eitel honig darein.“
(Hans Rosenblüt im Fastnachtspiel.)
75. „vorn' süß
hinten spiess.“
(Abraham a. Sa. Clara, Judas, der Erzschelm II, 69)*
76. „Das Herz des Kindes ist ein Wachs, darein kann man drücken
ein Kösel oder einen Esel.“ (Derfelbe.)
77. „Einem etwas ins Wachs drücken“
(= etwas sich merken, um es später zu rügen).
78. „Einem eine wächserne Nase drehen.“
79. „Der muß viel Wachs haben, der unserem Herrgott eine Nase
drehen will.“
80. „Der Bien muß“, d. h. einen widersinnigen, unnatürlichen Zwang
ausüben.
81. d'Imma thuend nüt alle Lüt guet“ (Schweiz), d. h. entschieden
denjenigen nicht, die sie nicht angemessen pflegen und behandeln.
82. „Die Immen küssen die Blümlein schön
Und deren Schönheit mag doch nicht vergehn!“

*) Abraham entnimmt dem Bienenleben überhaupt manches treffende
Bild. Die Biene, „das kleine Metzfiedel“, ist ein Vorbild des Kloster-
lebens (Judas IV, 14); mit dem Honig im Rachen des Simsonischen
Löwen vergleicht Abraham die süßen, begeisterten Gesänge der Kirche im
Munde grober, fühlloser „Fleischlöcher“. (Judas III, 103.)

83. „Eine einzige Biene ist mehr wert als 100 Fliegen — (italien. = vale piu una pecchia che mille mosche).
84. „Hab Immen und Schaf'
Leg dich nieder und schlaf!“ (Oberpfalz), „aber nôt z'lang“ setzen die Tyroler hinzu.
85. „Man muß in keinen Immen stupfen“ (Schweiz = ins Wespennest greifen).
86. „Da lat de immeken vor sorgen“ (Braunschweig.)

Ein alter Invalide, der den großen amerikanischen Befreiungskrieg im vorigen Jahrhundert unter englischen Fahnen mitgemacht hatte, sprach, zurückgekehrt, mit seinen Landsleuten gerne darüber, wie in der neuen Welt drüben alles so viel größer sei, als in der Heimat, namentlich seien die Bienen dort so groß wie hier die allergrößten Hummeln. Ein Zuhörer fragte darauf, wie groß denn dort die Bienenkörbe seien. Da ging dem Alten der Faden aus. Er mußte gestehen: „Ebenso groß wie hier.“ Als man aber weiter examinierte: „Wie kommen denn die großen Bienen durch das kleine Flugloch in ihren Stod hinein?“ Da half er sich mit der Ausrede: „da lat de immeken vor sorgen.“

u. s. f.

Auch die klassische Muse der deutschen Poesie hat die reiche Symbolik unserer Insekten gewürdigt und durch manch sinniges Gedicht verherrlicht. Georg Philipp Harsdörfer († 1658), mit Joh. Klaj und Siegmund von Birken, Begründer des Nürnberger Blumenordens der Pegnitz-Schäfer, besingt die Bienen in seinem „pegnejschen Schäfergedicht in den berinorgischen (d. i. Nürnbergschen) Gefilden“:

„Wie sie die Wohnung bauen
Von goldnem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'ung wecken.
Die Zimmer all' sind gleich
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich.“

In seiner Iyrischen Anthologie, unter dem Titel „Trugnachtigall“, 1634 herausgegeben, hat der edle Friedrich von Spee

mit der ihm zu Gebote stehenden großen Innigkeit eines warmen Naturgefühles die Bienen ausgezeichnet:

„Auf, auf, ihr kleinen Bienen, der Winter ist vorbei,
Schon duften jetzt und blühen die Blümlein allerlei.
Auf, auf, die Blümlein blühen, zu Felde zieht noch heut',
Auf, auf, mit Wehr' und Waffen schickt euch zur Blumenbeut'.

Sieh da, wie sie schon summen, zu Feld sich stellen ein,
Laut rühren sie die Trommeln, die gelben Kriegerlein,
Wie weit und breit mit Sorgen erforschen sie den Raub,
Der draußen liegt verborgen im bunten Blumenstaub.

Wie emsig sie sich rühren! Nur leben sie der Beut';
Doch niemand sie beschweren, verschonen Land und Leut'.
Sie zielen scharf mit Augen zum süß'sten Blümlein zart,
Um Schätze dort zu saugen, in Blättlein eingeschartt.

Kein Blättlein sie zerbeißen, kein Härlein kränken's nit,
Kein Aderlein zerspleißten's, als wie man's täglich sieht.
O wohl ein edles Rauben, ein süßer Blumenkrieg,
In Honig sich verwandeln muß dieser Krieg und Sieg.“

Wahrlich eine treffliche Symbolik des Kriegswesens der „kleinen Blumenritter ohne Furcht und Tadel“. Sie durften dem frommen, für alles Gute und Wahre begeisterten*) Spee, der ein Augenzeuge der rohen Kriegshorden und ihres blutigen Handwerks während des jammervollen 30jährigen Krieges gewesen ist, wohl als Propheten einer heißersehnten, friedvolleren Zukunft erscheinen.

Als Sohn eines Volkes, welches zuerst unter allen germanischen Stämmen den Ruhm eines verfassungsmäßig geordneten Staatslebens gewann, als freier Bürger eines freien Staates, welcher schon damals in die Bahnen einer weltgeschichtlichen Macht und Größe eingetreten war, hat Englands größter dichterischer Genius, der unsterbliche Heros der modernen Dramatik,

*) In seiner „Cautio criminalis“ (Hinteln 1631) hat Spee als einer der ersten gegen die Hexenproceffe, diese grauenvollen Verirrungen der mittelalterlichen Rechtspflege, als Mensch und Christ Verwahrung eingelegt, was ihm die Nachwelt nicht vergessen sollte.

William Shakespeare, den Bienenstaat kraft seiner Ordnung und bürgerlichen Disciplin als Muster und Vorbild hingestellt:

„Es teilt der Himmel

Des Menschen Stand in mancherlei Beruf
Und setzt Bestrebung in beständ'gen Gang,
Dem als zum Ziel Gehorsam ist gestellt.
So thun die Honigbienen, Kreaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert' Reich.
Sie haben einen König und Beamte
Von unterschiednem Rang, wovon die einen,
Wie Obrigkeiten, Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre, wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt die samtnen Sommerknospen plündern
Und dann den Raub mit lust'gem Marsch nach Haus
Zum Hauptgezelle ihres Königs bringen,
Der emsig in der Majestät beachtet,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bau'n,
Die stillen Bürger ihren Honig speichern,
Wie sich die armen Tagelöhner drängen
Mit schweren Bürden an dem engen Thor,
Wie mürrisch summend der gestrenge Richter
Die zehrenden und faulen Drohnen liefert
In ihrer Henker rasche Hand.

(Heinrich V.)

„Nicht leicht verläßt die Biene ihre Waben.“

König Heinrich IV, 4.

„Wie die Biene, jede Blume schätzend

Um ihre süße Kraft,

Die Schenkel voller Wachs, den Mund voll Honig,

So bringen wir's zum Korb: und wie die Biene

Erwürgt man uns zum Lohn.“

König Heinrich IV, 1.

Auch der Größte im deutschen Dichterheim, Goethe, dessen Geist den Welt- und Menschenpiegel des Faust geschenkt und den titanischen Gedanken des „gefesselten“ Prometheus ausgedacht hat verschmähte es nicht, der lieben kleinen Biene in manch treffendem Gedicht ein Denkmal liebender Anerkennung zu stiften. Wie hätte auch der, dem das „Röslein rot“ auf der einsamen Heide

nicht entging oder, „wenn er im Walde vor sich hin ging“, das Blümlein „wie Sterne leuchtend, wie Auglein schön“, zu sich aufblicken sah, an den Bienen teilnahmslos vorbeigehen können? In seinem Schweizerliedchen bekennt Goethe gewiß aus eigener Erfahrung und Liebhaberei:

„In ä Garte
Bin i gstande,
Sa d'Immli
Zugschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.“

Wie sinnig hat er dem Freundschaftsverhältnis der Blumen und der Bienen, ihrer Gäste, Ausdruck gegeben:

„Ein Blumenglößchen,
Vom Boden hervor,
War früh gesproset
In lieblichem Flor.
Da kam ein Biengchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.“

Wie antik-klassisch faßt der Altmeister die Symbolik der nektarzehrenden Insekten, zu denen in erster Linie die Biene zählt, in dem nach dem Vorbild der griechischen Mythologie gedichteten „Nektartropfen“:

„Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzusüßen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe.
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen

Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig,
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen,
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Tierchen!
Denn sie teilen mit den Menschen
Nun das schönste Glück — die Kunst.“

Unserem Schiller sind die Bienen ein seltenerer Gegenstand seiner dichterischen Erfindung. Dies hat seinen Grund darin, daß Schillers Lyrik überhaupt nicht, wie die Goethes, aus der Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens emporblühte, sondern fast durchgehends aus der Arbeit des Gedankens, der Reflexion, erwachsen ist. Schiller war viel zu viel subjektiv, um die Naturdinge so ruhig und klar wie Goethe auf sein Gemüt wirken zu lassen. Doch hat er in der „Jungfrau von Orleans“ die Bienen als Symbol des kriegerischen Angriffes verwertet:

„Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans' Gefilde.“

Wie zart und innig kündet sich die Sehnsucht des Liebenden nach dem Mund der Geliebten in jenem Bienenliedchen in des „Anaben Wunderhorn“ an (II, 60):

„Wie die goldnen Bienlein schweben
Auf der bunten Blumenfahrt,
Hunderttausend Küsse geben
All' den Kräutlein mancher Art:
So in meines Herzens Grunde
Treibt es mich nach deinem Munde.
Speis' und Wein,
Ruß und Freude,
Mehr't die Pein,
Die ich leide
Ohne dich, mein Leben!

Durch Umsfängen
Stillt dein Mund
Mein Verlangen.
Bin ich wund,
Kannst du mir Gesundheit geben.“

Wie freundlich weiß der Sänger der deutschen Preis-,
Jorn- und Kampflieder in schwerster Zeit, E. M. Arndt, die
Bienen als Boten des erschienenen Frühlings willkommen zu
heißen:

„Ziehst du dein goldnes Röcklein an?
Die goldnen Stiefel auch?
O Bienchen, Böglein wohlgemut,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Dich locket nun das Sonnenlicht,
Dich lockt der Blütenhauch.“

Der Sänger der „lieblichen Wiese“, unser vaterländischer
Dichter Hebel verteidigt den Ruf, das Pfand der Liebe, mit
dem Thun der Bienen, wenn er meint:

„Küsst 's Bienli nüt si Schwesterli
Und 's Sternli nüt si Nöchberli?
'Ne Kuss in Ehre
Wer will's verwehre?“

Unter den frommen und stillen Blumen sieht sie Robert
Hammerling als Gäste sich tummeln, wenn er, der Sonn' ent-
gegen, die Walbestreppen, „felsig gestuft und überkrochen von
hundertjährigen Wurzeln“, zur einsamen Bergwiese emporsteigt,

„ . . . wo rötlich

Die Heide blüht und wo
Um meines Fußes Niedertritt
Der Bienen summende Schwärme wie Funken säuben.
Da steh ich still
Bei Glocken- und Kreuz- und Flocken- und Ringelblumen
Und suche mit Dichteraugen
Ein Reinentwideltetz, und freue mich innig, wenn
Recht vollgedrängt auf hohem Stengel das Blütenköpfchen
Der Scabiosa schwankt am Waldsteig, wenn
Auf schöngezacktem Blätterfuß

Ranunculus stolziert
In Wiesengründen, wenn in die Wildnis
Die Genziane blauen Glanz streut, und Dolbengewächse
Weit hin verzweigt auf hohen Stämmen die Halde bedecken.
Es lockt der Schönheit selige Spur
Auf Waldespfaden das Aug' des Dichters,
Wie sie den Sehnen den anlockt im Getümmel des Markts:
Im Getümmel des Markts aber ist Schönheit
Ein schwirrend geflügeltes Wunder, buntschillernd,
Doch schwer zu haschen und oft
Mit scharfem Stachel bewaffnet:
Fromm sind und stille die Blumen.“

Wie zart und sinnig verbirgt sich die Unruhe des Lieb-
habers in Otto Roquette's schönem Gedicht:

„Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zur Rüste geht.
Da summen die Bienen im goldenen Schein
Sie summen heraus und sie summen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten
Wo der Flieder in Düften steht.
Nun sind die Gedanken alle
Mir schwer auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!
Sie summen herein und summen heraus,
Und mein Kopf ist schier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug.“

Sogar das monotone Stillleben des Jmfers der Lüne-
burger Heide hat seinen Sänger gefunden. Th. Storm schildert
dasselbe in seinem „Abseits“ getauften Liede also:

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blüh'n; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.“

Lauffäßer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröschchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide*) Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.
Ein halbverfallen' niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschiener,
Der Rächner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzeln nach den Bienen;
Sein Zunge auf dem Stein davor
Schneißt Pfeifen sich aus Kälberrohr.
Kaum zittert durch die Mittagssruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Selbst in die religiöse Dichtung, in das Kirchenlied, hat die Bienensymbolik ihren Weg gefunden. Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725—1761), Prediger in Bunzlau und Mitbegründer des dortigen Waisenhauses, hat ein Bienen-Kirchenlied gedichtet, das hier folgen möge:

Das ist der Bienen Element, die Blumen auszusaugen, so weiß es jeder, der sie kennt und sieht's vergnügt mit Augen. O möcht' mein Sitzen, Gehn und Stehn ins Wort des Kreuzes Christi gehn!

Die Bienen kriechen gar hinein in tiefe Blumenhöhlen, was könnte doch wohl besser sein für mich und arme Seelen, als ganz in Jesu Wunden gehn, die alle Stunden offen stehn?

Die Biene wird auch niemals satt; sie kommt beständig wieder. Und wo sie was gefunden hat, läßt sie sich eifrig nieder. Herr Jesu! liebe du mich sehr, so hungert mich noch immermehr.

Wie fleißig trägt die Biene ein und läßt sich nicht ermüden! O möcht' ich so geschäftig sein, so hätt' ich vielen Frieden. Wer vieles sucht und vieles nimmt, für den wird immermehr bestimmt.

*) Die Edelheide, vulg. Heidekraut (Erica) eine der vorzüglichsten Bienenspflanzen; sie allein ist die eigentliche Honigquelle der Lüneburger Heideimter.

Die Biene baut vom Blumenstift zugleich die kleine Zelle. Mein Jesu, deines Geistes Kraft, dient mir auf alle Fälle. Ich baue mir ein festes Haus von deiner Gnade an und aus.

Die Bienen machen Wachs bereit, daß Menschen Lichter brennen; so soll des Glaubens Freudigkeit dem Nächsten Freude gönnen. Ach, Bienen fliegt doch alle her, hier ist ein Licht- und Freudenmeer.

Ihr König ist die Augenlust der ganzen kleinen Herde; sie folgen ihm und sein Verlust vertilgt sie von der Erde. Mein König, lenke meinen Sinn so stark zu deinem Herzen hin!

Die Bienen, können niemals mehr als einen König leiden; ach Jesu laß uns alle sehr die Höhen in uns meiden, daß unser Herz in Lieb und Treu dir ganz allein ergeben sei!

Wie sehr bewundert jedermann das schöne Werk der Bienen, das dennoch niemand sehen kann, wiewohl sie jedem dienen, die Welt sieht unser Werk nicht ein, doch soll's zum Preise Gottes sein.

Die kleine Biene pranget nicht und wohnt in schlechten Hütten; doch was sie heimlich zugericht't, kann reichen Segen schütten; o möcht' ich doch so arm und klein und voll vom Segen Jesu sein!

Im trüben Wetter sind sie still und bleiben gern zu Hause. Sobald die Sonne scheinen will, hört man auch ihr Gesause. Du bist mir immer einerlei, hilf, daß ich still und fröhlich sei!

Sobald die Biene jemand sticht, muß sie das Leben lassen. Ihr Glieder Jesu streitet nicht, vermeidet Grimm und Hassen. O traget, duldet, liebt und wacht, daß ihr euch nicht zuschanden macht.

Nach der Melodie: „Nur nach, spricht Christus.“

Eine verwandte psychische Bedeutung hat die Biene als Symbol der Liebe der Christenseele zu Jesus, dem edlen, honigreichen Reis aus Davids Stamm, in einigen Liedern der Herrnhuter Brüdergemeinde, in deren ältestem Gesangbuch (von 1784 S. 84) es heißt:

„Du grüner Zweig, du edles Reis,
Du honigreiche Blüte
Du aufgethanes Paradeis
Gewähr' mir eine Bitte:
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!
Ach, ach, wie süß ist dieser Tau,
Wie lieblich meiner Seele,

Wie gut ist 's sein auf solcher Au
Zu solcher Blumenhöhle!
Laß mich doch stets ein Bienelein
Auf deiner Rosenwunde sein!"

Oder (S. 99):

„O Herr Jesu, gieb mir Gaben
Wie die klugen Bienen haben,
Weil ich mich zu dir gefunden
Auf die Rosen deiner Wunden,
Daß ich dein's Blut's Honigseim
Trag in Mund und Herze heim!"

Damit aber der Gesamteindruck der von uns gesammelten Proben aus dem reichen Kapitel der Bienenpoesie ein vollständiger sei, möge zum Schluß nach der ernstern Muse auch der heiteren das Wort verstattet sein. Ferdinand Bereslas hat ein sehr gelungenes tragikomisches Heldengedicht, genannt „Der Ämsen-Zimmenkrieg“ herausgegeben (1841), welches der Leser als III. litterarische Beilage vollständig wiedergegeben finden wird. Von Kindesbeinen an mit diesen „Größten unter den Kleinsten“ enge befreundet und von Natur mit einer sehr feinen Beobachtungsgabe für das Leben der „Ämsen“ und „Zimmen“ ausgerüstet, was der aufmerksame Leser insbesondere an den treffenden Eigennamen*) ersehen kann, welche den Helden

*) Die Namen der Bienen (Zachschwung, Goldimme, Aulieb u. s. f.) und der Ameisen (Zwidmaul, Rischlauf, Kühwart u. s. f.) sind ebenso naturwahr, charakteristisch und ergötzlich, wie jene Namen der Flöhe in Fischarts „Flohhaß“ (Pfeßstelind, Zwidzie, Schleichinsthal, Zupffieck u. s. f.), wo, wie Gerwinus sich köstlich ausdrückt, „in Reim und Vers der Mutwille förmlich krabbelt und zappelt“. Bei Fischart beschwerten sich die Flöhe über die Weiber, die sie so mörderisch verfolgen, bei Zuppiter, der sie zurechtweist und Bereslas läßt, als eben das Morden der Ämsen-Zimmenschlacht seinen Höhepunkt erreicht hat und beider Völker Untergang bevorsteht, ebenfalls den Göttervater höchstpersönlich einschreiten, aber der göttliche Sendbote, welcher dieses blutigen Krieges Endschaft herbeiführt, ist nicht Pallas Athene, nicht Mars und nicht Hermes, sondern ein lästerner — Spaz, der mit seinem Schnabel als der vis major in die Reihen der kämpfenden Helden einhaut.

der beiden Völker gegeben werden, hat Bereslas es verstanden, mit gutem Geschick, sprudelndem Witz und in glücklicher Nachahmung des homerischen Tones die in der Natur wirklich vorkommenden Völkerkriege zwischen Ameisen und Bienen, diesen edelsten, begabtesten und streitbarsten Geschlechtern der großen Insektenfamilie, ergötzlich zu schildern, ohne dabei die Grenzlinie des Humors zu überschreiten, wovon sich andere, wir denken speziell an Moys Blumauers „travestierte Aeneide“, sich nicht immer fern gehalten haben. Bereslas hat sich als ein glücklicher Nachfolger Georg Rollenhagens bewährt, dessen Frosch-Mäuse-Schlacht („Batrachomyomachie“, „Froschmäufeler“) den Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen allerdings noch zu polemischer Bezugnahme auf die Zeitgeschichte benutzt. Jeder Bienen- und Naturfreund ist dem Dichter für diese Gabe zum Danke verpflichtet, um so mehr als derselbe sich der Grenzen seines Stoffes stets bewußt bleibt und sich mit dem bescheidenen Ruhme „ein letzter der Homeriden“ zu sein, wohl zufrieden giebt.

-
- Vgl. Auber: „Histoire et théorie du symbolisme religieux.“
Wessely: „Ikonographie Gottes.“
Mannhardt: „Germanische Mythen.“
Kreuzwald, Friedrich: „Ethische Märchen“ (übers. von F. Löwe).
Benzig: „Westslavischer Märchenschatz.“
Kopper: „Die Gesänge der Serben.“
Kuhn u. Schwarz: „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.“
Vander: „Deutsches Sprichwörterlexikon.“
Kochholz: „Deutscher Glaube und Brauch.“
Reinsberg v. Düringsfeld: „Das festliche Jahr.“
Nork: „Sitten und Gebräuche der Deutschen.“
Uhlant: „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.“
Simrock, R.: „Handbuch der deutschen Mythologie.“
Grimm, W.: „Die deutsche Heldensage.“
„ „ „Altdeutsche Wälder.“
„ „ „Deutsche Rechtsaltertümer.“
„ „ „Deutsche Mythologie.“

- Grimm, J.: „Auswahl aus den kleineren Schriften.“
Grimm, W.: „Konrad v. Würzburg“, „Die goldene Schmiede.“
Koberstein: „Geschichte der deutschen Nationallitteratur.“
von der Hagen: „Minnesänger.“
Strange: „Caesarii Heisterbacensis Monachi dialogus miraculorum.“
Fortlage: „Christliche Gefänge.“
Siegel: „Handbuch der christlich-kirchlichen Altertümer.“
Münter: „Sinnbilder der alten Christen.“
Piper: „Mythologie der christlichen Kunst.“
Pohl, D.: „Die altchristliche Fresko- und Mosaik-Malerei.“
Kinkel: „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern.“
D'Ahrenberg: „Dictionnaire des antiquités.“
-

Dritter Teil.

Klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen

aus dem Buche der Weltliteratur.

„Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald
Nutzen zu stiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich An-
mut'ges zu sagen.
Sämtliche Stimmen gewinnt wer Nützlich'es
mischt mit dem Süßen,
Wenn er dem Leser Belehrung zugleich und
Erweiterung bietet.“
Horaz, de arte poetica, B. 341 ff.

Beilage I.

Virgils Sandhan-Gedicht.

Vierter Gesang.

— Das klassische Hohelied der Bienen. —

(Vorbemerkungen, Urtext und metrische Übersetzung nebst sachlichen
Erläuterungen.)



Vorbemerkungen.

Virgils *Georgica*, d. h. die Gedichte vom Landbau, deren viertes Buch wir hier als das klassische Hohelied der Bienen folgen lassen, sind, wie Bernhardt mit Recht hervorhebt, die glücklichste Leistung des ganzen Altertums im Lehrgebicht; weder im Adel der Gefinnung noch im Wohl laut der Rhythmen und in der Milde des Ausdruckes kann irgend ein anderes ihnen an die Seite gestellt werden. Sie dürfen trotz der vielgepriesenen und überschätzten Ansehs das Meisterwerk des Dichters genannt werden.

Wohl waren viele der in den *Georgica* behandelten Gegenstände schon von griechischen Dichtern, von Hesiod in den *Ἔργα καὶ Ἡμέραι*, von Aratus in den *Φαινόμενα καὶ Διοσημεία*, von Eratosthenes im *Ἔργου*, von Nikander in den *Θηριακά*, *Ἀλεξίφαρμακα* und *Γεωργικά* behandelt worden; doch keiner der Alten, wir dürfen wohl hinzusetzen auch der Neueren, hat das Gebiet der Landwirtschaft in dem Umfange, den Virgil seinem Lehrgebichte gegeben hat, bearbeitet, keiner so zutreffend und poetisch schön besungen.

Die ganze italische Landwirtschaft seiner Zeit hat Virgil zum Vorwurf seines Gedichtes gemacht und doch ist dasselbe nie ermüdend. Geschickt und naturwahr ist der Stoff ausgewählt; Unwichtiges ist wegelassen oder nur leise gestreift. Der Dichter kann beim besten Willen nicht alles und jedes poetisch ausgestalten und soll es auch nicht. Aber was er bringt, muß den Hauch dichterischer Berklärung erfahren und

darf dabei doch den Stempel der Wahrheit nicht verleugnen. Dies alles trifft bei den *Georgica* bewundernswert zu. Meisterhaft ist insbesondere die weise Verteilung des gewaltigen Stoffes: Indem im ersten Buche der Ackerbau im engeren Sinn, im zweiten die Baumzucht, im dritten die Viehzucht und im vierten die Bienenzucht zur Darstellung kommen, steigt die Muse des Dichters von der Betrachtung der anfänglichen, niederen Entwicklungsstufen der Landwirtschaft in schöner Folge zu immer höheren, reineren und edleren Sphären empor. Von der rauhen Scholle des Erdbodens, über den der Pflug des Säemanns hingehet, werden wir in die blühende und edle Früchte tragende Pflanzenwelt mit ihren Obstbäumen und Nebgeländen geführt, von da in die dem Landwirte zur Pflege und Zucht übergebene Tierwelt, bis wir zuletzt einen Blick in die Wunder der ätherischen Bienen, in denen „ein Hauch des göttlichen Geistes“ spürbar uns antwehe, hineinthun. Der vierte Gesang ist offenbar der Höhepunkt des ganzen Gedichtes, ein unverkennbarer Ehrenplatz für unsere Lieblinge, eine Mahnung zugleich an ihre Pfleger und Züchter!

Hier entfaltet die Sprache des Dichters den glänzendsten Aufbau, die farbenreichsten Bilder, die mannigfaltigsten Wendungen, die vollkommenste Harmonie des Wohlklanges, welche für das musikalische Ohr des Dichters zeugt, der auf die Abfassung und wiederholte Umarbeitung seines Lieblingsgedichtes nicht weniger als volle sieben Jahre (31—25) verwendet hat, während er die sein Sterbelager umstehenden Freunde inständig gebeten haben soll, die Anais, weil sie noch nicht gehörig durchgeföhlt sei, der Vernichtung preiszugeben.

Was unserem Gedichte aber nächst dem bedeutenden Inhalt und der schönen Form noch einen besonderen Reiz und Wert verleiht, ist die an so mancher Stelle offen ausgesprochene und noch öfter zwischen den Zeilen zu lesende und herauszufühlende pietätvolle Liebe des Dichters zu seinem schönen Heimatland, zumal dem fruchtbaren mantuanischen Gau, wo

seine Wiege gestanden war und das teure väterliche Landgut trotz schwerer Wechselfälle des Bürgerkrieges ihm unversehrt erhalten blieb (vgl. B. 371 ff.). Obwohl den höheren Ständen angehörig und im späteren Leben ein Freund der Mächtigsten seines Volkes, hat er es in angeborener Bescheidenheit nicht verschmäht, mit dem gemeinen Mann aus dem Hirten- und Bauernstand persönlichen Umgang zu pflegen und daraus eben für die Gegenstände seines Gedichtes die speziellste Belehrung zu schöpfen (vgl. B. 270 ff.).

Noch war der Ackerbau die feste Grundlage der römischen Größe und Sitte und Virgil selber ein personifizierter Teil jener gesunden italischen Volkskraft, die noch immer vom Lande her der weltförmigen Hauptstadt zuströmte und darum war es die glückliche Wahl eines echt nationalen und ihm selber gemäßen Stoffes, als er seine *Georgica* zu dichten begann.

Selbst dem großen Imperator, wie dessen rechter Hand, dem edlen Mäcenas, konnte damals keine Gabe der Musen willkommener sein als eben eine solche, welche dem durch die Unruhen der blutigen Bürgerkriege vernachlässigten Ackerbau wieder aufzuhelfen bemüht war, welche der harten, von der Stadt und ihrem Plebs verachteten Arbeit des fleißigen Landmannes den Lorbeer der höchsten Ehre darreichte und die Freuden und Annehmlichkeiten des Landlebens, das ganz idyllische Vollglück eines einfachen, durch sich selbst befriedigten Lebens mit so herrlichen Farben ausmalte, ruhmvoll für den Dichter selbst, der den „kleinen“ Stoff nicht „für zu gering“ erachtete, lehrreich und ermunternd für sein ganzes Volk.

Auch wenn Virgil nicht nach der Doppelpalme des epischen und lyrischen Dichters mit gleichem äußeren Erfolge gestrebt hätte, die *Georgica* allein hätten genügt, ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirne zu widmen. Sein Volk hat ihm dieses hohe Verdienst nicht vergessen und die spätesten Geschlechter des Römervolkes, ja der ganzen abendländischen Menschheit, haben ihm den Dank dafür nicht vorenthalten.

Was er als besten Ertrag seiner poetischen Kraft hinterließ, wurde für das alte Rom und seine Provinzen eine der vornehmsten Grundlagen litterarischer und künstlerischer Bildung. Es wurde in den Schulen gelesen, von den Freunden der schönen Litteratur mit Vorliebe besprochen, von den Grammatikern kommentiert, von den Dichtern nachgeahmt. Als schon lange der Pontifex nicht mehr mit der schweigenden Jungfrau zum Kapitol hinanstieg, schöpften die Gebildeten der neugewordenen Welt noch aus ihm die Lehren uralter Weltweisheit, den Ausdruck frommer Gesinnung, die Neigung zu den stillen Freuden des Landlebens am Busen der Mutter Natur ebenso gut wie die Norm für jene Heldentugenden, in deren Bethätigung die Edelsten und Besten ihre Kraft einsetzten. Unter den Karolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß gerade Virgil eine besondere Verehrung; nach Virgilischem Muster hat Waltharius den heimatischen Sagenstoff im Liede besungen, die geist- und kraftvolle lateinische Lyrik des Mittelalters ist voller Anklänge an ihn und der gottbegnadete Seher der *Divina comedia*, Dante, hat unter allen Großen und Edlen gerade ihn als Führer durch das Chaos der Hölle und hin zum Berge der Reinigung ausgewählt, als würdigsten Repräsentanten menschlicher Vernunft, Weisheit und reiner Kunst, während die geliebte Beatrice dem Dichter die Pforten des Himmels öffnet und seiner Seele für die letzten, größten Geheimnisse des ewigen Lebens, des Christentums die Weihe giebt.

Wahrlich, keine geringe Ehre für das kleine Volk der Bienen einen solchen Sänger seiner Thaten und Tugenden, Freuden und Leiden gefunden zu haben!

Möge das köstliche Vermächtnis der Treue und Liebe zu den Bienen, wie es in diesem vierten Buche der *Georgica* von einem ihrer besten und edelsten Freunde niedergelegt ist, auch von allen, die ihrerseits Freunde der Bienen sein wollen, beherzigt, bewahrt und erfüllt werden!

Georgicon.

Liber Quartus.

Protinus aërii mellis caelestia dona
Exsequar. Hanc etiam, Maecenas, adspice partem.
Admiranda tibi levium spectacula rerum,
Magnanimosque duces, totinsque ordine gentis
5 Mores et studia et populos et proelia dicam,
In tenui labor; at tenuis non gloria, si quem
Numina laeva sinunt auditque vocatus Apollo.
Principio sedes apibus statioque petenda,
Quo neque sit ventis aditus (nam pabula venti
10 Ferre domum prohibent), neque oves haedique petulci
Floribus insultent, aut errans bucula campo
Decutiat rorem et surgentes atterat herbas.
Absint et picti squalentia terga lacerti
Pinguibus a stabulis, meropesque, aliaeque volucres,
15 Et manibus Procne pectus signata cruentis.
Omnia nam late vastant, ipsosque volantes
Ore ferunt dulcem nidis immitibus escam.
At liquidi fontes et stagna virentia musco
Adsint et tenuis fugiens per gramina rivus;
20 Palmaque vestibulum aut ingens oleaster obumbret,
Ut, quum prima novi ducent examina reges
Vere suo, ludetque favis emissa juvenus,
Vicina invitet decedere ripa calori;
Obviaque hospitiiis teneat frondentibus arbos.
25 In medium, seu stabit iners seu profluet humor,
Transversas salices et grandia conjice saxa:
Pontibus ut crebris possint consistere et alas
Pandere ad aestivum solem; si forte merantes
Sparsarit aut praeceps Neptuno immerserit Euris.
30 Haec circum casiae virides et olentia late

V a u d b a u.

Vierter Gesang.

Jetzt des ätherischen Honigs Geschenk, hertauend vom Himmel,
Löne mein Lied. Du empfang' auch diesen Teil, o Mäcenas.
Kleingeachteter Dinge bewunderungswürdiges Schauspiel,
Führer voll hohen Muts und des Volkes Geschlecht nach der Ordnung
Will ich, und Sitten, Geschäft' und Stamm' und Schlachten dir singen. 5
Klein ist der Arbeit Stoff, doch klein nicht ist das Verdienst: wenn
Hold nur die Götter mir sind und Apoll' mein Rufen erhört.
Erstlich gebührt's, den Bienen ihr Haus und Lager zu wählen,
Wo kein Wind sie bestreicht (denn Winde verwehren, die Nahrung
Heimzutragen) und wo nicht Schafe noch süßige Böcklein 10
Frech durchhüpfen die Blumen noch schweifend im Felde das Jungvieh
Rings abschüttelt den Tau und sprossende Kräuter zerstampfet.
Fern auch bleibe mit widrig gesprenkeltem Rücken die Eidechse
Von dem gesegneten Stand, der Specht und noch andere Vögel,
Prokne zumal, an der Brust mit blutigen Händen gezeichnet. 15
Wild veröden sie alles umher und die Fliegenden selber
Schnappen sie weg, für die grausame Brut ein köstlicher Bissen.
Aber ein lauterer Quell, ein Teich mit grünendem Moose
Grenze daran und ein leicht durchs Gras hineinendes Bächlein.
Hoch umschatte die Palme den Hof und der Wildling des Olbaums: 20
Daß, wenn zuerst mit Schwärmen in ihrem Lenz die neuen
Könige zieh'n und, den Bellen entschlüpft, die Jugend umherspielt,
Sie das benachbarte Raß einlad' in die liebliche Kühlung
Und sie ein Baum am Weg' im grünenden Laube bewirte.
Mitten ins Wasser hinein, sei's stehendes oder es rinne, 25
Wirf sich kreuzende Weiden und mächtig ragende Steine,
Daß auf häufigen Brücken zu ruh'n sie vermögen, die Flügel
Ausgestreckt am sonnigen Strahl; wenn die Säumigen etwa
Sonderste oder wohl gar in die Flut eintauchte der Ostwind.
Rings in der Gegend umher laß Cassia grünen und weithin

- Serpylla et graviter spirantis copia thymbrae
Floreat irriguumque bibant violaria fontem.
Ipsa autem, seu corticibus tibi suta cavatis,
Seu lento fuerint alvearia vimine texta,
35 Angustos habeant aditus: nam frigore mella
Cogit hiems, eademque calor liquefacta remittit.
Utraque vis apibus pariter metuenda; neque illae
Nequicquam in tectis certatim tenuia cera
Spiramenta linunt fucoque et floribus oras
40 Explent, collectumque haec ipsa ad munera gluten
Et visco et Phrygiae servant pice lentius Idae.
Saepe etiam effossis, si vera est fama, latebris
Sub terra fovere larem, penitusque repertae
Pumicibusque cavis, exesaeque arboris antro.
45 Tu tamen et levi rimosa cubilia limo
Ungue fovens circum et raras super injice frondes.
Neu propius tectis taxum sine, neve rubentes
Ure foco caneros; altae neu crede paludi,
Aut ubi odor coeni gravis, aut ubi concava pulsu
50 Saxa sonant, vocisque offensa resultat imago.
Quod superest, ubi pulsam hiemem Sol aureus egit
Sub terras, caelumque aestiva luce reclusit;
Illae continuo saltus silvasque peragrant,
Purpureosque metunt flores et flumina libunt
55 Summa leves. Hinc nescio qua dulcedine laetae
Progeniem nidosque fovent; hinc arte recentes
Excudunt ceras et mella tenacia fingunt.
Hinc ubi jam emissum caveis ad sidera caeli
Nare per aestatem liquidam suspexeris agmen,
60 Obscuramque trahi vento mirabere nubem;
Contemplator: aquas dulces et frondea semper
Tecta petunt. Huc tu jussos adsperge sapes,
Trita melisphylla et cerinthae ignobile gramen;
Tinnitusque cie et Matris quate cymbala circum.
65 Ipsae considant medicatis sedibus; ipsae
Intima more suo sese in cunabula condent.
Sin autem ad pugnam exierint: (nam saepe duobus
Regibus incessit magno discordia motu)
Continuoque animos volgi et trepidantia bello
70 Corda licet longe praesciscere: namque morantes
Martius ille aeris rauci canor increpat et vox

Duftenden Quendel erblüh'n und viel gewürzige Thymbra,
 Auch Viofen dabei, getränkt vom Borne der Quelle.
 Selber die Körbe jedoch, ob von wölbender Rinde du solche
 Nähetest oder von biegsamer Rute der Weide sie flochtest,
 Sei'n an der Pforte recht eng, denn die Kälte des Winters 35
 Härtet den Honigseim, es löst ihn zerschmelzend die Hitze.
 Beide bedroh'n die Bienen mit gleicher Gefahr; und umsonst nicht
 Eifern sie um die Bett' mit Wachs auch die winzigsten Spalten
 Ihrer Burg zu verkleben, mit Saft und Blüten den Eingang
 Wohl zu füllen und sparen hiezu den gesammelten Leim auf, 40
 Bärer als Harz von der Mistel und Bsch vom phrygischen Ida.
 Oft, wo die Sage nicht täuscht, war tief in gegrabenen Löchern
 Unter der Erd' ihr häuslicher Herd; auch in Klüften des Bimssteins
 fand sich ihr Bau und im Schlupf des vermoderten Baumes.
 Gleichwohl verstreich' zum Erwärmen umher die spaltigen Kammern 45
 Selbst mit schlüpfrigem Thon und bestreue sie locker mit Laubwerk.
 Dulde auch nicht zu nahe den Stöcken den Tarus, verbrenn' nicht
 Rote Krefz' auf dem Herd, auch trau' nicht tiefem Moraste,
 Oder wo faulig verdampfet der Mist und vom Echo der hohle
 Felsen erschallt und das Bild anprallender Stimme zurüdfliagt. 50
 Aber treibt nun den Winter die gold'ne Sonne verschleichend
 Unter die Erd' und entwölkt mit Sommerlichte den Himmel,
 Plözlich sodann durchzieh'n sie Gehölz und beschattete Thale,
 Pflücken sich purpurne Blüten und schöpfen im Schweben der Bäche
 Glatten Kryftall. Dann, fröhlich von unerklärbarer Wonne 55
 Pflegen sie Nest und Geschlecht, d'rauf formen sie kunstreich
 Zellen aus frischem Wachs und bilden den klebrigen Honig.
 Dann, wann du jezo den Schwarm heraus aus den Hallen der Heimat
 Siehst zu den Sternen empor die Lüfte des Sommers durchschwimmen,
 Und, wie ihr dunkles Gewölk hinzieht im Winde, dich wunderst: 60
 Merke dir wohl, stets suchen sie süßes Gewässer und Laubdach.
 Hierhin sprengte du nun wohlduftende Säfte nach Vorschrift
 Aus der zerquetschten Melisse gepreßt und der gemeinen Gerinthe;
 Klingelndes Erz schlag' an und die Gymbeln der Cybele ringsher,
 Selber dann setzen sie sich auf die duftenden Plätze und selber 65
 Schlüpfen sie gern, wie gewohnt, in die Wiege des bergenden Korbes.
 Aber sobald zum Kampfe sie zieh'n — denn oftmal empöret
 Zweier Könige Brust die Gewalt unbändiger Zwietracht —
 Gleich auch kann man des Volks aufwallenden Mut und in Kampflust
 Lebendes Herz schon ferne vorherschaun; denn es ermuntert 70
 Kriegerischer Klang wie des Erzes die Zauderer; Töne vernimmt man,

- Auditur fractos sonitus imitata tubarum.
Tum trepidae inter se coeunt, pennisque coruscant
Spiculaque exacuunt rostris aptantque lacertos;
75 Et circa regem atque ipsa ad praetoria densae
Miscentur, magnisque vocant clamoribus hostem,
Ergo ubi ver nactae sudum camposque patentes
Erumpunt portis, concurritur, aethere in alto
Fit sonitus, magnum mixtae glomerantur in orbem
80 Praecipitesque cadunt: non densior aëre grando
Nec de concussa tantum pluit illice glandis.
Ipsi per medias acies, insignibus alis,
Ingentes animos angusto in pectore versant,
Usque adeo obnixi non cedere, dum gravis aut hos,
85 Aut hos versa fuga victor dare terga subegit.
Hi motus animorum atque haec certamina tanta
Pulveris exigui jactu compressa quiescent.
Verum ubi ductores acie revocaveris ambo,
Deterior qui visus, eum, ne prodigus obsit,
90 Dede neci; melior vacua sine regnet in aula.
Alter erit maculis auro squalentibus ardens:
Nam duo sunt genera: hic melior, insignis et ore
Et rutilis clarus squamis; ille horridus alter
Desidia; latamque trahens inglorius alvum.
95 Ut binae regum facies, ita corpora plebis.
Namque aliae turpes horrent: ceu pulvere ab alto
Quum venit et sicco terram sputat ore viator
Aridus; elucent aliae et fulgore coruscant,
Ardentes auro et paribus lita corpora guttis.
100 Haec potior suboles: hinc caeli tempore certo
Dulcia mella premes; nec tantum dulcia quantum
Et liquida et durum Bacchi domitura saporem.
At quum incerta volant caeloque examina ludunt,
Contemnuntque favos et frigida tecta relinquunt;
105 Instabiles animos ludo prohibebis inani.
Nec magnus prohibere labor. Tu regibus alas
Eripe! Non illis quisquam cunctantibus altum
Ire iter aut castris audebit vellere signa.
- Invitent croceis halantes floribus horti;
110 Et custos furum atque avium cum falce saligna
Hellespontiaci servet tutela Priapi.

Deren gebrochener Stoß nachahmt der Drommeten Geschmetter.
 Rings dann strömen sie hastig herbei mit schimmernden Flügeln,
 Wehen den Speer mit dem Hüffel und stählen zum Kampfe die Muskeln;
 Und um den König geschart und das ragende Zelt ihres Feldherrn 75
 Fordern heraus sie den Feind und rufen lautdrohend zur Feldschlacht.
 Drum, wann wärmenden Lenz und offene Felder sie finden,
 Stürzen sie vor aus den Thoren, das Treffen beginnt, in des Äthers
 Höhen erschallet Getös und geballet zum mächtigen Anäuel
 Stürzen die Toten herab; nicht prasselt dichter der Hagel 80
 Von dem Himmel herab, nicht dichter die Frucht der geschüttelten Eiche.
 Jene nun selbst durch die Reihen der Schlacht mit leuchtenden Flügeln
 Droh'n, erhabenen Mut im winzigen Busen bewegend,
 Nimmer zu weichen gewillt, bis mit großer Gewalt hier,
 Ober auch dort der Flüchtigen Scharen der Sieger daherscheucht. 85
 Solcher Kampf der Empörten und solch' entseztlicher Aufruhr
 Legen sich bei durch Würfe von wenigem Staube gebändiget.
 Hast du zurück nun vom Kampfe sie beide, die Führer, gerufen:
 Welcher der Schlechtere scheint, den weih', daß nicht schade der Brasser,
 Als bald dem Tod; und der Bessere herrsch' im geräumten Palaste. 90
 Brachtvoll glühet der eine mit goldbausstrahlenden Flecken;
 Zwiefach sind sie von Art: der Edlere prächtig von Aussehn,
 Funkelnd mit rötlichen Schuppen; der andre ein fauler Geselle
 Stelt dich an und schleppt ruhmlos den gedunsenen Banst nach.
 Zwiefach sind, wie der Herrscher Gestalt, auch die Leiber des Volkes: 95
 Wustvoll starren die einen umher, wie ein Wanderer lechzend
 Kommt aus tiefem Staub und Sand aus dem trockenen Munde
 Speit; hell glänzen die andern und strahlen in funkelndem Schimmer,
 Glühend von Gold und gesprengelt am Leib gleichmäßig mit Tropfen.
 Dies ist die edlere Zucht, von der in gemessener Jahreszeit 100
 Süßen Honig du brichst, so krystallhell fließend wie lieblich
 Duftend, den herben Geschmack des Bacchus durch Milde bezähmend.
 Aber durchschweifen unstät die flüchtigen Schwärme den Himmel,
 Achtend nicht mehr der Waben, erkaltete Zellen verlassend,
 Dann verbiete das eitle Spiel den launischen Herzen! 105
 Gar kein großes Geschäft ist's, dies zu verbieten: die Flügel
 Rupfe den Königen aus! Nicht einer, wenn diese nicht mitthun,
 Wagt mehr den Marsch in die Luft, noch entrollt er die Fahnen
 des Lagers.

Daß einlandende Gärten mit Crocusblüten sie umweh'n;
 Und zum Schutz vor Vögeln und Dieben mit weidener Sichel 110
 Steh' ihr Schirmherr Priapus, die hellespontische Gottheit.

- Ipse thymum pinosque ferens de montibus altis
Tecta serat late circum, cui talia curae;
Ipse labore manum duro terat; ipse feraces
115 Figat humo plantas et amicos irriget imbres.
Atque equidem, extremo ni jam sub fine laborum
Vela traham et terris festinem advertere proram:
Forsitan et pingues hortos quae cura colenti
Ornaret, canerem, biferique rosaria Paesti;
120 Quoque modo potis gauderent intuba rivis
Et virides apio ripae; tortusque per herbam
Cresceret in ventrem cucumis; nec sera comantem
Narcissum aut flexi tacuissem vimem acanthi,
Pallentesque ederas et amantes littora myrtos.
125 Namque sub Oebaliae memini me turribus altis,
Qua niger humectat flaventia culta Galaesus,
Corycium vidisse senem, cui pauca relictis.
Jugera ruris erant; nec fertilis illa juvenis
Nec pecori opportuna seges nec commoda Baccho.
130 Hic rarum tamen in dumis olus albaque circum.
Lilia, verbenasque premens, vescumque papaver,
Regum aequabat opes animis; seraque revertens
Nocte domum dapibus mensas onerabat inemtis.
Primus vere rosam atque auctumno carpere poma;
135 Et quum tristis hiems etiamnum frigore saxa
Rumperet et glacie cursus frenaret aquarum,
Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi,
Aestatem increpitans seram Zephyrosque morantes.
Ergo apibus foetis idem atque examine multo
140 Primus abundare et spumantia cogere pressis
Mella favis; illi tiliae atque uberrima pinus;
Quotque in flore novo pomis se fertilis arbos
Induerat, totidem auctumno matura tenebat.
Ille etiam seras in versum distulit ulmos,
145 Eduramque pirum et spinos jam pruna ferentes,
Jamque ministrantem platanum potantibus umbras.
Verum haec ipse equidem spatiis exclusus iniquis
Praetereo, atque aliis post commemoranda relinquo.
Nunc age, naturas apibus quas Juppiter ipse
150 Addidit, expediam: pro qua mercede canoros
Curetum sonitus crepitantiaque aera sequutae,
Dictaeo caeli Regem pavere sub antro.

Selbst nun hole sich Thyms, und Fichtengehölz von den Berghöhn
 Pflanze weit um die Wohnungen her, wem solcherlei obliegt.
 Selbst auch härt' er die Hand durch Arbeit, selber des Obstes
 Fruchtreis heft' er ins Land und tränk' es mit freundlichem Regen. 115
 Wenn ich, am Ziele der Müh'n, nicht schon einzöge die Segel
 Und nicht eilte, den Schnabel des Schiffs zum Gestade zu wenden:
 Dann, wie des Gärtners Sorge die üppigen Gärten sich ausschmückt,
 Säng' ich vielleicht und die Rosen des zweimal blühenden Pästum;
 Wie vom Tranke der Quellen Endiwie fröhlich heranwächst 120
 Und deren Borde von Eppich umgrünt; wie die Kräuter durchrankend
 Bauchiger stets anschwillt die Melon'; nicht spät umbuschte Narzissen,
 Nicht des Acanthus gewundene Rank', noch den salben
 Epheu verschwieg ich und nicht die Meerstrand liebenden Myrten.
 Sah ich ja doch vordem in Debalias ragenden Mauern, 125
 Dort, wo der dunkle Galäsus das gelbliche Fruchtfeld befeuchtet,
 Einen corycischen Greis, der wenige Hufen verlass'nen
 Feld's nur besaß, mit Ertrag weder lohnend die Mühe des Stieres,
 Noch geeignet zur Weide dem Vieh, noch günstig dem Bacchus.
 Aber, das Dornengeheg' mit Reihen von Kohl und mit weißen 130
 Lilien, heiligen Kräutern und zehrendem Mohne bepflanzend,
 Dünkt er sich Königen gleich an Besitz; und kehrt er am Abend
 Heimwärts, belud er den Tisch mit ungekauften Gerichten.
 Er war der erste, der Rosen im Lenz und im Herbst sich Obst brach.
 Und wann noch durch Frost der traurige Winter die Felsen 135
 Spaltete, noch mit Eis den Lauf der Gewässer bezähmte,
 Pflückt' er schon sich die lieblich gelodete Blum' Hyacinthus,
 Höhnend den späten Lenz und der Zephyre säumende Rückkehr.
 D'rum auch war er zuerst mit zahlreicher Brut und vielen
 Schwärmen beglückt und preßte den schäumenden Seim aus den Waben. 140
 Linden besaß er und Fichten in reichlichster Menge.
 Und so viel des Obstes den fruchtbaren Baum in der Blüte
 Kleidete, ebenso viel belastet' ihn reifes im Herbst.
 Auch in geordneten Zeilen verpflanzt er spät noch die Ulmen,
 Rauhere Stämme der Birn' und mit Pflaumen veredelten Schlehdorn, 145
 Platanus auch, der mit Schatten bereits umschirmte die Fescher.
 Aber ich selbst, durch Gewalt einengender Schranken gehemmet,
 Eile vorbei und belasse die Meldung späteren Sängern.
 Auf, nun will ich der Bienen Natur, die Jupiter selber
 Ihnen verlieh, auslegen: um welchen Lohn sie, dem lauten 150
 Trommelgeräusch der Cureten und dröhnendem Erze gehorsam,
 In diktäischer Grotte den König des Himmels genähret.

- Solae communes gnatos, consortia tecta
 Urbis habent magnisque agitant sub legibus aevum;
 155 Et patriam solae et certos novere penates;
 Venturaeque hiemis memores aestate laborem
 Experiuntur et in medium quaesita reponunt.
 Namque aliae victu invigilant et foedere pacto
 160 Exercentur agris; pars intra septa domorum
 Narcissi lacrimam et lentum de cortice gluten
 Prima favis ponunt fundamina, deinde tenaces
 Suspendunt ceras; aliae spem gentis, adultos
 Educunt foetus; aliae purissima mella
 165 Stipant et liquido distendunt nectare cellas.
 Sunt, quibus ad portas cecidit custodia sorti:
 Inque vicem speculantur aquas et nubila caeli,
 Aut onera accipiunt venientum; aut agmine facto
 Ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent.
 Fervit opus, reddolentque thymo fragrantia mella
 170 Ac veluti, lentis Cyclopes fulmina massis
 Quum properant, alii taurinis follibus auras
 Accipiunt redduntque, alii stridentia tinguunt
 Aera lacu; gemit impositis incudibus Aetna;
 Illi inter sese magna vi brachia tollunt
 175 In numerum versantque tenaci forcipe ferrum:
 Non aliter, si parva licet componere magnis,
 Cecropias innatus apes amor urguet habendi
 Munere quamque suo. Grandaevis oppida curae
 Et munire favos et daedala fingere tecta.
 180 At fessae multa referunt se nocte minores,
 Crura thymo plенаe; pascuntur et arbuta passim
 Et glaucas salices, casiamque crocumque rubentem
 Et pinguem tiliam et ferrugineos hyacinthos.
 Omnibus una quies operum, labor omnibus unus.
 185 Mane ruunt portis; nusquam mora; rursus easdem
 Vesper ubi e pastu tandem decedere campis
 Admonuit; tum tecta petunt, tum corpora curant;
 Fit sonitus mussantque oras et limina circum.
 Post ubi jam thalamis se composuere, siletur
 190 In noctem, fessosque sopor suus occupat artus.
 Nec vero a stabulis pluvia impendente recedunt
 Longius aut credunt caelo adventantibus Euris;
 Sed circum tutae sub moenibus urbis aquantur,

Sie nur haben gemein der Kinder Geschlecht und gemeinsame
 Wohnung in städtischer Art und leben beherrscht von großen Gesezen;
 Sie nur kennen das Glück des eigenen Herds und der Heimat; 155
 Und, auf den kommenden Winter bedacht, arbeiten den Sommer
 Rastlos sie durch und vermehren daheim den gemeinsamen Vorrat.
 Ein Teil wacht für Nahrung und schweift nach des Bundes Gesezen
 Rings im Gefild umher, ein andrer im innern Gehege
 Legt des Narcissus Thrän' und klebrigen Leim aus der Rinde 160
 Unten den Waben zum Grund und hänget dann bindendes Wachs dran.
 Andre erzieh'n die wachsende Brut, die Hoffnung des Volkes.
 Andre noch sammeln zu Hauf den lautersten Seim des Honigs,
 Daß von des Nektars Saft sich weit ausdehnen die Zellen.
 Manchen auch fiel das Loß, die Thore der Burg zu bewachen: 165
 Diese erspäh'n abwechselnd des Himmels Gewölk und Gewässer
 Oder empfangen die Lasten der Kommenden; oder in Heerschar
 Wehren sie ab die Drohnen, das träge Vieh, von den Krippen.
 Rastlos glühet das Werk und es duftet von Thymus der Honig.
 Wie der Cyclopen Schar die sprühenden Barren des Eisens 170
 Emsig zu Blitzen recht, ein Teil mit Bälgen von Stierhaut
 Luft einpumpt und verbläst, ein Teil die zischenden Erze
 Taucht in den Trog; es erseufzt von Ambossschlägen der Aetna;
 Sene sodann um einander mit riesiger Kraft ihre Arme
 Heben im Takt und drehen das Erz mit packender Zange: 175
 Weniger nicht, wenn mit Großem das Kleine zu messen erlaubt ist,
 Drängt die cecropischen Bienen die angestammte Gewinnsucht
 Jede nach ihrem Beruf. Die Bejahrteren stehen der Stadt vor,
 Fest'gen das Zellengebäud' und wölben dädalische Häuser.
 Aber die Jüngerer zieh'n spät Abends ermüdet zur Heimat, 180
 Voll von Thymus die Schenkel, auch Erdbeerbäume dazwischen
 Kosten sie, bläuliche Weiden, Zeiland und feurigen Crocus,
 Auch die balsamische Bind' und die purpurne Blum' Hyacinthus.
 Alle rasten zugleich und gehen zugleich an die Arbeit.
 Schon früh morgens entstürzen dem Thore sie: nirgendwo Zaudern! 185
 Drauf, wann der Abendstern von den blumigen Weiden zu scheiden
 Endlich ermahnt; dann suchen das Dach sie und pflegen des Leibes.
 Wärmen erkönt und rings umsummen sie Pforten und Schwellen.
 Bald, nachdem sie in Zellen sich lagerten, schweiget die Nacht durch
 Alles, es fesselt gebührender Schlaf die ermatteten Glieder. 190
 Aber sie zieh'n niemals vom Stand, wenn Regen bevorsteht,
 Weiter hinweg, noch trau'n sie dem Himmel bei nahendem Nitwind:
 Nein, um die schirmenden Mauern der Stadt her schöpfen sie Wasser,

- 195 Excursusque breves tentant; et saepe lapillos,
 Ut cymbae instabiles fluctu jactante saburram
 Tollunt: his sese per inania nubila librant.
 Illum adeo placuisse apibus mirabere morem,
 Quod nec concubitu indulgent nec corpora segnes
200 In Venerem solvunt aut foetus nixibus edunt;
 Verum ipsae e foliis nates et suavis herbis
 Ore legunt; ipsae regem parvosque Quirites
- Sufficiunt, aulasque et cerea regna refigunt.
 Saepe etiam duris errando in cotibus alas
 Attrivere, ultroque animam sub fasce dedere:
205 Tantus amor florum et generandi gloriandi mellis.
 Ergo ipsas quamvis angusti terminus aevi
 Excipiat; neque enim plus septima ducitur aestas:
 At genus immortale manet, multosque per annos
 Stat fortuna domus et avi numerantur avorum.
- 210 Praeterea regem non sic Aegyptus et ingens
 Lydia, nec populi Parthorum aut Medus Hydaspes,
 Observant. Rege incolumi mens omnibus una est:
 Amisso rupere fidem; constructaque mella
 Diripere ipsae et crates solvere favorum.
- 215 Ille operum custos; illum admirantur et omnes
 Circumstant fremitu densu stipantque frequentes;
 Et saepe attollunt humeris et corpora bello
 Objectant, pulchramque petunt per vulnera mortem.
 His quidam signis atque haec exempla sequuti
220 Esse apibus partem divinae mentis et haustus
 Aetherios dixere. Deum namque ire per omnes
 Terrasque, tractusque maris, caelumque profundum
 Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
 Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.
- 225 Scilicet huc reddi deinde ac resoluta referri
 Omnia, nec morti esse locum; sed viva volare
 Sideris in numerum, atque alto succedere caelo.
 Si quando sedem angustam servataque mella
 Thesauris relines, prius haustu sparsus aquarum
230 Ora fove, fumosque manu praetende sequaces.
 Bis gravidos cogunt foetus, duo tempora messis:
 Taygete simul os terris ostendit honestum
 Pleias et Oceani spretos pede reppulit omnes;

Kürzere Fahrten nur wagen sie dann und Kieselchen oftmals
 — Wie die schwankenden Rähne aufschüttelnder Woge den Ballast — 195
 Heben sie auf und wiegen sich so durch nichtige Nebel.

Auch heischt jene, den Bienen gefallende, Sitte Bewund' rung,
 Daß sie keiner Begattung sich freu'n noch die Stärke der Leiber
 Schlass auflösen in Lust, noch Junge mit Wehen gebären.
 Sondern sie lesen die Brut von Blättern und lieblichen Kräutern 200
 Selbst mit dem Mund und den Erben des Throns und die kleinen
 Quiriten

Schaffen sie selbst und ergänzen den Hof und die wächsernen Reiche.
 Manche zerrieben sogar an hartem Gesteine die Flügel
 Irrend umher, und verhauchten den Geist selbst unter der Würde.
 So groß ist ihre Blumenlieb' und ihr Trachten nach Honig. 205

Darum wiewohl sie selber das Ziel des beschränkteren Alters
 Früh empfängt — denn es reicht nicht über den siebenten Sommer —
 Dennoch bleibt unsterblich ihr Stamm und viele der Jahre
 Blüht ihres Hauses Glück und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.

Auch hat nie den König so hoch Aegyptus, die große 210
 Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes
 Also verehrt. Wenn der König nur lebt, ist alles in Eintracht.
 Stirbt er, sogleich ist gebrochen der Bund, den gespeicherten Honig
 Plündern sie selbst und zerstören den Bau der geflochtenen Tafeln.
 Er ist Hüter des Werks; ihm staunen sie all' in Ehrfurcht; 215

Ihn umsteh'n sie mit dichtem Gesum' als gescharte Trabanten.
 Oft auch heben sie ihn auf die Schultern und bieten die Leiber
 Freudig dem Kampf und suchen den rühmlichen Tod durch die Wunden.
 Manche, durch solcherlei Wink' und sichtbare Proben geleitet,
 Lehren: es wohn' in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes 220

Und ein ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
 Länder hin und Räume des Meeres und Tiefen des Himmels,
 Schafe daher und Kinder und Menschen und Tiere der Wildnis,
 Jedes bei seiner Geburt entschöpft' ihr Hauche des Lebens.

Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen, 225
 Alles zurück, nicht herrsche wo Tod, es schwinge sich lebend
 Auf zu den Sternen, um heim zum erhabenen Himmel zu kehren.

Willst du entsiegeln einmal den fürstlichen Sitz und des Honigs
 Schätze, spüle den Mund dann erst aus mit geschöpftem Wasser.
 Trag' in gestrecketer Hand fortscheuende Dämpfe voran auch. 230
 Zweimal sammeln sie vollen Ertrag, zweimal ist die Ernte.

Wann die Plejade Taygete zeigte ihr herrliches Antlitz
 Und des Oceanus Strom mit dem Fuße verächtlich zurückstieß;

Aut eadem sidus fugiens ubi Piscis aquosi
235 Tristiva hibernas caelo descendit in undas.
Iis ira modum supra est; laesaeque venenum
Morsibus inspirant et spicula caeca relinquunt
Adfixae venis, animasque in vulnere ponunt.
240 Sin duram metuens hiemem parcesque futuro,
Contusosque animos et res miserabere fractas;
At suffire thymo, cerasque recidere inanes
Quis dubitet? Nam saepe favos ignotus adedit
Stellio et lucifugis congesta cubilia blattis;
245 Immunisque sedens aliena ad pabula fucus,
Aut asper crabro imparibus se immiscuit armis,
Aut dirum, tineae genus aut invisae Minervae
Laxos in foribus suspendit aranea casses.
Quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes.
Incumbent generis lapsi farcire ruinas,
250 Complebuntque foros et floribus horrea textent.
Si vero, quoniam casus apibus quoque nostros
Vita tulit, tristi languebunt corpora morbo;
Quod jam non dubiis poteris cognoscere signis:
Continuo est aegris alius color; horrida vultum
255 Deformat macies; tum corpora luce carentum
Exportant tectis et tristia funera ducunt.
Aut illae pedibus connexae ad limina pendent,
Ant intus clausis cunctantur in aedibus omnes,
Ignavaeque fame et contracto frigore pigrae.
260 Tum sonus auditur gravior tractimque susurrunt:
Frigidus ut quondam silvis immurmurat Auster;
Ut mare sollicitum stridit refluentibus undis;
Aestuat ut clausis rapidus fornacibus ignis.
Hic jam galbaneos suadebo incendere odores,
265 Mellaque arundineis inferre canalibus, ultro
Hortantem et fessas ad pabula nota vocantem.
Proderit et tunsum gallae admiscere saporem,
Arentesque rosas aut igni pingua multo
Defruta, vel psythia passos de vite racemos.
270 Cecropiumque thymum et grave olentia centaurea.
Est etiam flos in pratis, cui nomen amello
Fecere agricolae, facilis quaerentibus herba.
Namque uno ingentem tollit de cespite silvam;
Aureus ipse, sed in foliis, quae plurima circum

Ober, sobald sie geschreckt vom Gestirn' des wäff'rigen Fisches
 Traurig in winternden Fluten hinab am Himmel sich senket. 235
 Maßlos entbrennt ihr Zorn und sie hauchen, sobald man sie reizet,
 Gift in den Stich und lassen zurück den verborgenen Stachel,
 Tief in die Adern gebohrt, den Geist in der Wunde verhauchend.
 Fürchtest du aber des Winters Gewalt und sparst für die Zukunft,
 Ihres gebeugten Muts und zerfallenden Staats dich erbarmend; 240
 Räuchere ohne Bedenken mit Thymian, schneid' auch die leeren
 Zellen hinweg. Oft nagte versteckt an den Waben die Eidechs,
 Ober der Kellerwurm schlug lichtscheu dorten das Nest auf,
 Ober die Drohn', unthätig am fremden Mahle sich mästend,
 Ober heran drängt ungleich an Waffen die boshafte Horniß, 245
 Auch das abscheuliche Mottengezücht; und gehaft von Minerva,
 Hängt an der Pforte die Spinn' ihr locker gewobenes Netz auf.
 Je erschöpfter sie sind, desto eifriger streben sie alle,
 Ihres gesunkenen Volkes Ruinen nach Kräften zu bessern,
 Wieder zu füllen die Hallen und Speicher aus Blumen zu flechten. 250
 Wann hingegen ihr Leib — da das Leben auch über die Bienen
 Unsere Leiden verhängt — hinwinket in trauriger Krankheit,
 Was du gar bald und sicher erkennst an deutlichen Zeichen:
 Gleich ist verändert die Farb' an den Siedenden, häßliche Dürre
 Schändet die ganze Gestalt, auch schleppen sie Leiber Verblühter 255
 Aus den Behausungen fort und begehen den traurigen Grabzug.
 Ober sie hängen am Thor, mit den Füßen zusammengeklammert,
 Ober sie kauern gesamt im Bann der geschlossenen Wohnung,
 Unnutzvoll vor Hunger und träg vor den Schauern des Frostes.
 Dann erschallt ein dumpfes Getös und stoßweises Surren: 260
 Wie wenn frostigen Hauchs in Waldungen murmelt der Südwind,
 Wie das empörte Meer aufrauscht mit brandenden Wogen,
 Wie das verzehrende Feu'r in verschlossenen Öfen emporzischt.
 Hier nun geb' ich den Rat, mit des Galbanus Dülsten zu räuchern,
 Honig in Rinnen von Schilfrohr ins Innre zu leiten, 265
 Freundlich ladend zur wohlbekannten Speise die Matten.
 Heißsam auch ist's, Galläpfel von herbem Geschmack zu zerstoßen
 Und sie mit trockenen Rosen zu mischen und fettem, gekochten
 Most und gedörrte Trauben vom Schosse der pythischen Reb' mit
 Thymus von Cecrops Land, mit Centaurium strengen Geruches. 270
 Auch auf Wiesen erblühet ein Kraut — den Namen Amellus
 Gab ihm der Ackermann — vom Suchenden leicht zu entdecken.
 Denn als mächtiger Busch entsteigt es dem einzigen Stocde,
 Gold ist die Scheibe der Blum', doch zwischen den zahlreichen Blättern

75

- Funduntur, violae sublucet purpura nigrae.
 Saepe Defum nexis ornatae torquibus arae.
 Asper in ore sapor. Tonsis in vallibus illum
 Pastores et curva legunt prope flumina Mellae.
 280 Hujus odorato radices incoque Baccho,
 Pabulaque in foribus plenis adpone canistris.
 Sed si quem proles subito defecerit omnis,
 Nec, genus unde novae stirpis revocetur, habebit,
 Tempus et Arcadii memoranda inventa magistri
 Pandere, quoque modo caesis jam saepe juvenis
 285 Insincerus apes tulerit cruor. Altius omnem
 Expediam prima repetens ab origine famam.
 Nam qua Pellaei gens fortunata Canopi
 Accolit effuso stagnantem flumine Nilum,
 Et circum pictis vehitur sua rura faselis;
 290 Quaque pharetratae vicinia Persidis arguet,
 Et diversa ruens septem discurrit in ora
 Usque coloratis amnis devexus ab Indis,
 Et viridem Aegyptum nigro fecundat arena:
 Omnis in hac certam regio jacit arte salutem.
 295 Exiguus primum atque ipsos contractus ad usus.
 Eligitur locus: hunc angustique imbrice tecti
 Parietibusque premunt artis, et quatuor addunt,
 Quatuor a ventis, obliqua luce fenestras;
 Tum vitulus, bima curvans jam cornua fronte,
 300 Quaeritur: huic geminae nares et spiritus oris
 Multa reluctanti obstruitur, plagisque perempto
 Tunsae per integram solvuntur viscera pellem
 Sic positum in clauso linquunt et ramea costis
 Subjiciunt fragmenta, thymum, casiasque recentes.
 305 Hoc geritur Zephyris primum impellentibus undas,
 Ante novis rubeant quam prata coloribus, ante
 Garrula quam tignis nidum suspendat hirundo.
 Interea teneris tepefactus in ossibus humor
 Aestuat et visenda modis animalia miris,
 310 Trunca pedum primo; mox et stridentia pennis
 Miscentur tenuemque magis magis aëra carpunt:
 Donec, ut aestivis effusus nubibus imber,
 Erupere; aut ut nervo pulsante sagittae
 Prima leves ineunt si quando proelia Parthi.
 315 Quis Deus hanc, Musae, quis nobis extudit artem?

Ringsum erstrahlt anmutig der Purpur dunkler Viole. 275
 Oftmals schmückt sie in Kränze gewunden der Götter Altäre.
 Scharf ist im Mund ihr Geschmack. Sie sammelt der Hirt in gemähten
 Thälern sich ein und längs dem gewundenen Strome des Mella.
 Roche die Wurzel des Krauts im duftenden Saft des Bacchus,
 Setze zur Kost sie dann an die Pfort' in gefüllten Körben. 280
 Aber wenn sämtliche Brut durch plötzlichen Tod dir hinwegstirbt
 Und kein Mittel dir bleibt, des Geschlechtes Stamm zu erneuen,
 Dann ist's Zeit, zu versuchen, was einst der arkadische Meister
 Kühnlich erfand, wie geschlachteter Kinder verwestem
 Blute schon oftmals Bienen entkeimten. Höher beginnend 285
 Will ich vom ersten Entsteh'n das Gerücht ausführlich nun schildern.
 Wo das beglückte Volk der pelläischen Beste Canopus
 Wohnt an des sumpfenden Nils weit ausgegossenem Strome,
 Und die Fluren ringsum durchfährt in bemaleten Rähnen,
 Bis wo nahe andrängt die Löcherbewaffnete Persis 290
 Und in gesondertem Sturz durch sieben Mündungen ausströmt,
 Weit aus der Fern' herwallend der Strom von den farbigen Jändern
 Und das grüne Eghypten mit schwarzem Schlamme befruchtet:
 Hier vertraut man das sichere Heil nur dieser Geheimkunft.
 Erstlich wählt man den Platz, nur klein, wie der Zweck ihn verlanget, 295
 Diesen beengt ein Dach aus Ziegeln und dicht anschließend
 Fassen ihn Wandungen ein; auch läßt vier Fenster man offen,
 Nach den vier Winden gewandt, mit schräg einfallendem Lichte.
 Nunmehr sucht man ein Kind, das schon zweijährig die Hörner
 Krümmt um die Stirn; ihm werden, wie sehr es sich sträubet, die 300
 Nüstern verstopft und der Odem des Mund's; erliegt es den Schlägen,
 Wird ihm, nur bleibe das Fell unverfehrt, das Innre zerstampft.
 So bleibts unter Verschluss nun liegen, nachdem man ihm Meißig
 Unter die Rippen gestreut und Thymus und blühende Cassia.
 Solches geschieht, wenn die Fluten zuerst umkräuselt der Bephyr, 305
 Eh' noch die Au'n sich röten von neuauslebenden Farben,
 Eh' am Gebälk ihr Nest aufhängt die zwitschernde Schwalbe.
 Aber es gärt indessen im zarten Gebeine der heiße
 Saft und Wesen erscheinen von wunderlich-seltfamem Aussehen,
 Erst noch der Füße beraubt, doch bald mit schwirrenden Flügeln 310
 Wimmeln sie, mehr und mehr in dünnere Lüfte sich hebend,
 Bis sie zuletzt ausbrechen, wie plazerender Regen im Sommer
 Aus dem Gewölk, wie Pfeile geschneilt von der Sehne des Bogens,
 Wenn zum Beginne der Schlacht hersprengt der flüchtige Parther.
 Welcher der Götter, ihr Mufen, errang uns diese Erfindung? 315

Unde nova ingressus hominum experientia cepit?
 Pastor Aristaeus fugiens Peneia Tempe,
 Amissis, ut fama, apibus morboque fameque,
 Tristis ad extremi sacrum caput adstitit amnis,
 320 Multa querens atque hac adfatus voce parentem:
 Mater Cyrene, mater, quae gurgitis hujus
 Ima tenes, quid me praeclara stirpe Deorum
 (Si modo, quem perhibes, pater est Thymbraeus Apollo)
 Invisum fatis genuisti? Aut quo tibi nostri
 325 Pulsus amor? Quid me caelum sperare jubebas?
 En etiam hunc ipsum vitae mortalis honorem,
 Quem mihi vix frugum et pecudum custodia sollers
 Omnia tentanti extuderat, te matre relinquo!
 Quin age, et ipsa manu felices erue silvas!
 330 Fer stabulis inimicum ignem atque interfice messes!
 Ure sata et validam in vites molire bipennem:
 Tanta meae si te ceperunt taedia laudis!
 At mater sonitum thalamo sub fluminis alti
 Sensit. Eam circum Milesia velleria Nymphae
 335 Carpebant, hyali saturo sucata colore:
 Drymoque, Xanthoque, Ligeaque, Phyllodoceque,
 Caesariem effusae nitidam per candida colla;
 Nesaeae, Spioque, Thaliaque, Cymodoceque,
 Cydippeque et flava Lycorias: altera virgo,
 340 Altera tum primos Lucinae experta labores;
 Clioque et Beroë soror, Oceanitides ambae,
 Ambae auro, pictis incinctae pellibus ambae;
 Atque Ephyre atque Opis et Asia Deïopea;
 Et tandem positis velox Arethusa sagittis.
 345 Inter quas curam Clymene narrabat inanem
 Vulcani Martisque dolos et dulcia furta;
 Aque Chao densos divom numerabat amores.
 Carmine quo captae, dum fuis mollia pensa
 Devolvunt; iterum maternas impulit aures
 350 Luctus Aristaei, vitreisque sedilibus omnes
 Obstupuere; sed ante alias Arethusa sorores
 Prospiciens, summa flavum caput extulit unda
 Et procul: O gemitu non frustra exterrita tanto,
 Cyrene soror; ipse tibi, tua maxima cura,
 355 Tristis Aristaeus Penei genitoris ad undam
 Stat lacrimans et te crudelem nomine dicit!

Oder von wannen begann dies neue Gebaren der Menschen?
 Aristäus, der Hirt, verließ das peneische Tempe,
 Weil, nach der Sag' er die Bienen verlor durch Krankheit und Hunger,
 Traurig und stellte sich hin an die heilige Quelle des Stromes,
 Jammerte laut und rief zu der hohen Erzeugerin also: 320
 „Mutter Cyren', o Mutter, die dort der strudelnden Wasser
 Tiefen bewohnt, was hast du vom hehren Geschlechte der Götter
 (Ist der Thymbräer Apoll, wie du rühmst, mein Vater in Wahrheit)
 Mich, dem Schicksal Verhassten, erzeugt? Wohin ist entschvunden
 Deine Liebe zu mir? Warum, den Himmel zu hoffen, gebotst du? 325
 Siehe, auch diesen fogar, den Ruhm des vergänglichlichen Lebens,
 Welchen mir kaum des Getreides und Viehs sorgfältige Pflege,
 Alles versuchend, errang, entziehst du mir jezo, o Mutter!
 Auf denn, mit eigener Hand entwurzle die glücklichen Wälder!
 Schleudre den feindlichen Strahl in die Hürden, vernichte die Ernten! 330
 Niederbrenne die Saaten und schwinde die mächtige Streitart
 Über die Reben, wofern dir des Sohnes Verdienst zum Verdruß ward!
 Aber die Mutter vernahm im Gemach in der Tiefe des Stroms die
 Klagen des Sohns. Um sie her verzupften milessische Wolle,
 Reich mit des Wassergrüns Glanzfarb' getränkt die Nymphen: 335
 Drymo zugleich mit Xantho, Phyllodoce dann und Vigea,
 Ihnen umfloß hellshimmernd das Haar die schneeweißen Schultern,
 Spio sodann und Nesäa, Cymodoce neben Thalia,
 Und mit Chyppe die blonde Lycorias: jene noch Jungfrau,
 Diese soeben zuerst mit Lucinas Wehen vertrauet; 340
 Clio und Beroë, Schwestern, Oceanus' Töchter sie beide,
 Beide mit Gold und beide mit farbigen Bliesken umgürtet;
 Ephyre dann und Opis, die asische Deiopea,
 Endlich, doch ruht ihr der Pfeil, die Heldin im Lauf Arethusa.
 Cymene jezt erzählte dem laufschenden Kreise die eitle 345
 Sorge Vulcans und die Ränke des Mars und versthohlene Buhlschaft,
 Und vom Chaos herab all die zahllosen Händel der Götter.
 Während sie so von der Märe gefesselt herab an den Spindeln
 Dreht ihr zartes Gespinnst, drang wieder zu Dyrn der Mutter
 Aristäus Gesesuz' und all auf den gläsernen Sizen 350
 Staunten empor, da hebt von den übrigen Schwestern als erste
 Über die Wellen hinauf ihr blondes Haupt Arethusa,
 „Ach!“ — so ruft sie von fern — „umsonst nicht, Schwester Cyrene,
 Schreckt das Jammergechrei dich; er selber, dein teuerster Liebling,
 Aristäus voll Grimm, an des Peneus Wogen, des Vaters, 355
 Steht er mit thränendem Blick und nennt dich grausamen Herzens!“

Huic percussa nova mentem formidine mater:
Duc, age, duc ad nos; fas illi limina divom
Tangere! Ait; simul alta jubet discedere late

- 360 Flumina, qua juvenis gressus inferret. At illum
Curvata in montis faciem circumstetit unda,
Accepitque sinu vasto misitque sub amnem.
Jamque domum mirans genetricis et humida regna,
365 Speluncisque lacus clausos lucosque sonantes,
Ibat; et ingenti motu stupefactus aquarum
Omnia sub magna labentia flumina terra
Spectabat diversa locis: Phasimque Lycumque
Et caput, unde altus primum se erumpit Enipeus,
370 Unde pater Tiberinus et unde Aniena fluenta
Saxosumque sonans Hypanis Mysusque Caicus,
Et gemina auratus taurino cornua voltu
Eridanus, quo non alius per pingua culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.
375 Postquam est in thalami pendentia pumice tecta
Perventum et gnati fletus cognovit inanes
Cyrene; manibus liquidos dant ordine fontes
Germanae, tonsisque ferunt mantelia villis.
Pars epulis onerant mensas et plena reponunt
Pocula; Panchaeis adolescent ignibus arae.
380 Et mater: Cape Maeonii carchesia Bacchi;

- Oceano libemus, ait. Simul ipsa precatur
Oceanumque patrem rerum Nymphasque sorores,
Centum quae silvas, centum quae flumina servant.
385 Ter liquido ardentem perfudit nectare Vestam,
Ter flamma ad summum tecti subjecta reluxit.
Omine quo firmans animum, sic icipit ipsa:
Est in Carpathio Neptuni gurgite vates,
Caeruleus Proteus, magnum qui piscibus aequor
Et juncto bipedum curru metitur equorum.
390 Hic nunc Emathiae portus patriamque revisit
Pallene. Hunc et Nymphae veneramur, et ipse
Grandaevus Nereus: novit namque omnia vates,
Quae sint, quae fuerint, quae mox ventura trahantur.
395 Quippe ita Neptuno visum est, immania cujus
Armenta et turpes pascit sub gurgite phocas.

Ihr, von plötzlichster Angst erschüttert, erwidert die Mutter:
„Führ, o führ ihn zu uns; ihm ist es vergönnt der Götter
Schwellen zu rühren.“ Sprach's und die Strömungen heißt sie,
die tiefen,
Weit sich spalten, damit die Bahn gewönne der Jüngling. 360
Diesen umwoget alsbald die gewölbete Flut gleich den Bergen,
Faßt in unendlichen Schoß ihn und führt ihn unter das Strombett.
Schon der Mutter Palast und die nassen Reiche bewundernd,
Und die von Grotten umschlossenen Seen und die rauschenden Haine,
Schreitet er hin und, betäubt vom gewaltigen Wogengetümmel, 365
Schaut er die Ströme zumal, die tief im Schoße der Erde,
Jeder am eigenen Ort, aufsprudeln: den Phasis und Lycus;
Dort den Quell, wo zuerst des Enipeus Strudel hervorbricht,
Wo Tiberinus der Vater und Anios stürzendes Wasser,
Hypanis felsendurchbrausender Strom und der Myser Caicus, 370
Auch wo Eridanus quillt, hellglänzend wie Gold, auf dem Stierhaupt
Doppelgehörnt, der gewaltig vor allen Strömen des Erdballs
Durch fruchtbares Geländ' ins dunkle Meer sich ergießet.
Als er nunmehr in die Halle, gewölbt aus hangendem Bimsstein,
Ram und Cyrene des Sohnes grundloses Klagen vernommen, 375
Reichet der Schwestern Chor nach der Ordnung lautere Quellflut
Ihm für der Hände Gebrauch und geschorene Tücher von Wolle.
Andre belasten mit Speisen den Tisch und stellen gefüllte
Becher darauf, es erglüh'n von panthäischem Feu'r die Altäre.
„Nimm“ — begann jetzt die Mutter — „den Kelch des mäonischen 380
Bacchus,
Laß uns den Trank dem Oceanus opfern.“ Dann flehet sie selber
Dich, Albater Oceanus, an mit den Nymphen-Geschwistern,
Ihnen allen, die rings die Wälder und Flüsse beschützen.
Dreimal besprengt sie den lodernnden Herd mit lauterem Nektar,
Dreimal erglänzt die Flamm', auflodernd zur Decke der Wölbung. 385
Durch dies Zeichen im Geiste gekräftiget, redet sie also:
In dem karpathischen Schlund des Neptunus hauset ein Seher,
Proteus, der bläuliche Greis, der von Fischen getragen die weiten
Flächen des Meers im Gespann zweifüßiger Roffe durchwandert.
Dieser kehrt in Emathias' Port, nach Pallene, zur Heimat 390
Eben zurück. Ihn ehren wir Nymphen zumal, es verehrt ihn
Nereus selber, der Greis; denn enthüllt ist dem Geiste des Sehers
Alles, was ist, was war, was künftig zum Werden herannahet.
Also gefiel's dem Herrscher Neptun, des scheußlichen Meerovich
Unter den Strudeln er weidet samt mißgestalteten Robben. 395

Hic tibi, nate, prius vinclis capiundus, ut omnem
Expediat morbi causam eventusque secundet.
Nam sine vi non ulla dabit praecepta, neque illum
Orando flectes; vim duram et vincula capto
400 Tende: doli circum haec demum frangentur inanes.
Ipsa ego te, medios quum sol accenderit aestus,
Quum sitiunt herbae et pecori jam gratior umbra est,
In secreta senis ducam, quo fessus ab undis
Se recipit; facile ut somno adgrediare jacentem.
405 Verum ubi correptum manibus vinclisque tenebis,
Tum variae eludent species atque ora ferarum.
Fiet enim subito sus horridus, atraque tigris,
Squamosusque draco et fulva cervice leaena;
Aut acrem flammae sonitum dabit atque ita vinclis
410 Excidet, aut in aquas tenues dilapsus abibit.
Sed quanto ille magis formas se vertet in omnes,
Tanto, gnate, magis contende tenacia vincla:
Donec talis erit mutato corpore, qualem
Videris, incepto tegeter quum lumina somno.
415 Haec ait et liquidum ambrosiae diffundit odorem;
Quo totum nati corpus perduxit. At illi
Dulcis compositis spiravit crinibus aura,
Atque habilis membris venit vigor. Est specus ingens
Exesi latere in montis, quo plurima vento
420 Cogitur, inque sinus scindit sese unda reductos:
Deprensus olim statio fidissima nautis;
Intus se vasti Proteus tegit objice saxi.
Hic juvenem in latebris aversum a lumine Nympha
Collocat, ipsa procul nebulis obscura resistit.
425 Jam rapidus, torrens sitientes Sirius Indos,
Ardebat caelo et medium Sol igneus orbem
Hauserat; arebant herbae et cava flumina siccis
Faucibus ad limum radii tepefacta coquebant:
Quum Proteus consueta petens e fluctibus antra
430 Ibat. Eum vasti circum gens humida ponti
Exsultans rorem late dispersit amarum.
Sternunt se somno diversae in littore phocae.
Ipse, velut stabuli custos in montibus olim,
Vesper ubi e pastu vitulos ad tecta reducit,
435 Auditisque lupos acuunt balatibus agni:
Considit scopulo medius numerumque recenset.

Diesen, mein Sohn, mußt zuerst du fahn und mit Banden fesseln,
 Daß er der Seuch' Ursprung Dir enthüll' und den Ausgang befördre.
 Ohne Gewalt wird jener dir nichts weisagen und nimmer
 Beugest du flehend sein Herz; dem Gefangenen rücke mit Zwang und
 Fesseln zu Leib; die brechen allein die vereitelte Täuschung. 400
 Ich aber will, wann die Sonne des Mittags Gluten entzündet,
 Wann schon dürstet das Gras und das Vieh sich freuet des Schattens,
 Führen dich hin zum heimlichen Sitze des Greises, wo müde
 Aus der Flut er sich birgt, daß leicht du den Schlummernden greifest.
 Aber sobald den Ergriffnen mit Hand und Fesseln du festhältst, 405
 Dann wird mancherlei Trug- und Tieresgebild dich verhöhnen:
 Denn urplötzlich erscheint er als borstiger Eber, als grimmer
 Tiger, als schuppiger Drach', als gelbgemähnete Löwin,
 Oder als prasselnde Flamm' erhebt er sich, und aus den Fesseln
 Schlüpft er heraus oder macht sich davon in Wasser zerrinnend. 410
 Aber je mehr er täuschend in alle Gestalten sich wandelt,
 So viel straffer, mein Sohn, zieh an die beengenden Fesseln,
 Bis er nach neuer Verwandlung als solcher erscheint, wie du anfangs
 Schautest, als das Auge der nahende Schlummer ihm zuschloß.
 Sprachs und ergoß ringsum der Ambrosia lautere Düste, 415
 Welche den ganzen Leib des Sohnes durchdrangen. Doch diesem
 Strömte ein süßer Geruch von den schön geordneten Loden,
 Feurige Kraft erfüllt ihm die Glieder. Tief in den Felsberg
 Dringt ein weitgehöhlt'es Geklüft, wo im Sturme die Brandung
 Heftig anprallt und hinein in verborgene Busen sich spaltet, 420
 Oft der vertrauteste Port den sturmverschlagenen Schiffern,
 Drinnen war Proteus versteckt, von mächtigen Felsen umschirmet.
 Dorthin stellte, dem Lichte entgegen, die Nymphe den Jüngling
 Tief in die Grott'; sie selbst blieb fern in der Hülle des Nebels.
 Schon entbrannt' am Himmel, die dürstenden Indier sengend, 425
 Sirius Wut; schon hatte die feurige Sonne den Umkreis
 Hälftig erschöpft; hinwelkte das Gras und in trocknen Kanälen
 Kochten die hohlen Flüsse, vom Strahl durchglüht bis zum Schlamme:
 Als zur gewohnten Grotte, der Flut entsteigend, sich Proteus
 Hinzog. Diesen umhüpft' allwärts des unendlichen Meeres 430
 Feuchtes Geschlecht, ringsum die bitteren Tropfen versprengend.
 Schläfrig lagern sich schon, am Gestade zerstreuet, die Robben.
 Aber er selbst — wie etwa ein Hüter der Herd' im Gebirge,
 Wann von der Weide zum Stall der Abend die Kälber zurückführt
 Und die Lämmer durch schallend' Geblök die Wölfe erregen — 435
 Setzt' in die Mitt' auf den Felsen sich hin und zählet sie musternd.

Cujus Aristaeo quoniam est oblata facultas,
Vix defessa senem passus componere membra,
440 Cum clamore ruit magno manicisque jacentem
Occupat. Ille suae contra non immemor artis
Omnia transformat sese in miracula rerum,
Ignemque, horribilemque feram, fluviumque liquentem.
Verum ubi nulla fugam reperit pellacia, victus
In sese redit atque hominis tandem ore loquutus:
445 Nam quis te, juvenum confidentissime, nostras
Jussit adire domus? Quidne hinc petis? inquit. At ille:
Scis Proteu, scis ipse; neque est te fallere quoiquam.
Sed tu desine velle! Deūm praecepta sequuti
Venimus, hinc lapsis quaesitum oracula rebus.
450 Tantum effatus. Ad haec vates vi denique multa
Ardentes oculos intorsit lumine glauco,
Et graviter frendens sic fatis ora resolvit:
Non te nullius exercent numinis irae!
Magna luis commissa! Tibi has miserabilis Orpheus,
455 Haud quaquam ob meritum poenas, ni fata resistant,
Suscitat; et rapta graviter pro conjuge saevit.
Illa quidem, dum te fugeret per flumina praeceps,
Immanem ante pedes hydrum, moritura puella!
Servantem ripas alta non vidit in herba!
460 At chorus aequalis Dryadum clamore supremos
Implerunt montes; flerunt Rhodopeiae arces,
Altaque Pangaea et Rhesi Mavortia tellus,
Atque Getae atque Hebrus et Actias Orithyia.
Ipse cava solans aegrum testudine amorem
465 Te, dulcis conjux, te solo in littore secum,
Te veniente die, te decedente canebat.
Taenarias etiam fauces, alta ostia Ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum
Ingressus Manesque adiit Regemque tremendum,
470 Nesciaque humanis precibus mansuesere corda,
At Cantu commotae Erebi de sedibus imis,
Umbræ ibant tenues simulacraque luce carentum
Quam multa in foliis avium se millia condunt,
Vesper ubi aut hibernus agit de montibus imber:
475 Matres atque viri, defunctaque corpora vita
Magnanimū heroum, pueri innuptaeque puellae,
Impositique rogis juvenes ante ora parentum:

Gleich, wie die günstige Stunde dem Aristäus sich darbot,
 Wartet er kaum bis der Greis hinstreckt die ermatteten Glieder,
 Als er mit lautem Geschrei vorstürzt und den liegenden schleunig
 Fesselt. Dieser indes, der eigenen Kunst nicht vergessend, 440
 Wandelt sofort sich um in alle die Wundergestalten:
 Flamm' und schreckliches Wild und gleitende Sturmflut.
 Aber nachdem kein Zauber die Flucht ihm eröffnete, kehrt' er
 Endlich besiegt in sich selbst und sprach mit menschlicher Stimme:
 „Wer doch gab dir Befehl, du hochvermessener Jüngling, 445
 Unsrer Behauptung zu nah'n? Was heischest du?“ rief er. Doch jener:
 „Selber ja weißt du's, Proteus, auch wagt dich keiner zu täuschen.
 Aber auch du laß ab! Den Befehlen der Götter gehorsam,
 Kam ich, für meinen Verlust wahr sagenden Spruch mir zu holen!“
 Jener sprach's. Doch der Seher begann mit großer Gewalt nun 450
 Funkelnde Blicke zu rollen im bläulichen Glanze der Augen,
 Und laut knirschend vom Geist enthüllte sein Mund das Verhängnis.
 Irgend ein Gott ist's fürwahr, des Jorn dich quälet; du hüpfest
 Große Vergeh'n! Dir wecket der schuldlos leidende Orpheus
 Solcherlei Dual, wenn anders sie nicht abwendet das Schicksal. 455
 Denn noch tobt er gewaltig ob seiner entrissenen Gattin,
 Als sie mit stürzender Eile vor dir an den Strömen dahinsloh,
 Ward sie der gräßlichen Schlang' im ragenden Grase des Ufers
 Nicht vor den Füßen gewahr, die dem Tode geweihte Jungfrau.
 Doch mit Geschrei erfüllte der Schwesterchor der Dryaden 460
 Weit die Gipfel der Berg'; da weineten Rhodope's Burgen
 Und die pangaischen Höh'n und des Rhesus streitbare Landschaft,
 Geten und Hebrus' Flut und die attische Drithyia.
 Jener stillte der Sehnsucht Gram mit gewölbeter Leiter,
 Dich, du süßes Gemahl, dich hang am einsamen Ufer, 465
 Dich mit kommendem Tag' und dich nur mit scheidendem singend.
 Selbst in des Tánarus Schlund, zu den ragenden Pforten des Pluto
 Und in den düsteren Hain, voll mitternächtlichen Grauens,
 Stieg er hinab; die Manen besucht' er, den König des Schreckens,
 Und die noch nie durch menschliches Flehn gerührten Herzen; 470
 Aber erregt vom Gesang aus des Erebus unterstem Abgrund
 Schwebten lustige Schatten daher und Totengebilde:
 Wie sich im Laub das Gevögel zu Tausenden birgt, wenn der Abend
 Oder des Winters Regen daher vom Gebirge sie scheuchet:
 Mütter und Männer zugleich und verblichene Riesengestalten 475
 Hoherhabener Helden, und Knaben und bräutliche Jungfrau'n,
 Jünglinge auch, vor den Augen der Eltern gestreckt auf den Holzstoß:

- Quos circum limus niger et deformis arundo
Cocyti, tardaue palus inamabilis unda
480 Alligat et novies Styx interfusa coeracet.
Quum ipsae stupuere domus atque intima Leti
Tartara, caeruleosque implexae crinibus angues
Eumenides, tenuitque inhians tria Cerberus ora
Atque Ixionii vento rota constitit orbis.
485 Jamque pedem referens casus evaserat omnes,
Redditaue Eurydice superas veniebat ad auras,
Pone sequens: namque hanc dederat Proserpina legem:
Quum subita incautum dementia cepit amantem,
Ignoscenda quidem, scirent si ignoscere Manes.
490 Restitit, Euridicenque suam jam luce sub ipsa,
Immemor, heu! victusque animi respexit. Ibi omnis
Effusus labor atque immitis rupta tyranni
Foedera, terque fragor stagnis auditus Avernis.
Illa, quis et me, inquit, miseram et te perdidit, Orpheu?
- 495 Quis tantus furor? En iterum crudelia retro
Fata vocant, conditque natantia lumina somnus!
Jamque vale! Feror ingenti circumdata nocte,
Invalidasque tibi tendens, heu non tua, palmas!
Dixit et ex oculis subito ceu fumus in auras
500 Commixtus tenues fugit diversa; neque illum,
Prensantem nequicquam umbras et multa volentem
Dicere, praeterea vidit: nec portitor Orci
Amplius objectam passus transire paludem.
Quid faceret? quo se rapta bis conjuge ferret?
505 Quo fletu Manes, qua Numina voce moveret?
Illa quidem Stygia nabat jam frigida cymba!
Septem illum totos perhibent ex ordine menses
Rupe sua aëria deserti ad Strymonis undam
Flevisse et gelidis haec evolvisse sub antris,
510 Mulcentem tigres et agentem carmine quercus:
Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amisissos quaeritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem ramoque sedens miserabile carmen
515 Integrat et moestis late loca questibus implet.
Nulla Venus, non ulli animum flexere Hymenaei.
Solut Hyperboreas glacies, Tanaimque nivalem,

Welche der schwarze Morast ringsum und gräßliches Schilfrohr
Und des Coctus abscheulicher Sumpf mit tragem Gewässer
Bändiget, und neunfältig der Styg durchströmend verkerkert — 480
Ja, ihm staunten des Todes Behaufungen, selber im Innern
Tartarus; ihm die Furien selbst, mit bläulichen Schlangen
Durchgeringelt das Haar; selbst Cerberus schwieg mit dem dreifach
Klaffenden Rachen; still stand im Winde das Rad des Ixion.
Und schon wandt' er den Schritt, entflohen den Schrecknissen allen, 485
Schon stieg, neu ihm geschenkt, Eurydice auf zu der Lichtwelt,
Hinter ihm nach: so wollt' es Proserpinas strenge Bedingung,
Als nichts achtender Wahn urplötzlich den Liebenden hinriß,
Wohl der Verzeihung wert, wenn je verzeihten die Manen.
Stille stand er und sah, besiegt vom Gefühl und vergeßlich, 490
Ach! schon nahe dem Licht, nach seiner Eurydice. Hin war
Alles Bemühen nun gar und zerrissen des Wüterichs Bündnis,
Und dreimaliges Krachen durchscholl die abernischen Sümpfe.
„Wehe! wer stürzt mich Ärmste und dich ins Verderben, mein
Orpheus?“

Sprach sie, „woher solche Wut? Zurück, ach! rufet mich wieder 495
Grauses Geschick und Schlummer bedeckt mein schwimmendes Auge!
Lebe denn wohl! Hinschweb' ich umhüllt von unendlichem Dunkel,
Kraftlos streck' ich die Hände nach dir, ach, nimmer die Deine!“
Sprach's und schnell aus den Augen hinweg, wieder Rauch in die Lüfte
Aufgelöst sich verzieht, entflohen sie verschwindend; und jenen, 500
Welcher umsonst die Schatten noch hascht und viel noch zu reden
Trachtete, sah sie nicht mehr; auch wehrt' ihm des Orkus
Fährmann, über den Pfuhl, der den Pfad abschneidet, zu fahren.
Was nun beginnen? Wohin, zweimal von der Gattin gerissen?
Wie durch Thränen die Manen, die Götter mit Flehen bewegen? 505
Schon schwamm jene erkaltet dahin im stygischen Rahne!
Sieben Monde hindurch, erzählt man, hab' er beständig
Unter dem luftigen Fels an Strymons ödem Gewässer
Weinend sein traurig Geschick in eisigen Höhlen durchjammert,
Eiger bezähmend und Eichen bewegend mit seinem Gesange: 510
Wie voll Trauer im Schatten der Bappel beklagt Philomele
Ihre verlorenen Kinder, die einer beim Pflügen erpähnt und
Grausam dem Neste noch ohne Gefieder entriß; nun weinet
Jen' in die Nacht und erneut auf dem Zweige hinsetzend
Mitleid erweckenden Sang und erfüllt wehklagend die Gegend. 515
Nicht mehr rührete Venus das Herz ihm, nicht Hymenäus.
Einsam durch hyperborisches Eis und des Tanais Schneefeld

Arvaque Rhipaeis numquam viduata pruinis
Lustrabat, raptam Eurydicen atque irrita Ditis
520 Dona querens. Spretæ Ciconum quo munere matres,
Inter sacra Defum nocturnique orgia Bacchi,
Discerptum latos juvenem sparsere per agros.
Tum quoque marmorea caput a cervice revolsum,
Gurgite quum medio portans Oeagrius Hebrus
525 Volveret, Eurydicen vox ipsa et frigida lingua,
Ah miseram Eurydicen! anima fugiente vocabat;
Eurydicen toto referebant flumine ripae.
Haec Protens; et se jactu dedit aequor in altum,
Quaque dedit, spumantem undam sub vortice torsit.
530 At non Cyrene; namque ultro adfata timentem:
Nate, licet tristes animo deponere curas.
Haec omnis morbi causa: hinc miserabile Nymphae,
Cum quibus illa choros lucis agitabat in altis,
Exitium misere apibus. Tu munera supplex
535 Tende, petens pacem, et faciles venerare Napaeas;
Namque dabunt veniam votis irasque remittent,
Sed, modus orandi quis sit, prius ordine dicam.
Quatuor eximios praestanti corpore tauros,
Qui tibi nunc viridis depascunt summa Lycaeï,
540 Delige et intacta totidem cervice juvencas.
Quatuor his aras alta ad delubra Dearum
Constituæ et sacrum jugulis demitte cruorem;
Corporaque ipsa boum frondoso desere luco.
Post, ubi nona suos Aurora induxerit ortus,
545 Inferias Orphei Lethaea papavera mittes,
Et nigram mactabis ovem; lucumque revisens,
Placatam Eurydicen vitula venerabere caesa.
Haud mora, continuo matris praecepta facessit:
Ad delubra venit, monstratas excitat aras;
550 Quatuor eximios praestanti corpore tauros
Ducit et intacta totidem cervice juvencas.
Post ubi nona suos Aurora induxerat ortus,
Inferias Orphei mittit, lucumque revisit.
Hic vero subitum ac dictu mirabile monstrum
555 Adspiciunt: liquefacta boum per viscera toto
Stridere apes utero et ruptis effervere costis;
Immensasque trahi nubes; jamque arbore summa
Confluere et lentis uvam demittere ramis.

Und vom rhipäischen Reif niemals entblößete Felder
 Streift er hin, Eurydices Raub anklagend und Pluto's
 Eitle Geschenk'. Allein ciconische Mütter, durch solche 520
 Treue gekränkt, zerfleischten am Feste der Götter, bei Bacchus
 Wildem Dienst, in der Nacht ihn und streuten umher die Gebeine.
 Dann auch noch, als sein Haupt, vom Marmornacken gerissen,
 Mitten im wirbelnden Strom der ägriſche Hebrus dahintrug,
 Rief er „Eurydice!“ noch mit erkaltender Zunge des Mundes 525
 „Ach, Eurydice, Ärmste!“ mit schon entfliehendem Hauche.
 Und „Eurydice!“ scholl es zurück von des Stromes Gestaden.
 Also des Proteus Spruch; und hinab in die Tiefe des Meeres
 Sprang er und dreh' im Sturze zum Wirbel die schäumende Woge.
 Aber Cyrene nicht; zu dem Jagenden sprach sie nun selber. 530
 Sohn, dir geziemt's von den traurigen Sorgen das Herz zu entlasten,
 Weißt du doch jezo die Ursach' der Seuch', warum sandten den Bienen
 Jammernswürdigen Tod die Nymphen, denen zum Chor sich
 Jene gefellt in ragenden Hainen. Nun bringe in Demut
 Opfer da dar und flehe um Gnad' zu den milden Napäen; 535
 Denn sie verzeih'n dem Gelobenden gern und lassen vom Borne.
 Aber vernimm umständlich zuvor, wie die Sühne gescheh'n muß.
 Vier erlesene Stiere von stattlichem Wuchse des Leibes
 Welche dir jezo die Hüh'n abweiden des grünen Lycäus,
 Wähl' und der Kühe soviel mit unbelastetem Nacken, 540
 Vier Altäre für sie in der Göttinnen ragendem Tempel
 Baue dann und laß strömen das heilige Blut aus den Kehlen
 Aber sie selbst, die Leiber, laß liegen im laubigen Haine.
 D'rauf, sobald die neunte der Morgenröten emporsteigt,
 Bringe des Orpheus' Manen zum Opfer lethäischn Mohn dar, 545
 Opfer ihm auch ein schwärzliches Schaf, zum Haine dann kehrend,
 Weih' der versöhnten Eurydice noch ein geschlachtetes Kuhkalb.
 Sonder Verzug vollbringt er sofort die Befehle der Mutter,
 Geht zum Tempel in Eil' und erbaut die gebot'nen Altäre.
 Vier erlesene Stiere von stattlichem Wuchse des Leibes 550
 Führt er, auch Kühe soviel mit unbelastetem Nacken.
 D'rauf, sobald die neunte der Morgenröten emporstiege,
 Opfert er Orpheus' Manen und kehret zurück zu dem Haine.
 Aber nun sieh! urplötzlich ein staunenswürdiges Wunder
 Schau'n sie dort, aus zerfloss'nem Geweid' und den Bäuchen der Kinder 555
 Schwirren nun Bienen hervor, den geborstnen Rippen entsummend,
 Zieh'n in unendlichen Wolken dahin, dann im Wipfel des Baumes
 Sammeln sie sich und hängen als Traube an biegsamen Zweigen.

Haec super arborum cultu pecorumque canebam
560 Et super arboribus, Caesar dum magnus ad altum
Fulminat Euphraten bello victorque volentes
Per populos dat jura viamque adsectat Olympo.
Illo Virgilium me tempore dulcis alebat
Parthenope, studiis florentem ignobilis otî:
565 Carmina qui lusi pastorum audaxque juvena,
Tityre, te patulae cecini sub tegmine fagi.

Dies von der Flur Anbau, von der Pflege des Viehs und der Bäume
Sang ich einst, als Cäsar der Held am tiefen Euphrates 560
Donnerte mächtig im Streit und willfährigen Völkern als Sieger
Recht und Gesetze verlieh und die Bahn aufstieg zum Olympus.
Damals weilt' ich, Virgil, in der holden Parthenope freundlich
Mährender Flur und blühte in Künsten ruhmloserer Muse:
Der ich der Hirten Gesang nachschertzt' und im Frohsinn der Jugend 565
„Tithrus, unter dem Dach breitaftiger Buche“ dich singend.

Sachliche Erläuterungen. *)

Zu Vers 1. „hertauend vom Himmel“: Nach der Vorstellung der Alten wurde der Honig nicht aus dem Nektar der Blüten durch die Bienen bereitet, sondern fiel als eine Art Tau vom Himmel selbst herunter. Daher, sagt Aristoteles, finde man wegen des reichlichen Tauess, der im Sommer beim Aufgang größerer Gestirne und nach dem Erscheinen eines Regenbogens falle, die Zellen oft in einem oder zwei Tagen voll Honigs; im Herbst hingegen, wenn gleich noch viele Blumen blühen, werde der ausgenommene Honig nicht mehr ersetzt. Auch nach Plinius (natur. histor. c. 1. 11. 12.), welcher selbst wieder auf Hesiod sich beruft, fällt der Honigtau vorzugsweise beim Aufgang der „edleren“ Gestirne oder wenn nach dem Regenbogen kein Regen mehr erfolge, sondern der Tau von den Sonnenstrahlen erwärmt werde. Besonders beim Aufgang des Sirius und bei den Konstellationen der Venus mit Jupiter und Merkur trete der Honigtau am reichlichsten auf. Vom Aufgang der Plejaden um den Anfang des Mai finde man gegen die Morgendämmerung das Laub der Bäume und vieler Pflanzen mit Honig betaut. Wer in der frühen Morgenstunde sich draußen bewege, fühle dann die Kleider gleichsam von Salbe feucht und die Haare klebrig. Doch läßt Plinius die Frage offen, ob dieser Honigtau ein schleimiger Auswurf der Gestirne oder ein Saft der sich reinigenden atmosphärischen Luft oder eine Ausschüßung des Firmamentes, also eine Art Himmelschweiß sei. Auf dem Wege von oben herab nehme er vieles von unreinen Erddünften an; ferner verliere er, von den sammelnden Bienen aus Laub und Kräutern geschlüpft, dann im Leibe derselben verarbeitet und mit

*) Wir bringen hier ausdrücklich nur sachliche Erläuterungen, d. h. solche, die sich auf das von Virgil geschilderte **Bienenleben**, die **Bienenzucht** und **Bienenprodukte** beziehen. Aber eben damit glauben wir dem Leser eine notwendige und willkommene Gabe zu bieten, die ihrerseits wieder eine Ergänzung der in den philologischen Kommentarien gebrachten Erklärungen sein dürfte, wo eben das **Sachliche** und **Fachmännische** teils zu kurz kommt, teils — nomina sunt odiosa — geradezu unrichtig (siehe S. 320 zu V. 38 u. ö.) behandelt wird.

dem Munde wieder ausgespöen und dabei mit allerlei Blumenäften versetzt und durchknetet, sehr viel von seiner ursprünglichen, wunderbaren Heilkraft. Gleichwohl behalte er durch alle diese Verwandlungen hindurch einen Rest seiner himmlischen, ätherischen Natur, für welche Himmelsgabe der Mensch nicht dankbar genug sein könne. Der beste Tauhonig sei der vom Laube am wenigsten verdorbene der Bäume, besonders der Eichen, Linden und des Schilfes. Im goldenen Zeitalter soll dieser Himmels Honig auf das reichlichste geflossen sein:

„Selbst der knorrigen Eiche enttriefe der tauige Honig,“ singt Virgil in seinen Eklogen (IV, 30).

Im Gegensatz zu Plinius läßt Galenus (de alimentor. fac. III) die wesentlichen Bestandteile des Honigtaues aus der Erde und den Gewässern als Dünste emporsteigen und dann erst herabfallen, wie den gewöhnlichen Tau, nachdem jene an heißen Tagen von der Sonne gleichsam gekocht und in einer darauffolgenden kalten Nacht verdichtet worden sind.

Einen wesentlichen Fortschritt der Lehre vom Honigtau finden wir bei Johannes Bauhinus und Joh. S. Cherlerus (historia universalis plantarum, Ebroduni 1650, t. 2, l. VIII, cap. 9). Beide statuieren einen ursächlichen Zusammenhang des Honigtaues mit den Strahlen der Sommer Sonne, aber in der Weise, daß dieselben gewisse in den Pflanzen enthaltene Stoffe zum Verdunsten bringen, welche durch verborgene Öffnungen der Rinde und sonstigen Oberfläche austreten und in der Nacht mit dem gewöhnlichen Tau sich mischen sollen. Hier ist also der Honigtau schon als vegetabilisches Produkt aufgefaßt, dessen Ursprung zwar nicht bei der gesamten Pflanzenwelt, wohl aber bei einzelnen, besonders dazu neigenden Pflanzen zu suchen sei.

Petrus Laurentbergus (horticultura, Frankfurt a. M. 1654) dagegen bezeichnet den Honigtau noch als einen Regen vom Himmel, der durch die Sonnenstrahlen in eine für die Pflanzenwelt schädliche Substanz verwandelt werde, während Plinius und Galenus denselben nur von seiner für die honigsammelnden Bienen förderlichen und wohlthätigen Seite kennen.

In den Spuren des Bauhinus bewegt sich noch im 18. Jahrhundert **Musshenbroef** (institutiones physicae, II, cap. XL, de meteoris aqueis, S. 1527), indem er den Honigtau aus Substanzen entstehen läßt, welche aus Bäumen und Kräutern aufsteigen, sobald die Sommer Sonne ihren Zenith erreicht habe. Trotzdem läuft noch die alte Plinius'sche Hypothese vom meteorischen Ursprung des Honigtaues bei den Naturforschern neben her, zuletzt noch in zwei Beantwortungen einer Preisfrage der schwedischen Akademie der Wissenschaften nach dem Wesen des Honigtaues aus dem Jahre 1741. Gerade diese Preis-

frage, beziehungsweise die erfolgende Kritik der falschen Beantwortungen der ersteren, hat für die weitere Aufhellung und wissenschaftliche Richtigstellung des Naturphänomens den wirkjamen Anstoß gegeben, indem von da ab die exakten Naturforscher mehr und mehr die Unrichtigkeit der traditionellen Honigtau-Hypothese erkannten und bloßlegten.

Den ersten wissenschaftlichen Einspruch erhob Ledge (Abhandl. der schwed. Akad. 1765 S. 89), indem er, gestützt auf gleichzeitige Beobachtungen des genialen Reaumur (Mém. sur les insectes, tom. III, p. 44, 1734—42) an den Blattläusen, das ganze Problem der Honigtau-Entstehung erstmals in ein anderes Licht stellte. Reaumur hatte nämlich das fast regelmäßige Zusammenvorkommen von Blattläusen und Honigtau beobachtet und solches anfangs in falscher, später in richtiger Weise dahin erklärt, daß der Honigtau als Exkret der Blattläuse bezeichnet werden müsse. Ledge führte diese Reaumur'schen Beobachtungen selbst weiter und schildert (a. a. O.) sehr anschaulich, wie eine Blattlausart, der sog. „lichtgrüne Chermes“, der sich auf den Stämmen unserer Apfelbäume, sowie auf den Johannisbeersträuchern massenweise aufhält, diese Exkretion vollzieht: „Da sitzt er und sauget, das callöse Wesen. Aus seinem Hinterteil geht ein kleiner, klarer Tropfen heraus, den die Ameisen erwarten und wie einen Lederbissen mit ihren Kiefern weg-schnappen. Es ist angenehm zu sehen, wie die Ameisen, wenn kein Saft vorhanden ist, mit ihren Fühlern den Chermes auf den Rücken klopfen, als wollten sie zu verstehen geben, daß sie da seien und etwas zu erwarten hätten. Ich bemerkte, daß der schläfrige Chermes da, gleichsam wie erwecket, etwas zum Gebrauch der durstigen Ameisen von sich gab.“

Trotzdem wurde diese im Prinzip richtige Erklärungsweise der Entstehung des Honigtaues noch auf lange hinaus nicht nach Gebühr gewürdigt. Speziell in den zunächst beteiligten und berufenen Kreisen der Botaniker gab man noch immer der vegetabilischen Entstehungsweise den Vorzug.

So führt, anschließend an die Hypothese des Bauhinus noch 1794 Plencé in seiner Einteilung der Pflanzenkrankheiten unter der Rubrik II „Profluvia“ neben Haemorrhogia, Lachrymatio gemmarum und Albigo (Mehltau) auch unseren Honigtau (Melligo) als pflanzpathologische Erscheinung auf. Die tatsächliche qualitative Verwandtschaft des Honigtaues mit dem Nektariensaft der Blüten in Anbetracht der chemischen Zusammensetzung beider mußte diese Meinung noch begünstigen.

Treviranus behauptet gleichfalls in seiner Physiologie der Gewächse (II, a. Bonn 1838, S. 36): „Auch ohne allen drüsigen Apparat können süße Säfte aus grünen Pflanzenteilen ausschwißen und es bedarf dazu nur einer sehr warmen, anhaltend trockenen Luftbeschaffenheit. Am U-

baume, mehreren Hornarten, dem Walnußbaume, den Weiden, Ulmen, Fichten ist dergleichen von Pobel und Pena, von Tournefort, Reneaume und anderen beobachtet worden und schon Plinius hatte Kenntnis davon. An Weißpappeln und Linden habe ich es mehrmals während einer heißen und trodenen Sommerwitterung bemerkt, sowie an *Carduus arctioides* und an Orangebäumen, wenn die Luft der Gewächshäuser zu warm und zu trocken war. Das Sekret erschien stets auf der Oberseite der Blätter in zerrinnenden Tropfen, die endlich zusammenfloßen und einen Überzug bildeten, der teilweise auch abloß.“

In derselben Richtung wie Treviranus bewegen sich mit ihren Forschungen Th. Hartig (Forstliches Conversationslexikon 1834 S. 409), der den Honigtau auf den Laubblättern der Rose beobachtete und auf die dadurch bedingten lokalen Veränderungen im Blattgewebe hinweist; ferner Meyen (Pflanzenphysiologie S. 225), der den Honigtau als eine durch zu schnellen Temperaturwechsel verursachte Pflanzenkrankheit charakterisiert; desgleichen Schlechtendal (in einem Aufsatz über den Zucker auf den Blättern, II. Jahrgang der botanischen Zeitung 1844 S. 6), der zwar das gleichzeitige Vorkommen der Blattläuse auf den „süßen klebrigen Blättern“ nicht in Abrede stellt, dabei aber ähnlich wie schon Goethe in seinen bekannten Beiträgen zur Morphologie (I, S. 294, Cottasche Ausgabe von 1817) sich äußert, daß anfangs eine starke Aufnahme vieler Nahrung bei behinderter Verdunstung statt habe, dann aber, durch Wärme und heitere Luft begünstigt, die Ausdünstung desto stärker werde und dadurch eine Ausschwizung erfolge, aus welcher die trodene Luft die wässerigen Teile hinwegnehme und die gehaltvolleren auf den Blättern zurücklasse.

Ebenso entscheidet sich Unger in seiner Abhandlung „Zur näheren Kenntnis des Honigtaues“ (Berichte der Wiener Akademie, mathem.-natur. Klasse, 25. Jahrgang 1857), in welcher er verschiedene von ihm beobachtete Erscheinungen des Honigtaues beschreibt und die betreffenden Analysen mitteilt, für den vegetabilischen Charakter der Exkretion, indem er schließt: „ein auf sorgfältige und mehrmals wiederholte Beobachtung gegründetes Verzeichnis von Honigtau tragenden und davon gänzlich freien Pflanzen, welche häufig hart nebeneinander standen, spricht keineswegs für solche nähere Ursachen, welche außerhalb der Pflanze liegen, sondern deutet vielmehr darauf hin, daß die Hervordringung des honigartigen Blattüberzuges von den Pflanzen selbst bewerkstelligt werde.“

Im Hinblick auf die unleugbaren Wechselbeziehungen zwischen der Bodenbeschaffenheit, in deren Sphäre eine Pflanze mit ihren Wurzeln sich bewegt, und der Säfteentwicklung in den überirdischen Zellenteilen nennt Hallier in seiner Phytopathologie (1868) den Honigtau eine

durch den Chemismus des Bodens einerseits und durch abnorme Ernährungsverhältnisse andererseits veranlaßte Exkretion, welche für den pflanzlichen Organismus als ein höchst bedenkliches pathologisches Symptom angesehen werden müsse.

Zumal in den siebziger Jahren wendeten sich verschiedene Forscher von Namen und wissenschaftlicher Bedeutung der Lösung unseres Problems zu. Die Mehrzahl derselben suchte indes immer wieder einen vegetabilischen Entstehungsgrund. Hierher gehören die Franzosen Boussingault (compt. rend. t. 74 p. 87 u. p. 472) und Follie, die Engländer Hooker und Darwin, unter den Deutschen H. Hofmann (Landwirtschaftliche Versuchstationen 1877) und Soraur (Handbuch der Pflanzenkrankheiten, 2. Aufl. I, 1886). Für den letzteren, welcher die Konsequenzen aus den Forschungen seiner sämtlichen Vorgänger zieht, sind Transpiration und Sonnenhitze die einzigen ursächlichen Faktoren, welche den Honigtau zustande bringen. Sobald die Wurzeln der erkrankenden Pflanze humusarme, steinige Bodenschichten erreichen und infolge davon nicht mehr imstande sind, die normalen Wasser- und Nährstoffmengen den besonders in heißer, trockener Jahreszeit stark transpirierenden und assimilierenden Blattorganen zuzuführen, entstehe als Umwandlung der für anderweitige Zwecke bestimmten Kohlehydrate in Zucker — der auschwitzende Honigtau.

Hiergegen hatten begreiflicherweise alle diejenigen, welche nach dem Vorgang Reaumur's einer ausschließlich animalischen Entstehungsweise des Honigtaues das Wort redeten, keinen leichten Stand. Dennoch fand auch diese im allgemeinen gut fundierte und sehr annehmbare Hypothese manchen tüchtigen Vertreter. Am gründlichsten und überzeugendsten wird dieselbe in allerneuester Zeit durch Dr. M. Büsngen, Privatdozent der Botanik an der Universität Jena, verteidigt, auf dessen treffliche Abhandlung „Der Honigtau, biologische Studien an Pflanzen und Pflanzenläusen, 1891“ hier ausdrücklich hingewiesen sei. Für Büsngen sind in Geltendmachung der animalischen Entstehungshypothese insbesondere folgende gewichtige Beobachtungen maßgebend (siehe a. a. O. Kap. II, S. 1, 17 u. ö.):

1. Die glänzenden Tröpfchen, mit deren Auftreten der Honigtau beginnt, stehen außer aller Beziehung zu dem anatomischen Bau der Blätter, auf welchen sich die Erscheinung vollzieht. Sie sind weder an die Nerven der Blätter gebunden noch bevorzugen sie irgendwie die zwischen den Nerven gelegenen, dazu in erster Linie geeignet scheinenden Parenchyminseln.

2. Die Tröpfchen stehen in Gruppen zusammen, die ihrerseits auf horizontal liegenden Blättern einen fast kreisförmigen, auf geneigten

einen mehr länglichen Umriß zeigen. Diese Tröpfchen-Gruppenfiguren können also nicht durch direkte Ausscheidungen aus den Blättern gebildet sein, sonst müßte ihr Entstehungskreis kongruent dem Mutterboden des Pflanzenblattes eine diverse Gestalt annehmen; vielmehr müssen dieselben von einem außerhalb des Blattes gelegenen Punkte her bewirkt werden.

3. Einzelne Teile dieser Tröpfchen-Gruppen können über den Blattrand hinaus auf andere Blätter, z. B. auf Stengelteile, ja sogar auf gar nicht zu der Pflanze selbst gehörige Dinge der Umgebung und zwar, was sehr wichtig ist, nicht in senkrechter Falllinie geschleudert werden.

4. Die Tröpfchen, deren Durchmesser höchstens einen Millimeter beträgt, können und müssen zufolge des Gesetzes der Adhäsion zusammenfließen und bilden dann eine zähe, klebrige Masse. Niemals sieht man aber unter der Lupe ein einzelnes Tröpfchen wachsen, was die causa efficiens des Zusammenfließens in dem Falle sein müßte, wenn die Auscheidungen aus den Saftzellen der Pflanzen herrührten. Auch die kleinsten Tröpfchen sind verhältnismäßig schon ziemlich groß und behalten ihre Anfangs-Dimensionen unverändert bei.

Kurz, die Honigtau-Tröpfchen und der als Honigtau bekannte Zusammenfluß derselben ist das Produkt der Blattläuse, welche die Pflanzenwelt in zahllosen Milliarden von Kolonien bevölkern und deren größte Ausdehnung thatsächlich mit derjenigen Jahreszeit zusammenfällt, in welcher der Honigtau am meisten beobachtet wird. Darin hat der neueste Beobachter des Phänomens jedenfalls recht, daß das räumliche Nebeneinander von Honigtau und Blattläusen nicht für die letzteren ein post hoc ergo propter hoc bedeuten kann, das heißt es wäre irrig, mit Verschiedenen anzunehmen, daß der von den Pflanzen ausgeschiedene Honigtau als Nahrungsquelle die Blattläuse anziehe. Solches wäre physiologisch fast undenkbar, indem Tiere wie Blattläuse mit solch ausgesprochenem Stech- und Saugapparat (siehe die lithogr. Tafel II der gen. Abhandlung) die auf freier Oberfläche der Blätter in dünner Schicht ausgebreitete klebrige Honigtaumasse nur äußerst schwer aufnehmen können, während es denselben eine Spielerei ist, durch Anbohren der Pflanzenzellen die nährenden Zuckersäfte aufzusaugen.

Hiermit wäre die Honigtauhypothese, diese crux unserer Naturforscher, in ein letztes, im allgemeinen wohlbefriedigendes Stadium getreten, obwohl auch hier, wie uns scheint, nicht alle Bedenken gegen eine teilweise Berechtigung der vegetabilischen Entstehungsweise sich als stichhaltig erweisen dürften. Vielleicht liegt auch bei diesem Problem die Wahrheit in der Mitte der divergierenden Ansichten und der Honig-

tau ist bald mehr durch vegetabilische, bald mehr durch animalische Entstehungsurfachen bedingt. Es ist zwar für den poetisch angeregten Beobachter des Naturlebens kein besonders anziehender Gedanke, daß der von den alten Dichtern als ätherisches Himmelsgeschenk besungene Honigtau zu guterleht nichts weiter ist als das gewöhnliche Excret der schmarogenden Pflanzenläuse, indessen der Wahrheit gebührt, möge sie fallen wie sie will, in allewege die Ehre. Insofern wird dieser unser Exkurs über den Honigtau an dieser Stelle unseren Lesern, zumal er ganz neue Gesichtspunkte eröffnet, nicht unwillkommen sein.

Zu Vers 8 ff. Der Bienenstand (stabula B. 14, auch von Columella IX, 6 gebraucht) soll an einem dem Wohnhause naßen, ungestörten, sonnigen und windfreien Orte sich befinden, möglichst unten im Thale, nie auf freier Anhöhe, wo die rauhen, scharfen Winde beikommen können. Erwünscht ist der Schutz durch Bäume oder nachbarliche Gehäude. Die Lage soll gegen Osten und Süden sein, damit die Morgensonne die Bienen zum Ausflug reize und im Winter selbst einige Wärme nicht fehle. Die einzelnen Bienenwohnungen, kurzweg „Stöcke“ bei uns genannt, standen bei den römischen Landwirten dreifach übereinander auf einer drei Fuß hoch gemauerten und, zum Schutz gegen kriechendes Gewürm (Eidechsen und Schlangen) glatt getünchten Döhne. Darüber wölbte sich zum Schutz gegen den Regen ein leicht gefügtes Dach. Das Ganze war mit einer mäßig hohen Mauer von locker gelegten Feldsteinen umgeben, welche in dem Falle, daß man Diebstähle befürchtete, fester und höher aufgeführt wurde und drei Fuß hoch vom Boden kleine Durchgänge erhielt. Wir haben also schon bei den Römern das Vorbild der sog. „Bienenlagd“, wie sie mit Vorliebe im Lüneburgischen und Braunschweigischen heute noch in den Heidegegenden aufgeschlagen wird, allerdings aus leichterem Material, von Holz und Stroh. Im ganzen unmittelbaren Umkreis des Standes soll der vorsichtige Bienenzüchter die Nester der Wespen und Hornissen zerstören, schädliche Vögel töten oder durch Klappern und Schwenken von Tüchern fortscheuchen, die Eidechsen ansrotten und jegliche Störung durch das herumtschweifende Weidevieh verhindern.

„Die an der Brust mit blutigen Händen gezeichnete Protne“ ist die Schwalbe, eine unserer Bienenzucht besonders bei trübem Wetter und lange anhaltendem Regen nicht ungefährliche Feindin. Am verderblichsten können die sog. Rauchschwalben werden, wenn sie in der Nähe der Bienenstände in altem Gemäuer in Kolonien sich aufhalten. Der mythologische Name, welchen der Dichter der Schwalbe hier giebt, rührt von einer athenischen Königstochter, Protne, her. Dieselbe war mit dem thracischen Könige Lereus vermählt und rächte die Schändung

Ihrer Schwester Philomela an dem Gatten dadurch, daß sie den eigenen Sohn Itys ermordete und dem Vater zu essen gab. Alle wurden verwandelt, Prokne selbst als Schwalbe und behielt ihre blutige Brust.

Zu Vers 18 ff. Auch Varro verlangt, daß in der Nähe des Bienenstandes lauterer Wasser vorbeifließe oder in seichten Tümpeln, zwei bis drei Finger tief, sich sammle. Fehlte lebendiges Wasser, so leitete man solches aus Brunnen und Quellen in kleinen Kanälen herbei, worin ja die Römer im großen in ihren prächtigen Aquadacten Muster-giltiges leisteten. In das Wasser selbst legte man kleine Stäbe aus Weidenruten und Steinchen, die so weit über das Wasser hervorragten, daß die vom Sturm zu Boden geschleuderten Bienen darauf ausruhen und bequem trinken konnten. Diese Stäbe und Kiesel erscheinen den kleinen Wesen als ganze Stämme und Balken, sowie als mächtig ragende Felsblöcke, das Wasserlein selber als ein ganzer Ozean (vgl. Georg. I, 295).

Zu Vers 24. Der Baum soll nur dem Vorhofe des sonnigen Bienenstandes, dem Vestibulum des Hauses der Bienenfamilie, den Schatten entgegenwerfen, damit die Schwärme, die gern an schattigem Plage sich niederlassen, dort einen Anhaltspunkt finden.

Der Lenz der Schwärme dauert von der Frühlingsgleiche bis zum längsten Tage. Die Ausflüge beginnen nach Hyginus mit der Frühlingsgleiche und das Schwärmen währt vom Aufgang der Vergilien (11. Mai) bis zur Mitte des Sommers.

Zu Vers 30. Aus der großen Zahl der Honigpflanzen hebt der Dichter in schöngemessenen und mit flüssigen Konsonanten austönenden Versen die vorzüglicheren und bekannteren hervor: Casia, Daphne Gnidium Linn., Zeiland; Serpyllum, Thymus Serpyllum, Linn., Quendel, wilder Thymian; der lateinische Name der Thymbra war Cunila, wovon der Landmann den einheimischen auch Satureja nannte; daher der botanische Name Satureja Thymbra Linn., Saturei, Gartenhyssop. Die Viole, von denen Virgil ganze Beete angepflanzt wünscht, gehören dagegen zu den weniger ausgesprochenen Bienenährpflanzen.

Zu Vers 33 ff. Als beliebte Bienenwohnungen waren im Gebrauch solche aus der Rinde des Korkbaumes, weil diese weder zu kalt im Winter, noch zu warm im Sommer sind; nächstdem viereckige aus dickmarktigen Ferulstäben; dann geflochtene Körbe aus Weidenruten, die man innen und außen mit einer Schicht flüssigen Kuhmistes überzog; weiter Beuten aus hohlen Naturstämmen, also „Kloßbeuten“, wie sie jetzt noch in Polen und Rußland vielfach Verwendung finden; auch aus Lehm wurden von den ärmeren Züchtern Wohnungen geformt, während die Reichen sich den Luxus eines durchsichtigen Stoffes erlaubten, um wie bei unseren Observationsstöcken das Thun und Treiben der Bienen

im Innern betrachten zu können. Gewiß eine schon recht ansehnliche Auswahl von Bienenwohnungen, deren Zahl die mobile neuere Technik allerdings längst überschritten hat. Doch ist auch unser vielgerühmter Mobilismus, d. h. die Bienenwohnung mit beweglichem Wabenbau, den Alten nicht ganz unbekannt gewesen, indem die alten Griechen Bienenkästchen mit ein- und ausstellbaren Waben im Gebrauch hatten.

Zu Vers 35. Die Römer scheinen demnach mehr als ein sog. Flugloch an ihren Bienenwohnungen angebracht zu haben. Ob sie damit der nötigen Luftregulierung im Innern Rechnung getragen haben oder ihren Völkern während der Volltracht eine größere Bewegungsmöglichkeit im Ein- und Ausfliegen verschaffen wollten, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Zu Vers 38 ff. Die Bienen verstopfen — und zwar nicht erst im Winter, wie ein sehr gelehrter Philologe in seinem Commentare zu dieser Stelle meint — schon im Nachsommer, beziehungsweise sobald die eigentliche Tracht aufhört, die Fluglöcher mit dem bekannten Bienenharz, von Plinius melligo genannt. Dasselbe hat drei Schichten: zuerst commosis, Gummigrund, dann pissoceros, Pechwachs, endlich propolis, Vorbau. Der Gummigrund ist die erste Kruste, von bitterem Geschmack. Darüber folgt als eine Art luftdichte Verpichtung das Pechwachs. Zuletzt folgt als eigentlicher Bau die massige Lage der propolis. Das Wachs, sagt Plinius, sammeln die Bienen aus Blumen, das Bienenharz dagegen aus „Thränen der Bäume“, der Weide, Erle, Ulme und Fichte. Die Abweichungen des Aristoteles von dieser Definition sind unwesentlich; dagegen verwechselt Varro propolis, welches Wort auch überhaupt für Bienenharz gebraucht wird, mit Erithace, dem Bienenbrot oder, wie wir uns wissenschaftlicher ausdrücken, dem zu Pollen verarbeiteten Blütenstaub, welcher sonst Sandaracha und Cerinthus heißt.

Zu Vers 42 ff. Hier verwechselt der Dichter die Honigbienen mit ihren Verwandten aus dem Geschlecht der Apiden, den Erdbienen, die Aristoteles richtig unterscheidet und um den Thermodon fand, vielleicht auch mit einer kleineren Art von Hummeln, die ihre Nester mit Vorliebe in Erdböchern und Steinritzen anlegen. Dagegen trifft es auf unsere Honigbienen gut zu, wenn Virgil sie „im Schlupfe des ausgemorderten Baumes“ sich bergen läßt.

Zu Vers 45. So sorgfältig die Bienen auch ihrerseits sich gegen Kälte und unberufene Gäste verschanzten, muß der Bienenzüchter hier doch nachhelfen. Columella verlangt, daß die Bienenstöcke unter Schirmdächern stehen, die durch Schichten punischen Leinwand wasserdicht gemacht werden sollen. Um die Zeit des Frühuntergangs der Plejaden (11. No-

5727 24
 Band 20
 an



3 2044 107 290 751

Date Due



